

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK
N. C.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Humoreske „Durchs Rad" von O. Metterhausen. (S. 97)
Originalzeichnung von W. Zweigle.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Zehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

In den Minen.

Roman von **K. Orth.**

(Fortsetzung und Schluß.)

25.

Die Voruntersuchung gegen Campbell und Hurley war mit einer selbst für amerikanische Verhältnisse außergewöhnlichen Schnelligkeit zu Ende geführt worden, und alle Winkelzüge des geschickten Bartholomew hatten nicht verhindern können, daß sie schon vierzehn Tage nach ihrer Verhaftung vor den Schranken des Geschworenengerichtes zu Mauch Chunk standen. Da die Verteidigung eine große Anzahl von Zeugen aufgeboten hatte, um den Nachweis zu führen, daß sich die beiden Angeklagten zu der Zeit, wo Boyle erschossen worden war, in Coaldale aufgehalten hätten und daß sie somit nicht die Mörder des Direktors sein könnten, waren mehrere Tage für die Verhandlung des Prozesses angesetzt worden.

Es war um die Mittagszeit des zweiten Verhandlungstages, als Morgan O'Connor an die Thür des Zimmers klopfte, das Maud noch immer in „Sheridan House" bewohnte. Sie öffnete sofort und sah bei dem

ersten Blick auf sein Gesicht, daß etwas Bedeutsames geschehen sein müsse.

„Du mußt fort, Maud," sagte er. „Auf der Stelle mußt du abreisen, denn ich könnte dir nicht eine Stunde länger für die Sicherheit deines Lebens bürgen."

„Wann hätte ich solche Bürgschaft jemals von dir verlangt, Morgan? Wenn du mein Leben für bedroht hältst, in wie großer Gefahr muß dann das deine sein! Und du kannst mir nicht ansinnen wollen, daß ich dich gerade in einem solchen Augenblick verlasse."

Aber sie las es mit wachsender Angst in dem feierlichen, ja düsteren Ernst seiner Züge, daß sein Entschluß diesmal ein unwiderruflicher sei.

„Mach es mir nicht zu schwer, Lieb!" bat er. „Wenn es nicht dein Wunsch ist, dich und mich zu Grunde zu richten, so triff unverzüglich deine Reisevorbereitungen. Es liegt mir außerordentlich viel daran, daß du noch den Vieruhrzug nach Philadelphia benutzen kannst."

„Und was ist geschehen, das eine so grausame Maßregel notwendig macht?"

„Ich will es dir erzählen, Maud, während du mit dem Packen beginnst," beharrte er. „Wir dürfen keine Minute mehr ungenützt verlieren."

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als seiner Weisung zu folgen; aber in ihrem Inneren stand bereits fest, daß sie nicht gehen würde. Während sie sich den Anschein gab, ihren Handkoffer für die Reise herzurichten, lauschte sie in atemloser Spannung auf die raschen Mitteilungen, die ihr Morgan machte.

„Das Urteil in dem Mordprozesse von Mauch Chunk wird noch heute gesprochen werden," sagte er, „und es ist bereits außer Zweifel, daß die Geschworenen beide Angeklagte des Mordes schuldig erklären werden. Das bedeutet für Campbell und Hurley den Tod."

„Aber sagte nicht Michael Lawler noch gestern, daß der Prozeß mindestens eine Woche dauern würde?"

„So lange und vielleicht noch länger würde er gewährt haben, wenn alle von Bartholomew und seinem ehrenwerten Kollegen vorgeladenen Entlastungszeugen vernommen worden wären; aber nach einer Depesche, die Kapitän Gowen soeben empfing, haben diese wackeren Anwälte des Rechts nach dem Ergebnis des heutigen Verhandlungstages selbst auf jede weitere Beweiserhebung verzichtet."

„Das ist seltsam. Und weißt du auch, wodurch sie bestimmt wurden?"

Nun glitt doch für einen Moment ein Lächeln der Genugthuung über Morgans ernstes Gesicht. „Ich weiß es allerdings, denn ich darf es wohl zu einem guten Teil als mein Verdienst betrachten, daß sie dazu gezwungen wurden. Ich selbst habe ja während dieser vierzehn Tage alle Verhandlungen mit Bartholomew geführt. Ich kannte bis in die kleinsten Einzelheiten das fein gesponnene Gewebe von Lug und Trug, mit dessen Hilfe die Angeklagten ihrer Strafe entzogen werden sollten. Alle diese sorgfältig vorbereiteten und einstudierten Zeugenaussagen, denen die Geschworenen nach der Ansicht der Herren Verteidiger wohl oder übel Glauben schenken mußten, wenn sie durch ein paar Dutzend falscher Eide bekräftigt worden waren, erfuhr der Staatsanwalt in Mauch Chunk von mir durch Gowens Vermittelung schon vor Beginn des Prozesses. Da war es ihm denn natürlich heute ein leichtes, das ganze Lügengebäude mit einem einzigen Schlage zu zertrümmern. Die beiden ersten Entlastungszeugen, deren Vernehmung bereits erfolgt war, sind auf der Stelle unter dem dringenden Verdacht des Meineids verhaftet worden; auf das Verhör der übrigen haben die Verteidiger alsdann aus freien Stücken verzichtet. Und was sie auch immer jetzt

noch zu Gunsten ihrer Klienten versuchen mögen, an ihrem Schicksal können sie nichts mehr ändern."

„Dies Ergebnis des Prozesses aber hattest du doch wahrscheinlich vorausgesehen, Morgan! Und ich verstehe nicht, weshalb es dich mit einer so dringenden Sorge um mein Leben erfüllt."

„Der Staatsanwalt ist in seinem Eifer offenbar nicht mit der Vorsicht zu Werke gegangen, die um meinetwillen wünschenswert gewesen wäre. Bartholomew muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß seine Klienten wie er selbst die Opfer eines Verrats geworden sind, und es wäre nur natürlich, wenn sein Verdacht zunächst auf mich fiele. Die Depesche, die dem Kapitän Gowen durch einen anderen eingeweihten Agenten Pinkertons zugegangen ist, warnt mich ausdrücklich vor der Rache der Molly-Maguires."

Er hatte das in ruhigem Tone gesprochen, Maud aber hielt totenbleich in ihrer erzwungenen Beschäftigung inne.

„Und trotzdem denkst du daran, hier zu bleiben? Nein, das kann nicht im Ernst deine Absicht sein. Du wirst mich begleiten."

„Nein. Meine Pflicht gebietet mir, auf meinem Posten auszuharren, bis auch das Letzte gethan ist. Die Berichte zweier Gruppen stehen noch aus und mit ihnen die Aufklärung über einen vor drei Monaten in Mahanoy Plane verübten Mord. Es wäre eine Feigheit und ein Wortbruch, wenn ich ihr Eintreffen nicht abwarten wollte, ehe ich auf meine Sicherheit bedacht bin."

„Aber sie werden dir nicht Zeit lassen, darauf zu warten, Morgan — diese Unmenschen werden dich ermorden."

„Pst — nicht so laut! Ich glaube nicht, daß sie sich auf eine bloße Anklage hin entschließen werden, mich ungehört zu verdammen. Und wenn ich nur Zeit gewinne,

mich zu verteidigen, so habe ich für den Augenblick nichts mehr zu fürchten. Noch ist mein Ansehen bei ihnen zu groß, und ich kenne die Mittel, deren man sich bedienen muß, um ihnen zu imponieren. Gelingt es mir, eine Frist von drei oder vier Tagen zu erhalten — und ich zweifle kaum, daß es mir gelingen wird — so darf ich den Minenbezirk mit dem Bewußtsein verlassen, meine Mission vollständig erfüllt zu haben. Denn unmittelbar nach dem Eintreffen jener letzten Berichte wird in einer und derselben Stunde die Verhaftung aller Würdenträger der Molly-Maguires und aller derer erfolgen, die an der Ausführung eines Verbrechens als Anstifter oder Thäter beteiligt waren. Dann ist Pennsylvanien mit einem Schlage von der furchtbaren Seuche befreit, die sein Lebensmark aufzuzehren drohte — und ich werde stolz darauf sein, mich vor aller Welt zu meinem Werke zu bekennen."

Er hatte sich hoch aufgerichtet, und seine Augen leuchteten. Die Aufgabe, die er vor Monaten nur mit heftigem inneren Widerstreben übernommen hatte, war ihm mit dem wachsenden Erfolg teuer geworden, und er hatte offenbar keinen anderen Wunsch mehr als den, sich als Sieger am Ziele seines bisher mit so glücklichem Gelingen zurückgelegten Weges zu sehen.

Maud aber erblickte in diesem Moment nichts anderes vor sich, als das Bild der furchtbaren Gefahr, die den Geliebten bedrohte, und mit den flehentlichsten Bitten drang sie in ihn, mit ihr zu fliehen. Mochte doch immerhin dies eine Verbrechen unaufgeklärt und ungesühnt bleiben. War es angesichts seiner Erfolge denn nicht geradezu Uebermut, eine frevelhafte Herausforderung des Geschicks, wenn er jetzt um einer verhältnismäßig so geringfügigen Ursache willen sein Leben aufs Spiel setzte? Und wenn ihre Bitten, ihre Thränen nichts über ihn vermochten, mußte ihn dann nicht das Bild seiner ein-

samen, kranken, in Bangen und Sehnsucht nach ihm vergehenden Mutter bewegen, seinen eigensinnigen Entschluß zu ändern?

Aber wenn Maud gerade von dieser letzten Mahnung einen stärkeren Eindruck auf Morgan erhofft hatte, so sah sie sich jetzt nur um so schmerzlicher enttäuscht, da er nach kurzem Schweigen und nach sichtlichem inneren Kampfe sagte:

„So höre denn, mein Lieb, daß es in Wahrheit nicht so sehr die Erwartung jener Berichte ist, die mich hier festhält, als das Verlangen, eine andere Pflicht zu erfüllen — eine Pflicht, die meine Mutter selbst bestimmen würde, mich zum Bleiben aufzufordern. Der Tod meines unglücklichen Bruders wird seine Sühne finden, denn die Namen seiner Mörder stehen obenan auf der Liste derjenigen, die dem Gesetz und dem Henker verfallen sind. Aber das Schicksal hat mich auch zum Rächer meines Vaters ausersehen. Ein Zufall hat mich hier den Mann wiederfinden lassen, der uns schon damals für den Thäter galt, den aber der Arm des Gesetzes in meiner irischen Heimat nicht erreichen konnte. Beinahe täglich habe ich ihn hier gesehen und gesprochen; ich habe an einem Tische mit ihm gesessen und mehr als einmal aus einem Glase mit ihm getrunken; ich habe seine Händedrücke erwidert und seine Umarmungen geduldet — immer in der Hoffnung, ihm eines Tages das Geständnis zu entreißen, das mir volle Gewißheit giebt über seine Schuld. Bis zu dieser Stunde aber ist es mir nicht gelungen; denn er spricht zu mir rückhaltlos von allem Guten und Schlechten, das er in seinem Leben gethan, nur nicht von diesem einen, das meine Seele zu erfahren dürstet. Und ich sollte fortgehen, ohne es zu erfahren? Nimmermehr! Alles andere, was ich bisher gethan und erreicht, wäre nichts, wenn ich dies Wichtigste ungethan ließe. Und nicht wahr,

mein teures Lieb: auch du wirst nicht weiter in mich dringen, nachdem ich dir dies gesagt habe?"

Mit gesenktem Kopf stand sie vor ihm, um ihre Thränen zu verbergen. Jetzt wußte sie freilich, wie nutzlos all ihre Bitten und Beschwörungen sein würden.

„Und sein Name, Morgan?" fragte sie endlich leise. „Willst du mir nicht wenigstens seinen Namen nennen?"

„Keinem anderen als dir würde ich ihn mitteilen, ehe die Stunde der Vergeltung da ist. Es ist Michael Lawler."

„Michael Lawler?" wiederholte sie, aufs äußerste betroffen, „dein Freund und Beschützer? Der Mann, dem du es allein zu danken hast, wenn du so rasch zum Ziele gelangen konntest?"

Morgan O'Connor neigte bejahend das Haupt. „Das Schicksal selbst hat ihn zum Werkzeug meiner Rache gemacht. Aber die Zeit vergeht. In einer halben Stunde spätestens müssen wir aufbrechen."

Maud warf sich an seine Brust, und indem sie ihre Wange zärtlich an seine Schulter schmiegte, flehte sie: „Laß mich bei dir bleiben, Morgan! — Laß mich auch die Gefahren dieser letzten Tage noch mit dir teilen! Und wenn es nicht anders sein kann, so laß mich mit dir sterben!"

Aber er blieb unerschütterlich. „Nein, mein geliebtes, tapferes Mädchen — und zum letztenmal: nein! Ich konnte dein hochherziges Opfer annehmen, solange ich sicher war, daß ich die Macht besäße, dich zu schützen. Jetzt aber habe ich diese Sicherheit nicht mehr, und jetzt würde mich die Vorstellung, auch dich der Rache dieser erbarmungslosen Fanatiker preisgegeben zu sehen, um alle Entschlossenheit und Kaltblütigkeit bringen, deren ich vielleicht niemals so sehr bedurft habe, als gerade jetzt. Nicht um deiner selbst willen allein — auch meinetwegen mußt du fort."

Nun bat sie nicht mehr, sondern vollendete schweigend ihre einfachen Reisevorbereitungen.

Monaghan machte ein etwas erstauntes Gesicht, als er erfuhr, daß sein anmutiger Gast auf eine oder zwei Wochen nach Buffalo zurückkehren wolle, um dort einige wichtige Angelegenheiten ihres Bruders zu ordnen; aber er hatte weder eine Veranlassung noch ein Recht, Einwendungen zu erheben, und so erhielt Johnny, der überaus bestürzt und bekümmert dreinschaute, den Auftrag, das leichte Gepäck des jungen Mädchens zum Bahnhofe zu befördern.

Als ein Bild des Jammers stand er neben ihr auf dem Bahnsteig, während Morgan an den Schalter getreten war, um die Fahrkarte nach Philadelphia zu lösen. In großen runden Tropfen kollerten die Thränen über seine Wangen, und er preßte den kleinen Koffer an seine Brust, wie wenn es ein teures lebendes Wesen gewesen wäre.

„Miß Maud kommt nie wieder!" sagte er plötzlich. „Ich weiß, daß Sie nie wieder kommen werden — nie — nie!"

Da trat sie dicht zu ihm heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Doch, Johnny! Ich komme wieder. Und wenn Sie mir feierlich versprechen wollen, mich nicht zu verraten — auch nicht an meinen Bruder — möchte ich wohl einen großen Freundschaftsdienst von Ihnen erbitten."

Er sprach nichts, aber er sah sie an mit einem Blick, der alle Versprechungen überflüssig machte.

„So hören Sie mich an, Johnny," fuhr sie hastig fort. „Ich werde nur ein paar Stationen weit fahren und mit dem Philadelphia-Expreß, der um elf Uhr abends hier eintrifft, noch heute nach Pottsville zurückkehren. Sorgen Sie dafür, daß ich um diese Zeit die kleine Hinterthür des Hauses offen finde, und erwarten Sie mich dort, um mich zu benachrichtigen, ob ich unbemerkt in mein Zimmer hinaufgelangen kann. Aber Sie dürfen keinem Menschen

etwas davon sagen — hören Sie? — keinem Menschen, denn Sie würden mich sonst in große Ungelegenheiten bringen."

Johnny verzog seinen breiten Mund zu einem Lächeln, das wiederum viel beredter war als Worte, dann beförderte er mit großer Eilfertigkeit den Koffer in den Wagen und war bereits vom Bahnsteig verschwunden, als Morgan zurückkehrte.

Seine tiefe Bewegung mannhaft meisternd, flüsterte Morgan der Geliebten noch ein paar zärtliche Worte zu, einen Gruß an seine Mutter und ein zuversichtlich klingendes „Auf Wiedersehen!" — dann setzte sich der Zug, der ihm sein Teuerstes entführte, in Bewegung.

„Ich wäre ein armseliger Schwächling gewesen, wenn ich ihren Bitten nachgegeben hätte," sagte er bei sich selbst. „Wohlan denn! Nun bin ich frei. Führen wir das Werk zu Ende!"

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde vor Mitternacht schleppte sich eine Frauengestalt ersichtlich mühsam vom Bahnhofe her durch die dunkle Gasse, in der „Sheridan House" lag. Aus den Fenstern des Gastzimmers fiel Licht, und wüstes Durcheinander rauher, erregter Männerstimmen schallte in die Nacht hinaus. Maud wandte sich nicht der vorderen Eingangsthür zu, sondern sie schlich, dicht an die Mauer gedrückt und häufig eine Stütze an den kalten, feuchten Steinen suchend, durch den schmalen Gang, der das Haus von dem Nachbargebäude schied, bis sie die kleine Hinterthür erreicht hatte.

Es war dort völlig finster; die Augen des wartenden Johnny aber hatten Maud doch erkannt.

„Guten Abend, Miß Dougherty," sagte er, und sie hörte mit Rührung das Zittern der Freude in seiner Stimme. „Wie gut, daß Sie da sind! — Ich glaubte schon,

daß Sie mich nur hätten trösten wollen, und daß Sie niemals kommen würden."

„Ich wäre früher hier gewesen, Johnny," gab sie leise zurück, „wenn ich mir nicht beim Verlassen der Eisenbahn den Fuß verletzt hätte. Das Gehen wird mir sehr schwer. — Aber sprich schnell: ist mein Bruder im Hause?"

„Nein. Mr. Dougherty ist um sechs ausgegangen und bis jetzt nicht wiedergekommen."

„Und du glaubst, daß ich in mein Zimmer hinaufgelangen kann, ohne von jemand gesehen zu werden?"

„Ich glaube es ganz gewiß, denn ich werde die Lampe auf der Treppe auslöschen. Wenn Sie sich nur recht fest auf meine Schulter stützen wollen, führe ich Sie dann schon hinauf, ohne daß Sie sich im Dunkeln irgendworan stoßen sollen. So — nur ganz fest — ich bin viel stärker, als Sie denken."

Er geleitete sie über die finstere Stiege hinauf, die Maud ohne seine Unterstützung wahrscheinlich überhaupt nicht hätte erklimmen können, da sie schon jetzt bei jedem Schritt heftige Schmerzen empfand.

Als sie endlich die Thür ihrer Kammer erreicht hatte, reichte sie dem braven Burschen die Hand. „Ich danke Ihnen, Johnny! Etwas Wasser, um meinen Fuß zu kühlen, finde ich wohl in meinem Zimmer. Und Sie werden vorläufig niemand etwas von meiner Rückkehr sagen — nicht wahr?"

„Kein Sterbenswörtchen — und wenn sie mich totschlagen."

Die Thür fiel zu, und Johnny ging behutsam hinunter. Aus einem Winkel der Diele aber löste sich eine hochgewachsene weibliche Gestalt, und mit zischenden Lauten flüsterte Daisys Stimme:

„Auf morgen — auf morgen!"

26.

Um zwölf Uhr nachts hatte der Gerichtshof zu Mauch Chunk das Todesurteil über Alexander Campbell und Thomas Hurley ausgesprochen, und in der Morgenstunde des nächsten Tages widerhallte das ganze Kohlenrevier von der Kunde dieses unerhörten Ereignisses. Sie fand ihren Weg in die entlegensten Kohlenminen, in die einsamsten Niederlassungen, darinnen drei oder vier Irländer bei einander wohnten. Und dem ersten Ausruf des Schreckens über das Unfaßbare, bis zu diesem Augenblick für unmöglich Gehaltene, folgte überall ein Aufschrei der Wut; denn es hieß ja, daß die verurteilten Molly-Maguires einem Verrat zum Opfer gefallen seien, dem schändlichen Verrat irgend eines Spions, dem es gelungen sein mußte, sich in die Reihen des Ordens und in seine verborgensten Geheimnisse einzuschleichen.

Ein einziges wildes Verlangen nur erfüllte die Herzen all der Hunderte, die mit Leib und Seele in dem Bann des Geheimbundes standen — das Verlangen, den Namen des Verräters zu erfahren und sich seiner zu bemächtigen, um furchtbare Vergeltung an ihm zu üben. Wohl nirgends im ganzen Minendistrikt aber war die Erregung gewaltiger und leidenschaftlicher als in Pottsville.

Natürlich war an diesem Morgen kein Molly-Maguire bei seiner Arbeit geblieben. In kleineren und größeren Gruppen standen sie entweder lebhaft debattierend auf den Straßen des irischen Viertels bei einander oder sie hatten sich in Monaghans Kneipe eingefunden, um durch ungezählte Gläser Rum und Whisky ihre Entrüstung gegen den unbekannten Verräter mehr und mehr bis zu rasendster Wut zu steigern. Von allen Seiten wurde Lawler, der schweigsam und finster dreinschaute, um die sofortige Einberufung einer außerordentlichen Versammlung bestürmt,

und er leistete nach einigem Zögern diesem Verlangen Folge, indem er die Parole ausgab, alle Mitglieder der Gruppe von Pottsville hätten sich um ein Uhr mittags in Kehoes Taverne einzufinden.

Morgan, der von Mauds Rückkehr ebensowenig etwas ahnte, als von der in später Abendstunde des gestrigen Tages erfolgten Heimkunft Daisys, hatte sich ein paar Stunden lang furchtlos unter den erregten Gästen von „Sheridan House" bewegt. Dann aber hatte er sich fortgestohlen, um an dem gewohnten Orte mit dem Polizeikapitän Gowen zusammenzutreffen, der ihn durch einen in sehr dringenden Ausdrücken abgefaßten Zettel dazu aufgefordert hatte.

Der Detektive hatte ihn bereits erwartet und wiederholte mit noch größerem Nachdruck als am verflossenen Tage seine Mahnung, Morgan möge auf der Stelle das Kohlenrevier verlassen.

Er zeigte ihm eine am Morgen eingetroffene Depesche des Pinkertonschen Agenten in Philadelphia, wonach in einer Konferenz zwischen Direktor Littlehales und Pinkerton der Beschluß gefaßt worden sei, den entscheidenden Schlag nicht länger hinauszuschieben und innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden die gleichzeitige Verhaftung aller bekannten Molly-Maguires zu bewirken. Unter diesen Umständen schien ein weiteres Verweilen Morgans im Minendistrikt ja so gut wie unmöglich, und Gowen hatte alle Vorkehrungen getroffen, um ihm eine sofortige und unauffällige Abreise zu ermöglichen.

Aber zu seiner Ueberraschung erhielt er auch heute dieselbe ablehnende Antwort, die ihm gestern zu teil geworden war.

„Um ein Uhr findet eine Versammlung in Kehoes Schänke statt, und es ist mein unwiderruflicher Entschluß, dieser Versammlung beizuwohnen," erklärte Morgan. „Ich

habe dafür Gründe, die ich Ihnen nicht nennen kann, die aber triftig genug sind, um keine Bedenken aufkommen zu lassen."

Kapitän Gowen verzichtete auf alle weiteren Ueberredungsversuche, da er O'Connors unbeugsame Entschlossenheit zur Genüge kannte, und Morgan kehrte nach „Sheridan House" zurück. Er vermied es, das Schänkzimmer zu betreten, aus dem noch immer der wüste Lärm der aufgeregten Gäste schallte, und ging in seine Kammer hinauf. Aber er war noch kaum dazu gekommen, Hut und Ueberrock abzulegen, als an die Thür des Zimmers geklopft wurde, und er, sich umwendend, Daisy auf der Schwelle erblickte.

„Daisy!" rief er, trotz seines Erschreckens eine freudige Ueberraschung heuchelnd. „Bist du endlich wieder zurück?"

Sie zog die Thür hinter sich ins Schloß und ging auf ihn zu. „Ja. Und du brauchst dir keine Mühe zu geben, dich darüber entzückt zu stellen. Denn ich weiß, daß du mich in diesem Augenblick lieber auf dem Grunde des Delaware wüßtest, da, wo er am tiefsten ist, als hier in deinem Zimmer."

„Welch ein Gedanke, Daisy! — Was in aller Welt sollte mich denn veranlassen, deinen Tod zu wünschen?"

„O, wie die Dinge einmal liegen, dürfte ich dir's nicht einmal verübeln, wenn du es thätest. Denn ich bin dir gar sehr im Wege — ich weiß es. Und du magst dir schon genugsam den Kopf darüber zerbrochen haben, wie du dich auf gute oder schlechte Art von mir befreien könntest."

„Daisy — ich versichere dich —"

„Spare dir alle Versicherungen! Es würde dir schwer fallen, mich zu überzeugen, seitdem ich die Gewißheit habe, daß es nicht deine Schwester, sondern deine Geliebte war, die wir so lange unter unserem Dache beherbergt haben.

Aber fürchte nicht, daß ich gekommen bin, dir eine abgeschmackte Eifersuchtsscene zu machen. Nicht um dies Mädchen handelt es sich jetzt, sondern um wichtigere Dinge. — Henry Dougherty, du bist ein Verräter!"

Morgan hatte die Arme über der Brust verschränkt und ertrug mit einem ruhigen Lächeln den funkelnden Blick ihrer Augen. „Eine überraschende Mitteilung — in der That! War es wieder ein gestohlener Brief, der dich auf diese Vermutung gebracht hat? Oder bist du diesmal auf ein anderes Auskunftsmittel verfallen, deine Wißbegier zu befriedigen?"

„Verhöhne mich immerhin! Es ist die schlimmste der Beleidigungen noch nicht, die ich von dir erfahren habe. Aber laß dir's gesagt sein, daß ich diesmal bessere Beweise besitze, als es jener Zettel war, und daß es mich nicht mehr als ein Wort kostet, dich zu verderben."

„Kann es dir eine besondere Befriedigung gewähren, so versuche es getrost."

Sie stand jetzt so dicht vor ihm, daß er den Hauch ihres Atems fühlte, während sie sprach. „Henry Dougherty!" Sie brachte die Worte nur mit Anstrengung über die Lippen. „Bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich dir's: dein Leben ist in meiner Hand. Ein Wort von mir, und sie werden dich ermorden — vielleicht unter schrecklichen Martern. Und nicht um sie allein — nein, auch um mich hättest du es verdient, daß ich dich ihrer Rache preisgäbe."

„Wenn ich es deiner Meinung nach verdient habe, Daisy, warum zögerst du dann noch, es zu thun?"

„Weil" — sie rang nach Atem und ihr Gesicht färbte sich purpurn bis über die Stirn hinauf — „weil ich dich liebe, Henry. Ich bin gekommen, dich zu warnen. Noch ist es Zeit — noch kannst du fliehen!"

Dougherty biß sich auf die Lippen. „Ich danke dir,

Daisy," sagte er gepreßt. „Aber es thut mir leid, daß ich deine Warnung nicht benutzen kann. Ich habe keinen Grund, von hier zu entfliehen. Du bist in einem Irrtum befangen."

„Auch in betreff deiner Liebe zu mir, an die du mich glauben ließest?"

Jetzt war er vor die letzte Entscheidung gestellt, das fühlte er. „Ja, Daisy," sagte er ruhig. „Es war ein Irrtum. Zürne mir darob nicht."

Mit einem wilden Schrei fuhr sie zurück.

„Ich wußte es, Elender! Und ich hasse dich jetzt, mehr als ich dich geliebt habe. Mach dich auf das Schlimmste gefaßt, Henry Dougherty! Du selbst hast dir in diesem Augenblick dein Urteil gesprochen."

Sie stürzte hinaus, und Morgan hörte, wie sie eine Minute später unten die Thür des Gastzimmers hinter sich zuwarf. So wenig auch immer von der Schwäche der Feigheit in seiner Natur sein mochte, dieser unerwartete Zwischenfall hatte seinen Entschluß, die Versammlung zu besuchen, doch ins Wanken gebracht, und er ging wohl eine Viertelstunde lang in seiner Kammer auf und nieder, ehe er mit sich selbst wieder völlig im reinen war.

„Pah, sie weiß nichts — sie kann nichts wissen," dachte er, während er sich zum Aufbruch rüstete. „Ihre angeblichen Beweise sind nichts als Vermutungen. Und wenn es auch anders wäre — ich muß es wagen."

Wenige Minuten später hatte er das Haus verlassen und befand sich auf dem Wege nach Kehoes Taverne.

In dem Gastzimmer von „Sheridan House" war es jetzt ganz still, denn die Männer, die seit dem frühen Morgen darin gezecht und gelärmt hatten, waren sämtlich aufgebrochen, um sich zur Sitzung zu begeben, und Monaghan mit ihnen. Johnny allein saß mit mürrischem Gesicht hinter dem Schänktisch; aber auch er wurde jetzt von Daisy

hinausgeschickt, und mit allen Anzeichen einer auf das Aeußerste gesteigerten Ungeduld ging das junge Mädchen ein paar Minuten lang in dem leeren, von Tabaksqualm und Branntweindunst erfüllten Raume auf und nieder.

Da öffnete sich die Thür, und der hagere M'Donald trat über die Schwelle. „Ich habe mich von den anderen fortgestohlen und bin umgekehrt, wie Sie es gewünscht haben," sagte er. „Aber nun lassen Sie mich ohne Umschweife wissen, was Sie von mir wollen. Ich möchte nicht um irgend einer Frauenzimmerdummheit willen den größten Teil der Sitzung versäumen."

Daisy ging an den kleinen Tisch in dem Winkel hinter dem Schänktisch und winkte ihm, ihr dahin zu folgen. Lange sprach sie dort leise und eindringlich auf ihn ein, und die wilden Flüche, die von Zeit zu Zeit über M'Donalds Lippen kamen, wie die dröhnenden Faustschläge, mit denen er hie und da die Platte des Tisches mißhandelte, ließen keinen Zweifel, daß er ihre Mitteilungen sehr ernst nahm.

In höchster Erregung sprang er endlich von seinem Stuhle auf. „Und ich war es, der den armen Burschen niederschlug, daß die Halunken ihn nachher mit ihren Knütteln umbringen konnten wie einen Hund! — Aber er soll mir's bezahlen, der Spion! — Tropfen für Tropfen soll er mir Kerrigans Blut bezahlen! Bei meinem Leben, er soll sich nicht lange mehr rühmen dürfen, daß er M'Donald zum Mörder seines unschuldigen Bruders gemacht hat."

„Und das Weib?" fragte Daisy lauernd. „Seine Helfershelferin? Soll sie straflos ausgehen und Gelegenheit finden, uns zu entwischen?"

„Nein, bei meiner Seele, das soll sie nicht, solange ich zwei Fäuste habe es zu verhindern. Sagen Sie mir, wo ich sie finde, und ich erwürge sie —"

„Nicht so, M'Donald! Sie mögen mit Dougherty

abrechnen, wie es Ihnen recht und angemessen scheint, denn er ist ein Mann. Mit dem Blute dieser elenden Person aber sollen Sie Ihre Hände nicht besudeln. Es ist genug, wenn Sie mir helfen, sie unschädlich zu machen und sie am Entfliehen zu hindern. Die Gesamtheit der Brüder mag dann über ihr Schicksal entscheiden."

„Meinetwegen!" knurrte der Hagere. „Aber was stehen wir noch hier, um die Zeit mit Schwatzen zu verlieren! Bei Gott, es verlangt mich danach, diesem Dougherty ins Weiße des Auges zu sehen."

Wie ein dämonischer Triumph leuchtete es in Daisys Antlitz auf. Wohl hatte sie gewußt, daß sie kein geeigneteres Werkzeug ihrer Rache finden würde, als den gefürchteten M'Donald, dessen Seele einem schwachmütigen Mitleid so wenig zugänglich war als irgend ein Felsblock in den Minen von Schuylkill County; aber sie war von der geheimen Sorge erfüllt gewesen, daß er sie in seinem Zorn um den köstlichsten Teil der Rache, um den Anblick der Martern bringen werde, die sie ihrer tödlich gehaßten Nebenbuhlerin zugedacht hatte.

„Folgen Sie mir," sagte sie. „Aber lassen Sie uns ganz leise die Treppe hinaufsteigen. Und halten Sie sich dicht hinter mir, um sich über sie zu werfen, wenn es Zeit ist. Hier sind die Stricke, mit denen Sie sie binden sollen. Und hier ein Tuch, um sie am Schreien zu verhindern. Es mag eine überflüssige Vorsicht sein, denn in unserer Nachbarschaft würde sich niemand darum kümmern; aber wir brauchen am Ende auch eine überflüssige Vorsicht nicht zu verschmähen."

Schweigend hatte M'Donald die Hanfstricke wie das Tuch in Empfang genommen, die sie ihm gereicht hatte, und schweigend klomm er mit den unhörbaren Schritten einer Katze die steile Stiege empor. Als sie vor der Thür von Mauds Zimmer standen, machte ihm Daisy

ein Zeichen, einen Schritt zur Seite zu treten, ehe sie klopfte.

„Sind Sie's, Johnny?“ klang von drinnen die Stimme des jungen Mädchens, und Daisy bemühte sich mit großem Geschick, das heisere Organ des Aufwärters nachzuahmen, während sie halblaut bejahte. Doch es verging immerhin noch eine geraume Weile, ehe sich der Schlüssel drehte; denn Mauds verstauchter Fuß hatte sich bei dem Mangel einer sachgemäßen Behandlung nicht gebessert, und es wurde ihr außerordentlich schwer, den kurzen Weg von dem Bett bis zu der Thür zurückzulegen. Mit Mühe nur und unter heftigen Schmerzen vermochte sie sich aufrecht zu halten. Ein Kind wäre in diesem Augenblick stark genug gewesen, sie zu überwältigen, und als Daisy jetzt die Thür aufstieß, um sich zugleich über die Feindin zu werfen, raubte ihr der Schreck über den unerwarteten Angriff vollends auch die letzte Fähigkeit, einen ernsthaften Widerstand zu leisten.

„Zugefaßt, M'Donald!“ rief Daisy in wilder Freude. „Ah, mein schönes, feines Vögelchen, habe ich dich endlich in meiner Gewalt! Sei gewiß, daß ich dich nun auch das Singen lehren werde — ein Lied, das mir gefällt.“

Als Maud die hagere Gestalt und das furchtbare Antlitz M'Donalds vor sich auftauchen sah, als sie den brutalen Griff seiner stahlharten Fäuste fühlte, durchrieselte sie eiskalte Todesangst. Und in der verzweifelten Auflehnung ihrer lebensstarken Jugend gegen ein so grausames Verhängnis schrie sie mit der ganzen Kraft ihrer Lungen: „Morgan — hilf mir! — Sie wollen mich morden!“

„So bringen Sie sie doch zum Schweigen!“ zischte Daisy ihrem Bundesgenossen zu, und da er ihr nicht schnell genug war, riß sie ihr Taschentuch heraus und stopfte es gewaltsam der Unglücklichen in den Mund, so daß ihr letzter Hilfeschrei in einem tonlosen Aechzen erstickte.

Unfähig, ein Glied zu bewegen oder einen vernehmlichen Laut hervorzubringen, lag Maud am Boden, kaum zwei Minuten, nachdem sie ihren Feinden ahnungslos die Thür geöffnet hatte.

„Das war gute Arbeit, Jack M'Donald!" frohlockte Daisy. „Und nun, da diese Schlange der verdienten Strafe nicht mehr entgehen kann, nun lassen Sie uns aufbrechen! Jetzt kommt die Reihe an ihn — an den geliebten Morgan! Denn dieser Name, den diese da uns so gütig verraten hat, wird, wie ich meine, nun wohl endlich der rechte sein."

Und mit einem spöttischen Auflachen eilte sie hinaus, gefolgt von ihrem schweigsamen, düster blickenden Gefährten.

27.

„Nehmen Sie das Geld immerhin, Frau Kehoe. Sie werden es brauchen können, wenn Sie sich in einem anderen Staate mit Ihrem Manne eine neue Existenz gründen müssen. Und nun lassen Sie hier alles so, wie es steht und liegt, ohne sich lange mit unnützen Reisevorbereitungen aufzuhalten. Packen Sie das Allernotwendigste in ein Bündel zusammen, und machen Sie sich dann mit Ihrem Kleinen auf den Weg. Morgen schon können Sie bei David in Chicago sein. Und nun muß ich hinein zu den anderen. Leben Sie wohl, Frau Anna!"

Er wollte der jungen Frau seine Hand entziehen, die sie, während er gesprochen, zwischen ihren beiden Händen festgehalten hatte, aber Anna Kehoe gab sie noch nicht frei.

„Wenn ich doch nur etwas thun könnte, Ihnen zu beweisen, wie dankbar ich Ihnen bin! — Aber mir ist so angst um Sie. O, ich bitte Sie — gehen Sie nicht hinein zu diesen schrecklichen Menschen! Noch ist es Zeit! Noch hat niemand Sie gesehen; denn sie waren ja schon alle drüben im Wohnzimmer, als Sie heraufkamen. Lassen

Sie mich nicht fortgehen mit dieser bangen Sorge um Sie auf dem Herzen!"

„Sie beunruhigen sich ohne Not. Seien Sie versichert, daß mir drüben nichts geschehen wird. Ich würde ja natürlich nicht hineingehen, wenn ich etwas für meine Person zu fürchten hätte."

Dabei lächelte er vollkommen gleichmütig, und wenn auch die junge Frau noch nicht ganz beruhigt war, mußte sie es doch aufgeben, weiter in ihn zu dringen. Noch einmal wünschte sie ihm aus überströmendem Herzen alles Gute; aber er hatte ihre letzten Worte kaum noch vernommen, da er während derselben schon die Thür des Gastzimmers hinter sich zuzog und dem als Versammlungsraum dienenden Wohngemache Kehoes zuschritt.

Nie zuvor war eine Sitzung so zahlreich besucht gewesen als diese. Dicht zusammengedrängt umstanden die Molly-Maguires den kleinen, fadenscheinigen Teppich inmitten des Zimmers, und eine schwüle, drückende Atmosphäre erfüllte den niedrigen Raum.

Hinter dem schwarz verhängten Tisch mit dem Totenschädel und den brennenden Kerzen stand wie immer Michael Lawler, nur daß er heute noch um vieles feierlicher und ernster aussah als sonst. Er mußte soeben gesprochen haben, denn lautlose Stille lag über der vielköpfigen Versammlung, als Morgan eintrat. Aller Augen wandten sich ihm zu, und wie auf schweigende Uebereinkunft öffneten ihm die Nächststehenden eine Gasse, so daß er halb wider seinen Willen gerade Lawler gegenüber vor dem Teppich Aufstellung nehmen mußte.

„Du kommst spät, Bruder Dougherty!" redete ihn Lawler an. „Und ich muß um deinetwillen den soeben verkündeten Beschluß der Gruppe wiederholen. Es hat sich ein furchtbarer Verdacht gegen die Brüder von Pottsville erhoben — ein Verdacht, wie er schwerer keinen

Molly-Maguire treffen kann und wie er jedes ehrlichen Mannes Herz empören muß. Man sagt, es gebe einen Spion in unserer Mitte, einen Verräter, der unsere Brüder Campbell und Hurley dem Henker überliefert hat, während wir sie bereits gerettet glaubten. Unsere Ehre — die Ehre jedes einzelnen von uns fordert, daß wir diesen Spion entlarven und ihn bestrafen, wie er es verdient. Noch kennen wir ihn nicht; aber wir alle sind überzeugt, daß wir ihn kennen werden, bevor ich die Sitzung schließe. Und es ist beschlossen worden, daß jeder von den hier Anwesenden die Reinheit seines Gewissens und das Bewußtsein seiner Unschuld zunächst durch einen feierlichen Eid zu bekräftigen habe — einen Eid, den zu leisten ich mich eben vor allen anderen anschickte, als du eintratest. — Knieet denn nieder, meine Brüder, und hört den Schwur eures Vorstehers, den jeder von euch nachher für seine eigene Person zu wiederholen haben wird."

Die dichtgedrängten Molly-Maguires hatten Mühe, den erforderlichen Raum zum Niederknieen zu finden, aber es gelang ihnen doch, und als keiner von ihnen mehr aufrecht stand, trat Lawler auf den Teppich, wandte sein Gesicht dem Totenschädel zu und sagte, nachdem er seine Kniee ebenfalls gebeugt hatte:

„Ich schwöre, daß mein Herz rein ist von Lüge und Falschheit, von Meineid und Verrat — ich schwöre es bei meiner ewigen Seligkeit und bei dem Leben aller derer, die mir hier auf Erden wert und teuer sind. Mögen Fluch und Verdammnis mein Haupt treffen, wenn ich je mit Wissen und Willen etwas gethan, das dem Orden der Hibernier oder dem Bunde der Molly-Maguires schädlich sein sollte, und mögen alle, die ich liebe, vor meinen sehenden Augen von Elend, Krankheit und Tod heimgesucht werden, so ich in diesem Augenblick die Unwahrheit gesprochen habe."

Langsam richtete Lawler sich empor; langsam, wie von einer schweren, unsichtbaren Last darniedergebeugt, kehrte er an seinen Platz hinter dem Tische zurück.

„Henry Dougherty! Tritt vor und leiste den Eid!"

Gehorsam hatte sich Morgan erhoben und zwei Schritte vorwärts gemacht. Aber er ließ sich dort nicht von neuem auf die Kniee nieder, sondern blieb aufrecht stehen. Traurig und wie in banger Frage ruhten die Augen Lawlers auf seinem unbewegten Gesicht.

„Beuge deine Kniee, Bruder Dougherty, und wiederhole, was ich dir vorsprechen werde."

Der Angeredete stand unbeweglich. „Nein," sagte er, „ich werde diesen Eid nicht leisten. Und der Beschluß wäre nimmermehr gefaßt worden, wenn ich bei der Beratung zugegen gewesen wäre. Jeder Molly-Maguire, der sich zu solchem Schwur herbeiläßt, beschimpft sich selbst. Den Verräter aber, wenn er überhaupt existiert, werdet ihr auf diese Weise wohl schwerlich entdecken."

Ein dumpfes Murren erhob sich ringsum. Lawler aber gebot Schweigen und wandte sich mit erhobener Stimme an Morgan. „Du hättest deine Meinung äußern sollen, als es dazu an der Zeit war. Jetzt ist es zu spät. Kein Mitglied des Ordens hat das Recht, sich einem Beschluß seiner Gruppe zu widersetzen. Und dieser hier war mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt — hörst du, Dougherty? Du wirst also schwören oder du hast mit diesem Augenblick aufgehört, ein Molly-Maguire zu sein."

„Gut denn — so bin ich es nicht mehr! Ich lasse mich nicht zu etwas zwingen, das ich für Thorheit halte."

Die Knieenden fuhren auf. Wilde Erregung malte sich auf allen Gesichtern und drohende Zurufe schwirrten unverständlich durcheinander. Da brachte ein Ausruf Lawlers den Aufruhr noch einmal zum Schweigen.

„Was bedeutet das?" hatte er mit schallender Stimme

gefragt, das Gesicht der Thür zugewendet. „Wer wagt es, die Verfassung des Ordens so freventlich zu verletzen? Fort mit dem Weibe!"

Alle Blicke folgten der Richtung des seinigen, um mit Erstaunen zu sehen, daß neben M'Donalds hagerer Riesengestalt Daisy Monaghan im Rahmen der offenen Thür erschienen war. Und das Erstaunen wuchs, als M'Donald ruhig erwiderte:

„Nein, nicht fort mit ihr! Ich bin es, der sie hier einführt, und wenn die Verfassung des Ordens damit verletzt wird, so falle die Verantwortung auf mich. Sie ist die Zeugin, auf die ich mich für meine Anklage berufe. Denn ich stehe hier als Ankläger und fordere Gericht über den Mann, der sich als Henry Dougherty in unseren Bund eingeschlichen hat, um unsere Geheimnisse zu erforschen und sie unseren Feinden zu verraten."

Ein furchtbarer Tumult folgte seinen Worten. Alles drang auf Morgan ein, und die Anstürmenden hätten ihn unfehlbar niedergeschlagen, wenn nicht Lawler vor ihn hin getreten wäre, um ihn mit seinem eigenen Leibe zu decken.

„Ruhe!" donnerte er den Rasenden entgegen. „Ruhe — sage ich! Nennt ihr das ein Gericht? Tritt her, M'Donald! Ihr anderen aber bleibt auf euren Plätzen! Sieh deinem Ankläger ins Auge, Henry Dougherty, und sprich, sofern du ihm zu antworten weißt."

„Was soll ich ihm anderes antworten, als daß er ein Narr ist, der sich von einem rachsüchtigen Weibe hat beschwatzen lassen!" rief Morgan. „Ich denke, es wäre an ihm, seine Behauptung zu beweisen, nicht an mir, den Beweis meiner Unschuld zu liefern."

„So ist es Ordensgesetz — du hast ein Recht, es zu fordern. Deine Beweise, M'Donald!"

„Laßt mich statt seiner reden!" sagte Daisy, mit er-

hobenem Haupte und blitzenden Augen in den Kreis der Männer tretend. „Denn ich allein besitze die Beweise, die ihr verlangt. Jener Mann heißt weder Henry Dougherty noch James O'Neil, wie er mich und dich, Lawler, glauben machen wollte; denn James O'Neil sitzt seit vier Wochen im Gefängnis und hat nie eine Schwester gehabt. Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen, denn ich war in Buffalo und habe mich überzeugt, daß alles, was jener Mann und seine angebliche Schwester uns erzählt haben, nichts gewesen ist als Lüge und Betrug. Ist es so, mein teurer Morgan — oder hast du auch jetzt noch Lust, mich als eine Närrin zu verhöhnen?"

Bis zum letzten Moment noch hatte Morgan die Hoffnung nicht aufgegeben, daß es seiner Ruhe und Kaltblütigkeit gelingen werde, die Gefahr zu beschwören. In dem Augenblick aber, da Daisy ihn bei seinem richtigen Namen anredete, gab er sich verloren; denn er mußte glauben, daß sie von allem unterrichtet sei. Und er wollte nun, da sein Schicksal unabwendbar geworden war, die Pein dieser Scene so wenig verlängern, als er ihr den Triumph gönnen mochte, ihn unter der zermalmenden Wucht ihrer Offenbarungen zusammenbrechen zu sehen.

„Wohlan denn!" rief er, sich zu seiner ganzen Größe aufrichtend. „Es ist, wie sie sagt. Ja, ich bin es, der eure Geheimnisse verriet — ich bin es, der Campbell und Hurley ihrem verdienten Schicksal zuführte — und sie nicht allein, auch —"

Der Rest seiner Rede ging unter in dem tosenden Wutgeschrei der von neuem auf ihn eindringenden Männer. Ein Dutzend Revolverläufe blinkte vor seinen Augen, und er sah das Blitzen gezückter Messer in nervigen Fäusten. Noch immer aber war es Lawler, der ihn schützte. Und mit einem gewissen Erstaunen ließen die Molly-Maguires die drohend erhobenen Arme sinken, als sie sahen, wie

der angebliche Dougherty jetzt ebenfalls seinen Revolver aus der Tasche riß, nicht, um sich zu verteidigen, sondern um ihn vor sich auf den Teppich zu schleudern.

„Seht her!“ rief er, „ich bin waffenlos, ihr könnt mich töten, wie und wann es euch beliebt. Aber weil ihr seht, daß ich euch weder entfliehen, noch mich gegen euch zur Wehre setzen will, werdet ihr mich wohl noch zwei Minuten lang anhören. Nein, ich bin nicht Henry Dougherty und nicht James O'Neil. Ich bin Morgan O'Connor, der Bruder Williams O'Connor, der hier in Pottsville von euren Genossen meuchlerisch ermordet wurde. Ich bin Morgan O'Connor, der Sohn jenes O'Connor aus Armagh in Irland, den du, Michael Lawler heimtückisch erschossen hast, als er mit Weib und Kindern sorglos am Tische saß! — Begreift ihr nun, was mich bewogen hat, mich in euren Bund einzuschleichen und euch zu verderben? — Begreifst du es nun, Michael Lawler, weshalb ich dir keinen Dank weiß für deine Freundschaft und weshalb ich eurer ohnmächtigen Wut lachenden Mundes Hohn spreche in der Gewißheit, euch rettungslos dem Strick des Henkers verfallen zu sehen?“

Mit einer unauffälligen Handbewegung hatte er während er sprach ein winziges Metallbüchschen aus der Westentasche gezogen. Ein Fingerdruck auf die Feder des Deckels ließ denselben aufspringen, und eben führte er das kleine Gefäß mit den drei erbsengroßen Kügelchen, die ihm nach Pinkertons Versicherung die Qualen eines langsamen Todes ersparen sollten, zum Munde, als mit einem gewaltigen Krachen die Thür des Gemaches aufflog und Flintenläufe und blanke Säbel im Lichte der von draußen hereinströmenden Sonne funkelten, während Gowens dröhnende Stimme rief: „Im Namen des Gesetzes — ihr seid verhaftet! Wer nur den Finger zum Widerstande rührt, wird ohne Gnade niedergeschossen!“

Eine schauerliche Scene war es, die dieser Aufforderung und dem gleichzeitigen Eindringen der wohlbewaffneten Polizisten folgte. Die Molly-Maguires dachten nicht daran, sich gutwillig zu ergeben, und so entspann sich in dem engen Raume ein erbitterter Kampf. Schüsse knallten, dumpfe Schläge erdröhnten und gellende Schreie der Wut oder des Schmerzes schrillten durch die Luft. Aber wenn die Diener des Gesetzes auch nicht in der Uebermacht waren, so hatten sie doch den Vorzug der besseren Bewaffnung und überdies jenen Vorteil, der immer auf der Seite des unvermutet Angreifenden ist. Der grauenhafte Tumult währte nicht länger als wenige Minuten. Dann befanden sich die meisten Teilnehmer der auf so drastische Weise gesprengten Versammlung auf wilder Flucht, um irgend einen schützenden Versteck im Walde zu gewinnen; sieben oder acht, denen ihre Verletzungen nicht gestattet hatten, es den entflohenen Brüdern gleich zu thun, ließen sich zähneknirschend oder auch in finsterem Schweigen fesseln. Zwei aber lagen, von tödlichen Kugeln getroffen, auf dem Boden des von Pulverdampf erfüllten Gemaches — Michael Lawler und Daisy Monaghan.

28.

Auf dem Heimwege nach Pottsville empfing Morgan O'Connor aus dem Munde des Kapitän Gowen die Aufklärung über das Wunder, dem er seine Errettung verdankte. In der Voraussicht, daß dieser Tag noch irgend welche unvorhergesehene Ereignisse bringen könnte, die das Eingreifen einer starken bewaffneten Macht notwendig machten, hatte Gowen ein Dutzend seiner bestbewährten Leute um sich versammelt und sie außer mit Revolvern und Säbeln auch mit doppelläufigen Flinten ausgerüstet. Und er hatte sich sehr lebhaft zu dieser weisen Maßregel beglückwünscht, als er, aus seinem Dienstzimmer gerufen,

plötzlich Maud Ferguson totenbleich und einer Ohnmacht nahe vor sich erblickte und nun von ihr erfuhr, in wie furchtbarer Gefahr sich eben jetzt Morgan O'Connor befinde. Maud war durch Johnny, an den Daisy nicht gedacht oder den sie einer so verwegenen That nicht fähig geglaubt hatte, aus ihrer furchtbaren Lage befreit worden unmittelbar nachdem ihre Peiniger das Haus verlassen hatten. Als sie ihm dann erklärt hatte, daß sie sogleich fort müsse, ihres kranken Fußes und ihrer Schwäche ungeachtet, da hatte er sie die Treppe hinuntergeführt, um sie in einen alten Krankenfahrstuhl zu setzen, den er ohne viele überflüssige Fragen aus dem Schuppen auf einem Nachbarhofe geholt hatte, und um sie dann im Trabe bis zu dem Dienstlokal des Polizeikapitäns zu fahren, das sie ihm als das Ziel des Weges bezeichnet hatte.

Gowen hatte Befehl gegeben, die junge Dame in das Krankenhaus von Pottsville zu bringen, wo man ihr das beste Zimmer anweisen solle; er selbst war mit seiner schnell noch vergrößerten Mannschaft im Laufschritt nach David Kehoes Taverne aufgebrochen. Aber er wäre ohne Zweifel zu spät gekommen, um Morgan zu retten, wenn nicht Johnny abermals unschätzbare Dienste geleistet hätte, indem er die Polizisten über denselben versteckten Bergpfad führte, der nur wenigen bekannt war, und auf dem Monaghan vor Monaten William O'Connors Mörder in Sicherheit gebracht hatte. Dadurch kürzten sie ihren Weg um ein so beträchtliches Stück ab, daß sie eben noch zu rechter Zeit die Thür des Sitzungszimmers einstoßen und Morgan retten konnten.

— — — — — — — — — — — — —

Wenige Stunden später verließ Morgan mit Maud, der ein geschickter Arzt um den kranken Fuß einen regelrechten Verband gemacht hatte, der ihr gestattete, mit Unterstützung durch einen kräftigen Männerarm wenigstens

kurze Strecken zu gehen, die Stadt, in der beide so fürchterliche Stunden verlebt hatten.

Und just zu derselben Zeit, da Morgan in New York das Stübchen seiner Mutter betrat und sich da zwischen drei überglücklichen Menschen eine von jenen Scenen abspielte, die zu schildern keine Feder gewandt und keine Sprache reich genug ist, wurden in Mahanoy City Frank O'Brien, der Staatsdelegat der pennsylvanischen Hibernier, in Shenandoah Bill Duffy und seine drei Mitschuldigen bei William O'Connors Ermordung und an vielen anderen Orten des Kohlenreviers alle jene Molly-Maguires verhaftet, die auf Morgans Listen gestanden hatten. Wenigen nur war es gelungen, zu entfliehen, und auch von diesen wurden im Verlauf der nächsten Wochen die meisten in ihren Schlupfwinkeln aufgestöbert und festgenommen. Denn jetzt fanden die Flüchtigen nicht mehr den Beistand einer geängstigten und eingeschüchterten Bevölkerung, jetzt wußte man, daß die letzte Stunde des einst so gefürchteten Geheimbundes geschlagen hatte, und wo man die Spur eines der Flüchtlinge fand, da wurde er so lange zum Gegenstande eines allgemeinen Kesseltreibens gemacht, bis er sich wohl oder übel den Jägern ergeben mußte.

Durch die Vereinigten Staaten aber hallte in diesen Tagen von Norden nach Süden der Name eines Mannes, den bis dahin niemand gekannt hatte und der jetzt plötzlich berühmt geworden war wie ein Kriegsheld — der Name Morgan O'Connor. Alle Zeitungen widmeten ihm lange Artikel, und nur der Umstand, daß er sich in strengster Zurückgezogenheit hielt, verhinderte es, daß man ihm öffentliche Ovationen darbrachte.

Morgan O'Connor hatte in der That viel bessere und erfreulichere Dinge zu thun, als sich von müßigen Schreiern huldigen zu lassen. Denn er stand im Begriff, seine Ver-

mählung mit Maud Ferguson zu feiern, an deren Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit er trotz ihrer verschwenderischen Erziehung wohl nicht mehr zweifeln konnte, nachdem er sie wochenlang vollkommen zufrieden in einer armseligen Kammer unter dem Dache von „Sheridan House“ hatte leben sehen.

Maud war nach der Heimkehr nicht zu ihrem Vater gegangen, aber sie hatte ihn brieflich von ihrer Ankunft wie von ihrer unmittelbar bevorstehenden Hochzeit in Kenntnis gesetzt und ihn um seinen Segen gebeten. Eine Antwort auf dieses in durchaus kindlichem Tone gehaltene Schreiben, dem auch Morgan einige ehrerbietige Zeilen hinzugefügt, hatte sie nicht erhalten. Und die offenkundige Unversöhnlichkeit des alten Herrn warf doch einen leichten Schatten auf das beglückende Fest, das in tiefster Stille begangen werden sollte, und zu dem außer zweien von Mauds vertrauten Freundinnen nur Mr. Allan Pinkerton und der Direktor Littlehales als Trauzeugen erschienen waren.

Aber genau fünf Minuten vor der Zeit, da die feierliche Handlung ihren Anfang nehmen sollte, erschien noch ein weiterer, unerwarteter Gast in der Person Fergusons, dessen Gesicht nicht die allergeringste ungewöhnliche Erregung zeigte, der seinem Schwiegersohn mit einigen freundlichen Worten die Hand drückte, wie wenn er ihn gestern zum letztenmal gesehen hätte, und dann seiner Tochter den Arm reichte, nachdem er sie ohne merkliche Gefühlsaufwallung auf Stirn und Wangen geküßt hatte.

„Ich glaubte, es würde euch angenehm sein, noch einen dritten Trauzeugen zu haben,“ das war alles, was er zur Erklärung seines Erscheinens vorbrachte. Und nachdem die Zeremonie vorüber war, verbrachte er den Rest des Tages in der kleinen Gesellschaft so unbefangen und so heiter, als wäre das Einvernehmen zwischen ihm und dem

jungen Paare niemals auch nur einen Augenblick getrübt gewesen.

Da aber die Neuvermählten endlich Miene machten, sich zurückzuziehen, nahm er seinen Schwiegersohn beiseite und drückte ihm einen Briefumschlag in die Hand.

„Eine Aussteuer kann ich meiner Tochter nun einmal grundsätzlich nicht geben — das weißt du, mein Sohn! Aber einen kleinen Beitrag zu den Reisekosten wirst du hoffentlich nicht verschmähen, um so weniger, als er vielleicht dazu beitragen wird, euch so lange drüben in Europa festzuhalten, bis du nicht mehr in Gefahr bist, hier von irgend einem fanatischen Landsmanne über den Haufen geschossen zu werden. Im übrigen sehe ich euch auch noch bei der Einschiffung. Empfiehl mich deiner Frau Mutter! — Gute Nacht!“

Er war auf und davon, ehe Morgan auch nur Zeit zu einer Erwiderung gefunden hatte. Der kleine Beitrag aber zu den Reisekosten bestand, wie sich bei näherer Untersuchung herausstellte, in einer Anweisung auf hundertfünfzigtausend Dollars.

Drei Tage später schwammen Morgan und sein junges Weib auf hoher See. Frau O'Connor begleitete ihre Kinder, um unter dem milden Himmel Italiens volle Genesung zu suchen. Einer von denen aber, die am Quai zu Hoboken noch mit ihren Tüchern geweht hatten, als ihn auf dem Schiffe längst niemand mehr sehen konnte, war der brave Johnny. Und mit todestraurigem Herzen kehrte der arme Bursche in das Bureau des Direktors Littlehales zurück, wo er eine seinen geringen Talenten entsprechende Anstellung gefunden hatte, nachdem ihn eine in der Bank deponierte Summe von zehntausend Dollars gegen alle etwaigen neuen Wechselfälle des Geschickes gesichert hatte.

29.

Die Mörder des Ingenieurs William O'Connor waren die ersten, welche vor dem Geschworenengericht zu Pottsville abgeurteilt wurden. Die von Morgan beschafften Beweise waren geradezu erdrückend, und die Angeklagten wie ihre Verteidiger wußten, daß ihre Sache eine verlorene sei. Trotzdem ließen die geschickten Anwälte, die Bill Duffy und seinen drei Spießgesellen zur Seite standen, kein Mittel unversucht, das vielleicht noch eine günstige Wendung in dem Geschick ihrer Klienten hätte herbeiführen können. Eine volle Woche währten die Verhandlungen, und die Zahl der Zeugen, die von der Anklage wie von der Verteidigung aufgeboten worden waren, belief sich auf mehr denn hundert. Aber es war nur der letzte ohnmächtige Kampf der Molly-Maguires gegen ihr Geschick. An der Hand der von O'Connor erstatteten Berichte entrollte der Staatsanwalt den Geschworenen und den Zuhörern ein wahrhaft entsetzenerregendes Bild von dem verbrecherischen Treiben des Geheimbundes, in dessen Namen und unter dessen Schutze eine Rotte von Fanatikern und Verworfenen jahrelang ungestraft gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze hatte sündigen dürfen. Und als nach der Vernehmung des letzten Zeugen die Plaidoyers begannen, lauschte in atemloser Spannung alles auf die Worte des Staatsanwalts, der in einer vierstündigen glänzenden Rede noch einmal das Ergebnis der Beweisaufnahme zusammenfaßte. Unter dem tiefsten Schweigen der nach Hunderten zählenden Zuhörer schloß der öffentliche Ankläger seine eindrucksvollen Ausführungen mit den Worten*):

„Die Kohlenregion ist seit zwanzig Jahren der Schau-

*) Wortgetreu nach dem Verhandlungsbericht. Der Verfasser.

platz von Verbrechen gewesen, die alle ehrlichen Leute aufs tiefste empört haben; die geheime Organisation, deren Missethaten wir an das Licht ziehen, hat wie ein Leichentuch über diesem County gelegen. Von Furcht und Schrecken gejagt, flohen die Menschen, sobald es dunkel wurde, in ihre Häuser, und auch dort fanden sie nicht immer Schutz. Im ganzen County hörte man Wehklagen und Verwünschungen über die im Finstern schleichende Rotte von Mördern und Brandstiftern, denen so viele zum Opfer fielen, nicht bloß die bekannten Bürger, deren Leichen von ihren trauernden Familien auf die Friedhöfe gebettet sind, sondern auch andere, deren Gebeine auf freiem Felde bleichen. Wer kann sagen, an welchen verborgenen Plätzen, in welchen Schluchten und Felsspalten alle diejenigen modern, welche dieser furchtbare Orden umgebracht hat. Ihre Geister werden erst am jüngsten Tage als Zeugen gegen ihre Mörder sich erheben.

Es sind jetzt einundzwanzig Jahre verflossen, seit die Bürgerschaft von Pottsville dem großen Staatsmanne Henry Clay, der so viel für die Entwickelung der Interessen dieses County gethan hat, am Sharp Mountain ein Denkmal setzte. Aber was halfen Arbeit und Unternehmungsgeist, wenn die, denen die Ausbeutung und die Verwaltung dieser Quelle des Wohlstandes oblag, fortwährend von Meuchelmördern bedroht waren? Wie konnten die freudig arbeiten, welche, wenn sie am Morgen ihre Angehörigen verließen, nicht wußten, ob sie dieselben am Abend wiedersehen, ob sie nicht als Leichen nach Hause getragen werden würden?

Noch vor wenigen Monaten wagten die ehrlichen Leute kaum, nach acht oder neun Uhr abends ihre Wohnungen zu verlassen; jedermann, der bei einem bedeutenden Unternehmen beteiligt war oder einen Vertrauensposten bekleidete, hatte die Hand am Revolver und mußte jeden

Augenblick auf seinen Tod gefaßt sein. Die Grundlagen der Gesellschaft waren auf das tiefste erschüttert, und die Gerichte fast verachtet, denn man zweifelte, ob sie im stande seien, Leben und Eigentum zu schützen. Wie hat sich das alles in so kurzer Zeit geändert! Heute ist kein Ort im ganzen County sicherer als der, in welchem ich mich jetzt befinde. Wenn irgend ein Mensch mich wegen meiner Anklage gegen den Orden umbringen will, so wird er niemals wieder eine so gute Gelegenheit haben, auf mich zu zielen, wie jetzt. Ich sage aber, es ist gleichgültig, ob jemand in diesem Gerichtssaale oder im Dunkel der Nacht erschossen wird. Der Mörder entgeht seiner Strafe nicht. Sollte noch ein Mord in diesem County verübt werden, so wird jedes von den fünfhundert Mitgliedern des Ordens, welches daran beteiligt ist, die Strafe empfangen, die unser Gesetz für Mord vorschreibt. Der Mörder wird verurteilt und gehängt werden, nicht von einem geheimen Komitee, sondern der Urteilsspruch wird erfolgen in feierlicher Gerichtssitzung. Der Orden hüte sich vor neuen Missethaten, sie würden die Folge haben, daß er mit Stumpf und Stil von der Erde vertilgt wird.

Wem aber verdanken wir es, daß wir jetzt so sicher leben? Gewiß zunächst der göttlichen Vorsehung, die nicht wollte, daß wir länger von einer Mörderbande beherrscht würden. Dann aber sind wir großen Dank dem Herrn Morgan O'Connor schuldig. Wenn es je einen Mann gegeben hat, welchem dieses County ein Denkmal setzen sollte, so ist es dieser, der in Wahrheit den Namen eines Helden verdient.

Die Molly-Maguires haben ein hohes Spiel gespielt, sie haben es verloren. Sie wollten das County beherrschen und für ihre Zwecke ausbeuten. Es war ihnen sogar gelungen, manche ihrer Leute zu Konstablern und Sheriffs zu machen, ja beinahe wäre ein Mann, der auf die Bank

der Angeklagten gehörte, Richter geworden! Gott weiß, was diesem County und uns bevorgestanden hätte, wäre der Plan gelungen! Mörder auf der Bank der Richter, Mörder auf der Bank der Geschworenen, Mörder im Besitze der wichtigsten Aemter!

Jetzt sind wir frei und können sagen: „Es herrscht Ruhe und Sicherheit bei uns, kommt zu uns und laßt euch nieder, kommt zu uns und wohnt unter uns." Das Menschenleben ist in Schuylkill County jetzt ebenso sicher wie anderwärts. Die Gesellschaft ist entlarvt und ohnmächtig. Ihre Führer irren als Flüchtlinge umher oder sind ins Gefängnis geworfen und werden der gerechten Strafe nicht entgehen. Die Zeit ist vorüber, da ein Mörder und Brandstifter sicher war, durch falsche Eide, durch ein falsches Alibi sich retten zu können, wenn er in die Hände der Behörden fiel.

Die Verteidiger rufen Ihr Mitleid an und bitten Sie, Gnade walten zu lassen. Aber haben denn nicht auch andere Anspruch auf Ihr Mitleid? Ich rufe Ihr Mitleid an für die gesamte Einwohnerschaft dieses Staates, für das Volk Pennsylvaniens, welches um Rache schreit, für die Waisen, denen man die Väter genommen, für die Witwen, deren Gatten man umgebracht hat. Hören Sie den Schmerzensschrei der Verwundeten, das Aechzen der Sterbenden, und fragen Sie sich, ob Sie Mitleid mit diesen des Todes schuldigen Männern haben dürfen! Ich habe meine Pflicht gethan, thun Sie nun die Ihrige."

Die flammenden Worte des öffentlichen Anklägers verfehlten ihre Wirkung nicht. Bill Duffy und seine drei Spießgesellen wurden von der Jury nach kurzer Beratung schuldig gesprochen und vom Gerichtshofe zum Tode verurteilt. Und nun folgten in kurzen Zwischenräumen die Prozesse gegen die übrigen Gefangenen, von denen zweiundzwanzig ihre Verbrechen am Galgen büßten, während

die übrigen teils auf Lebenszeit, teils auf viele Jahre hinter den Mauern der Zuchthäuser verschwanden.

Gegen O'Brien konnte freilich nicht mehr verhandelt werden, da er während der Untersuchungshaft in Tobsucht verfallen war und von den Aerzten für wahnsinnig erklärt wurde. Er starb schon ein Jahr danach in einem Irrenhause.

Die Macht der Molly-Maguires war in der That durch jenen zermalmenden Schlag völlig gebrochen. Wohl machten später noch hie und da ehrgeizige Agitatoren den Versuch, den Orden von neuem zu beleben, aber das furchtbare Strafgericht, dem die Häupter des Bundes zum Opfer gefallen waren, lebte noch zu frisch in aller Gedächtnis, als daß jene irischen Verschwörer unter ihren eingeschüchterten Landsleuten noch eine genügende Zahl von Anhängern hätten finden können. Und das Anwachsen der deutschen Arbeiterschaft im Kohlenrevier bildete überdies das wirksamste Gegengewicht gegen alle derartigen lichtscheuen Bestrebungen.

— — — — — — — — — — — —

Das prächtige Haus in der fünften Avenue zu New York, das sich die verschwenderische Laune der schönen Lucie dereinst geschaffen, hat schon seit mehr denn zehn Jahren seinen Besitzer gewechselt. Lincoln Ferguson wurde eines Morgens von dem Kammerdiener tot vor seinem Schreibtisch gefunden. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt, während er mitten in der eifrigsten Arbeit begriffen gewesen war, die noch immer der Vergrößerung seines gewaltigen Vermögens galt.

In tiefster Stille und ohne allen festlichen Pomp, wie er es ausdrücklich angeordnet hatte, wurde sein Sarg in dem von ihm erbauten Mausoleum neben dem der lebenslustigen Französin beigesetzt, die er so sehr geliebt hatte.

Maud war die einzige Erbin von ihres Vaters großem

Vermögen, aber sie konnte sich nicht entschließen, in Amerika zu bleiben. Das Haus wurde verkauft, und nachdem sie wahrhaft fürstliche Summen für eine große Anzahl wohlthätiger und gemeinnütziger Institutionen gespendet hatten, kehrten Morgan und Maud nach Rom zurück, wo sie seit dem Tode der Frau O'Connor ihren ständigen Wohnsitz genommen hatten, und wo der feinsinnige Musiker noch heute eine in allen Künstlerkreisen wohlbekannte und beliebte Erscheinung ist. Sein gastliches Haus ist ebenso berühmt wie seine offene Hand und sein immer bereiter Eifer, aufstrebenden Talenten beizustehen. Aber von den Hunderten, denen im Lauf der Jahre Gelegenheit wurde, sich an dem Anblick seines sonnigen Familienglückes zu erfreuen, wissen wohl nur wenige vertraute Freunde, eine wie entscheidende Rolle Morgan O'Connor einst in jenem furchtbaren und blutigen Drama gespielt hat, das dem Treiben der Molly-Maguires für immer ein Ziel setzte und ihre anscheinend unantastbare Macht in Trümmer schlug.

Ende.

Kaiser und Arzt.

Historischer Roman von **H. von der Elbe.**

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Ein früher Morgen im Mai; über den blühenden Bäumen und grünenden Saaten lag noch trübes Dämmerlicht, und schwerer Nebel hing über dem fruchtbaren Brabant und der alten, von Mauern und festen Türmen umhegten Stadt Brüssel.

Bei Sonnenaufgang wurden die Thore der Stadt geöffnet; wenn auch noch menschenleere Stille herrschte, so war dies doch die althergebrachte Stunde, aus- und einziehendem Verkehr freie Bewegung zu gönnen.

Die Stadt war dazumal, im Jahre 1522, mehr denn je von stark flutendem Leben erfüllt. Kaiser Karl V. war, nach Beendigung des zu Worms abgehaltenen Reichstages, den Rhein heruntergekommen und hielt jetzt bei seiner Tante und Erzieherin, Margarete von Oesterreich, in seiner lieben Stadt Brüssel glänzenden Hof.

Neben allen Sorgen der Politik, die ihn beschäftigten, fand er hier die Muße, Jagdausflüge und Lustbarkeiten zu genießen, die seiner Jugend zusagten. Mußte er doch bald wieder nach Spanien abreisen. —

Die aufgehende Sonne dieses Maimorgens mühte sich

vergeblich, die grauen Wolkenmassen, die den Himmel bedeckten, zu durchdringen. Ein weißlicher, feuchter Nebel braute über der Flur, die in ein unsicheres Zwielicht gehüllt erschien.

Von Brüssel in der Richtung zum Cambrewäldchen führte eine zu beiden Seiten unregelmäßig mit Bäumen bestandene Straße. In einiger Entfernung von der Stadt lag zur Seite eine steinige Halde, dahinter begann eine öde Sandstrecke, die bis zu einem Kiefernwäldchen reichte, in das sich ein ausgetretener Pfad schlängelte.

Noch tiefere Dämmerung als außen herrschte im Schatten dieser düsteren Bäume. Der Pfad führte zu einer kleinen Bodenerhebung. Hier standen, von knorrigen Föhren umringt, zwei andere Bäume absonderlicher Art und mit absonderlichen Früchten behangen. Inmitten des Sandhügels, zwischen spärlichem Riedgras, erhoben sich die Galgen, an denen der Nachrichter von Brüssel verurteilte arme Sünder henkte. Dies war der Stadt Richtplatz.

Gestern hatte man hier zwei französische Spione vom Leben zum Tode gebracht, beschuldigt, die Befestigungen der Stadt durchforscht zu haben. Der Krieg mit Frankreich war, wie männiglich bekannt, vor der Thür, und es mußte König Franz I. daran liegen, die Schwächen der festen Plätze in den Niederlanden zu erkunden.

Heute sollten die Leichen der Gerichteten von den Knechten des Henkers herabgenommen und unter den Kiefern eingescharrt werden; eine Nacht hatten sie zu hängen.

Die bleichen, gesenkten Köpfe, die schlaffen Glieder der Armseligen schienen im dämmerigen Gewölk zu schweben. Der Morgenwind begann in den Zweigen über ihren Häuptern zu flüstern und zu rauschen, und das Gekrächz einiger Krähen aus den Baumwipfeln war der einzige Laut, der die Stille an diesem schauerlichen Orte durchdrang. In undeutlichen Umrissen zeichnete sich die Leiter

des Henkers vom feuchten Boden ab, mittels der die Männer gestern hinaufgestiegen waren und heute heruntergenommen werden sollten. —

Als die ersten, welche durch die geöffnete Porte de Hal aus der Stadt ins Freie getreten waren, schritten jetzt zwei Männer auf der großen Straße nach Cambre entlang. Verschieden an Alter und Aussehen, hatten sie doch manches Gemeinsame und verfolgten augenscheinlich dieselbe Absicht. Beide waren schlicht, aber anständig in flandrisches Tuch gekleidet, sie trugen die bei den besseren Ständen übliche Krause von Mechelner Spitzen, und trotz dem milden Morgen hing ein Mantel über ihren Schultern.

Der Aeltere, ein schöner ernster Mann zu Anfang der dreißiger Jahre, von großer, stattlicher Gestalt mit krausem braunen Vollbart und scharfem Blick, hielt, halb vom Mantel verborgen, eine gewichtige Ledertasche unter dem Arm.

Sein Begleiter mochte zehn Jahre jünger sein, er war kleiner, blond, und sein sanfter Blick flog manchmal mit dem Ausdruck der Ehrerbietung zu dem Großen auf. Auch er barg etwas unter dem Mantel, das wie ein aufgerollter Sack aussah.

Sie pflogen ein abgerissenes Gespräch. Hastige, hingeworfene Worte, wie Leute thun, die eilig sind und Unsicheres vorhaben.

„Kein Mensch weit und breit zu sehen,“ sagte halblaut der Jüngere.

„Ja, ja, wir sind zuerst draußen, kommen zu rechter Zeit.“

Eine Pause, während der sie wacker ausschritten.

„Der Nebel ist uns günstig.“

„Werden wir unbemerkt zurückkehren?“

„Wir müssen es hoffen, alles daransetzen!“

„Hier links zur Seite, Mynheer, da im Kieferndickicht, liegt der freie Platz, wo die Kerle gestern gehenkt wurden.“

Sie bogen an der Schutthalde ein und schritten den Pfad entlang auf das Wäldchen zu. Jetzt tauchten sie hinein in den Schatten der Föhren und wurden von den Wogen der Dunkelheit verschlungen.

Mit lautem Gekreisch und Geflatter stiegen die im dämmerigen Nebelgrau unsichtbaren Krähen aus ihrem Schlupfwinkel empor. Lastendes Schweigen folgte, die nahe große Stadt lag noch im Morgentraum, kein Laut, keine Bewegung ringsumher.

Endlich das ferne Rollen eines Karrens, jetzt Hundegebell. Der Nebel begann zu wogen, zu ziehen, sich zu seltsamen Gebilden zusammenzuballen. Es wurde heller, das schwebende Nebelmeer nahm schillernde, spiegelnde Farbentöne an, doch hing es noch dunstig über der Flur. Tauperlen glänzten auf Blättern und Gräsern, und allmählich erst glitt ein Sonnenstrahl hie und da am Firmamente auf, kämpfte sich durch und begann die funkelnden Tropfen von Feldern und Wegrainen aufzusaugen.

Die Sonne stieg höher, sie wurde Siegerin und bezwang Gewölk und Seenebel. Es hellte sich mehr und mehr auf, der Tag begann, und mit ihm erwachte das Leben und Treiben der Menschen.

Endlich traten nun auch die Männer wieder aus dem Gestrüpp unter den Kiefern hervor. Der Große schob ein blinkendes Instrument in die Ledertasche zurück, die er im Gehen zuschnallte, und der andere trug schwer an seinem Sack unter dem Mantel.

Es waren der erste Arzt am Hospital St. Pierre, Doktor André Vesalius*), und sein Famulus, Lambert van Goes.

*) Andreas Vesalius, aus einer Familie, die sich nach ihrer Heimatstadt Wesel benannte, leitete durch sein Buch über den Bau des menschlichen Körpers eine neue Epoche der Anatomie

Mit besorgtem Blick schauten sie auf den Weg, auf dem jetzt der Verkehr begann.

„Wir müssen eilen!" stieß Vesalius hervor. „Man darf uns nicht von hier kommen sehen."

Die Straßen, die von der Porte de Hal ausgingen, wurden belebter. Aus dem alten überwölbten Thore, das trotzig und dräuend mit festem Turmbau dastand, quollen Wagen, Fußgänger und Reiter, und mancherlei Volk zog andererseits auf der Landstraße der Stadt zu.

Die beiden schritten rascher aus, verließen den Fußpfad und erreichten eben den großen Weg.

Da tönte der Sang eines Schelmenliedes an ihr Ohr und erfüllte sie mit peinlichem Erschrecken. Nicht weit von den Aerzten kamen drei übel aussehende Gesellen auf der Halde daher; der eine trug ein Grabscheit geschultert, ein anderer einen Korb auf dem Rücken. Es waren die Knechte des Henkers, die auszogen, ihre Opfer einzugraben und deren Kleider für sich heimzuholen. Man kannte sie an ihren absonderlich gestalteten Mützen und ging ihnen voll Scheu aus dem Wege.

Ihre Richtung war nicht so, daß sie André Vesalius und seinem Begleiter hätten begegnen müssen, doch konnten sie einander deutlich sehen.

Besorgt blickten die Männer der Wissenschaft sich an, als sie die Knechte im Begriff sahen, nach dem Richtplatze zu gehen. „Sollten sie wahrgenommen haben, woher wir kommen?" fragte Lambert van Goes.

„Ich befürchte es fast. Laßt uns schneller ausschreiten!"

Sie verstärkten ihre Gangart; um nicht aufzufallen, wagten sie jedoch nicht zu laufen. Als sie fast die Stadt

---

ein, die nun erst einen höheren Aufschwung zu nehmen vermochte. Dem ausgezeichneten Forscher gebührt ein Ehrenplatz in der Geschichte der Wissenschaft.

erreicht hatten, hörten sie wildes Geschrei hinter sich und sahen, sich umwendend, die drei Galgenknechte hastigen Laufes herankommen.

„Jetzt gilt's!" rief Vesalius, „vorwärts!"

Sie beschleunigten, statt dem hinter ihnen ertönenden „Halt! Halt!" zu gehorchen, ihre Schritte und erreichten die Porte de Hal. Hier hofften sie im Gedränge der Aus- und Einziehenden sich den Verfolgern entziehen zu können, um durch ein Seitengäßchen rasch des Arztes nahe dem Thore — am Wall de la Toison d'or — gelegenes Haus zu erreichen.

Die Knechte hatten indes, erkennend, daß ihnen die beiden im Gedränge und in der Stadt leicht entschlüpfen konnten, unter fortgesetztem Geschrei aus Leibeskräften zu rennen begonnen; sie waren so immer näher herangekommen, und ihr Rufen machte die Leute stutzig.

„Henkersknechte!" hieß es. „Seht die Schinder! Sollten ihnen verurteilte Verbrecher entsprungen sein?"

Man folgte ihrem Winken und Schreien und begriff nicht, was es mit den beiden ansehnlichen Herren auf sich haben könne, denen die Verfolgung von seiten der verachteten Knechte offenbar galt.

Nun gelangten Vesalius und Lambert, nachdem sie das Thor durcheilt hatten, auf den geräumigen Platz, der innerhalb der Stadt vor der Porte de Hal sich breitete. Viel ausziehendes Volk strömte ihnen hier entgegen, andere Neugierige waren ihnen nachgelaufen, ein Gegeneinander, eine Stockung im Verkehr entstand, bei dem die Freunde gehindert wurden, zu entschlüpfen.

Mittlerweile kamen die Henkersknechte, denen alles mit Abscheu auswich, da ihre Berührung beschimpfte, nahe heran und erreichten die Verfolgten.

Sie durften sich, nach Gesetz und Ordnung, nicht in einen dichten Volkshaufen begeben, durften kaum ohne

amtlichen Anlaß in der Stadt erscheinen, ihr Eifer ließ sie indes die Grenzen ihrer Befugnis überschreiten. Einen Mann zu ergreifen, der ihnen noch nicht vom Gerichte zugesprochen worden war, das wagten sie aber doch nicht, das würde sie in schwere Strafe gebracht haben. So stürzten sie dicht heran, umkreisten die Eingeholten, schwenkten die Arme, drohten und schrieen, atemlos wie sie waren, ihre Anklage hinaus. „Galgendiebe! — Leichenschänder!" brüllten sie.

Das Volk, empört über der Unehrlichen Eindringen in seine Mitte, schrie und schimpfte dagegen. Die Marolles, der niedere Pöbel, kauderwelschte in Vlämisch und Wallonisch dazwischen; allein die wiederholte Anklage: „Leichenschänder! — Räuber! — Diebe! — Leichenschänder!" verbreitete Schrecken, und vielfach tönte die Frage aus der Menge:

„Wessen beschuldigt ihr diese Herren?"

„Sie haben unseren Galgenleichen die Köpfe gestohlen, sie haben die Kleider zerschnitten, die uns gehören!"

„Die Köpfe? — Schrecklich! — Die Köpfe? — Wollen sie Zauberei treiben? — Sind sie mit dem Teufel im Bunde?"

„Ruft den Büttel — laßt sie abschleppen — sie sollen das Unsere ersetzen — wo ist ein Sergeant de ville?" schrieen die wütenden Gehilfen des Nachrichters.

„Wer sind diese beiden?" fragte es aus dem Volkshaufen.

„Ah, ihr Narren!" rief ein behäbiger Bürger und drängte sich durch die bewegte Menge, „laßt doch den guten Doktor vom Hospital St. Pierre gehen!"

„Ja, ja, er ist's, der gelehrte André Vesalius!"

„Ich erkenne ihn auch, er hat mir den gebrochenen Arm geheilt!"

„He, was wollt ihr dem anhaben?"

„Wollt ihr verruchte Leichenräuber laufen lassen?" heulten die Schinder.

Ein Für und Wider wogte hin und her, das Geschrei und Gedränge wuchs. Gerichtsdiener liefen herzu, machten sich mit ihren Stöcken Platz, begehrten den Inhalt des Sackes zu sehen, den Lambert unter seinem Mantel verbarg, und legten Hand an die beiden Männer, die das lärmende Volk kaum zu Worte kommen ließ.

Einzelne Bürger, denen Vesalius wohlgethan, wollten ihn und seinen Begleiter aus den Händen der Sergeanten befreien. Es kam zu Thätlichkeiten, und das Gerücht von etwas Besonderem, das dem Doktor geschähe, durchlief, mit den Tönen des wüsten Tumults, die anstoßenden Gassen.

In diesem Augenblicke, allen Lärm durchdringend, erschollen helle Fanfaren, und man hörte das nahende Getrappel von vielen Rossen. Das brachte neue Bewegung, einen anderen Anreiz in die stürmenden Massen.

„Der Kaiser!" hieß es, „der Kaiser!" — „Karl reitet zur Jagd!"

Und dann plötzlich, wie das Aufbrausen einer Woge: „Es lebe der Kaiser! Vivat hoch — hurra!"

Er war sehr beliebt in Brüssel, der junge, edle Herr, der am Hofe Margaretens unter den Augen der Bürger Aufgewachsene, der eben die vielumworbene deutsche Kaiserkrone errungen hatte. Sie waren alle stolz auf ihn, die behäbigen Brabanter, auf ihn, den Sohn ihres schönen Philipp, den Enkel ihrer Maria von Burgund. Und wo er nahte, schwieg jede andere Bewegung.

Indes hatten die Gerichtspersonen den Doktor und seinen Famulus doch nicht losgelassen; sie zerrten ihre Gefangenen zur Seite, als der kaiserliche Jagdzug in der Pracht, die Karl seiner hohen Würde angemessen hielt, auf der Rue haute, nach der Porte de Hal zu, herabkam.

Die Henkersknechte aber verschwanden wie Nachtvögel vor der aufgehenden Sonne; sie fürchteten die Speere der Trabanten.

Diese schritten in Karls Farben, scharlachrot, gelb und weiß gekleidet, mit geschlitzten Wämsern und keck zurückgesetzten Schlapphüten, von denen Federn nickten, dem Zuge voran und zu den Seiten, um das schaulustige Volk zurückzudrängen und die Straße freizuhalten.

Nach ihnen kamen Trompeter zu Pferde und dann, auf weißem Hengst, prächtig in bunte Stoffe gekleidet, ein Marschall des Kaisers, mit goldknopfigem Stabe, dem die Ordnung des Zuges und der Jagd oblag.

Hinter ihm ritt Karl selbst, im grünen Jagdrock von Sammet mit goldenen Knöpfen, fast ebenso gekleidet wie die hohen Herren, die ihm folgten, und ihm zur Seite, auf einem feurigen andalusischen Jagdpferde, seine jüngste, eben sechzehnjährige Schwester, die Infantin Katharina.

Der Kaiser war damals ein Mann von zweiundzwanzig Jahren, mittelgroß, blaß, mit starker, aber schön geschnittener Nase, vollem Munde, rotblondem, krausem Haar, ebensolchem Bärtchen und klugen, scharfblickenden Augen. Ernst und Selbstbewußtsein sprachen aus seinen Mienen, aber auch die unwillkürliche Freude der Jugend an dem schönen Morgen, der aus allem Nebel aufgetaucht war, dem Festgepränge und dem Jubel seiner Unterthanen.

Die junge Schwester neben ihm war eine Mädchenknospe von vielversprechender Schönheit. Sie schien fast ebenso groß zu sein wie ihr Bruder, ihre Haltung war stolz und sicher, ihr Auge dunkel und leuchtend. Ihre kräftigen Züge wurden von Geist und Heiterkeit belebt.

Als die Jagdgesellschaft den freien Platz vor dem Thore erreichte, schien es unmöglich, weiterzukommen. Der Volkshaufe war hier zu dicht.

Vesalius' Freunde versuchten immer noch, ihn aus den

Händen der Häscher zu befreien, und um sie her nahmen viele für und wider Partei.

In dem ungeschickt ausgeführten Bestreben, rasch Platz für den Kaiser zu schaffen, war im Eingange des überwölbten Thors ein Lastwagen umgestürzt, der in dieser Enge schwer aufgerichtet oder aus dem Wege geräumt werden konnte. So mußte denn wohl oder übel die Jagdkavalkade halten und sich einen kleinen Aufschub gefallen lassen.

Karl beauftragte seinen Kammerherrn, den Spanier Don Esteban de Zuñiga, mit dem er sich eben unterhalten hatte, nach der Ursache des Aufenthalts zu forschen.

Sogleich kamen Meldungen von verschiedenen Seiten. Des umgefallenen Wagens wurde gedacht, besonders aber, in verworrenem Durcheinander, von dem Arzt des nahen Hospitals St. Pierre und seinem Gefährten berichtet, die von den Knechten des Henkers verfolgt und den Stadtsergeanten überliefert worden wären, unter der unglaublichen Beschuldigung des Leichenraubes.

Der Kaiser gebot, die Männer herbeizuführen; es reizte ihn, in diesen Minuten unfreiwilligen Verzugs der seltsamen Anklage auf den Grund zu gehen. Und so wurden André Vesalius und Lambert van Goes vor den Monarchen gebracht.

Beim Anblick des Arztes rief die Infantin mit Eifer: „Dieser edle, stolze Mann ist nicht schuldig, gewiß nicht schuldig, mein Herr Bruder!“

„Wir werden sehen,“ erwiderte Karl und richtete seinen durchdringenden Blick auf des Doktors Antlitz. „Ihr wißt, welch schändlichen Verbrechens man Euch anklagt?“ fragte er streng.

„Ich weiß es, Majestät, und — ich bekenne mich schuldig.“

Eine Bewegung des Staunens und Schreckens ging durch die Mienen der Hörer über dies kühne Geständnis.

Die Pause, die jetzt infolge der Ueberraschung entstand, benutzte Vesalius, seine That zu begründen und zu rechtfertigen. Mit beredten Worten schilderte er die Unmöglichkeit für den Arzt, zu helfen, wenn er weder die Organe des Menschen, noch die Art, wie und wo er eingreifen dürfe, kenne.

„Soll je die Medizin aus dem blinden Tasten heraus, Majestät," rief der Eifrige mit Begeisterung, „soll die Anatomie eine heilbringende Wissenschaft werden, soll sie aufhören, Pfuscherei und Stückwerk zu sein, so müssen wir die Freiheit erhalten, am menschlichen Leichnam zu studieren, so müssen die Toten dem Heile der Lebenden dienen!"

Kaiser Karl war ein viel zu kluger Kopf, um sich diesen Gründen und Auseinandersetzungen, wenn sie ihn auch bei den damals herrschenden Anschauungen peinlich überraschten, zu verschließen. Er liebte Kunst und Wissenschaft und war entschlossen, beides in seinen Reichen zu fördern. Mit immer wachsender Teilnahme hatte er daher der Rede des Arztes gelauscht. Er befahl den Häschern, ihre Gefangenen freizugeben. Dann wandte er sich dem Arzte zu und begann, ohne die frühere Strenge an den Tag zu legen: „Ich will nicht entscheiden, ob und wie weit Ihr recht habt. Unser Leibarzt, der treffliche Doktor Marliano, mag Eure Gründe beurteilen. Kommt morgen zur Audienzzeit zu mir ins Schloß, da könnt Ihr Euch wegen Eurer That verantworten. Ich will dann anhören, was von beiden Seiten vorgebracht wird."

„O, laßt auch mich dabei sein!" rief die Infantin Katharina warm.

Karl maß sie mit einem spöttischen Blick. Dies Kind fing an zu denken und an Vorgängen, die ihr fern liegen sollten, teilzunehmen.

André Vesalius dankte aufleuchtenden Auges für die

gnädige Entscheidung seines hohen Herrn und sprach die Hoffnung aus, Don Marliano von der Richtigkeit und Sündlosigkeit seines Begehrens zu überzeugen.

Jetzt wurde gemeldet, daß der Weg frei sei, und schon legte Karl die Schenkel an seines Rosses Weichen, um fürbaß zu reiten, als etwas Neues, Ueberraschendes ihn zögern und sein Pferd wieder anhalten ließ.

Durch die noch immer andrängende Menge schlüpfte behende eine zierliche Mädchengestalt. Hastig lief sie herzu, ihre hellbraunen Zöpfe flogen. Jetzt erreichte sie Vesalius, warf ihm mit einem Schrei beide Arme um den Hals und schmiegte sich an ihn. Wie anmutig und natürlich dies alles war!

Karl konnte nicht los von dem Anblick, wunderbar gefesselt sah er auf die Zierliche.

Der Doktor schien mit ihr zu schelten. Scheu blickte sie empor, für eines Atemzuges Länge haftete Karls Auge in dem ihren. Welch ein unschuldsvoller Kinderblick, welch lichte, strahlende Sterne!

Ob sie des ernsten Doktors Weib war? Unmöglich!

Karl hatte laut gedacht, denn Esteban de Zuñiga flüsterte, er werde sogleich erforschen, wer die Reizende sei. Auch Prinzeß Katharina hatte sich gespannt vorgeneigt, um Frage und Antwort zu erlauschen.

Der gewandte Kammerherr brachte schon im nächsten Augenblicke die von einem Bürger rasch erkundete Auskunft: des Vesalius' junge Schwester sei das Mädchen.

Befriedigt und erfüllt von den Eindrücken der letzten Minuten ritten die fürstlichen Geschwister schweigend, mit ihren Gedanken beschäftigt, von dannen, und nun endlich zum Thore hinaus.

Zweites Kapitel.

„Wie durftest du das thun, Viola?“ rief Vesalius vorwurfsvoll noch einmal und führte die Schwester rasch aus dem Gedränge. Lambert schloß sich ihnen an, und auch sein Auge blickte mit zärtlicher Sorge auf die Jungfrau. Sie bogen in eine Seitengasse ein.

Viola begann sich sanft zu verteidigen: ihr Nachbar, der Gewandschneider Claas, sei gelaufen gekommen und habe geschrieen, man schleppe ihren Bruder in den Turm; es gehe ihm an Hals und Kragen.

„Ich stand gerade,“ fuhr sie fort, „vor unserer Thür und sah nach dir aus, denn die Morgensuppe war fertig. Da kam die furchtbare Kunde. Wenn ich dir auch nicht helfen konnte, mußte ich doch wissen, was die schrecklichen Menschen dir zu leide thun wollten.“

„Ich habe dir oft geboten, Viola, unser Haus nicht ohne Begleitung zu verlassen.“

„Aber du und Lambert waret ja beide nicht da und ihr liefet beide Gefahr!“

Daß sie auch seinetwegen besorgt gewesen war, dünkte Lambert van Goes ein großes Glück, und hastig sagte er: „Ihr wißt, Juffrouw*), daß ich den Meister nie verlassen und ihm jederzeit mit meinen besten Kräften helfen würde.“

„Aber wenn die Schrecklichen Euch selbst gefaßt hielten! — Und nun erzählt, was euch geschehen ist.“

Sie hatten mittlerweile das Häuschen am Stadtwalle, das Vesalius mit der Schwester und einer Magd bewohnte, erreicht. Er lud seinen Famulus ein, mitzukommen und sich bei einem Löffel warmer Suppe von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen.

Zugleich flüsterte er dem beglückt Eintretenden zu, dem

*) Sprich: Juffrau = Fräulein.

Mädchen nichts von der eigentlichen Ursache ihrer Gefährdung zu verraten. Er kannte Violas scheues Grauen vor allem, was sich auf seinen ärztlichen Beruf bezog. Wenn sie gewußt hätte, was der Sack barg, den Lambert vorsichtig in einen Winkel stellte, würde ihr der Appetit zum Frühmahle sicherlich vergangen sein.

Als sie nun in dem niedrigen Zimmer um den Tisch saßen, als die dralle Magd Natje in der Zinnschale eine dampfende Biersuppe aufgetragen, Vesalius das Morgengebet gesprochen und Viola die Suppe aufgefüllt hatte, begann sie wieder zu forschen; was sie denn eigentlich Schlimmes erlebt hätten.

„Wir waren dem Jagdzuge des Kaisers im Wege," berichtete Vesalius kurz, „man wollte uns als Ruhestörer verhaften, doch der Irrtum klärte sich auf und man ließ uns frei."

„Ah, der Jagdzug des Kaisers!" rief Viola, und alle die prächtigen Gestalten, die sie in ihrer Angst kaum beachtet hatte, tauchten wieder vor ihrem geistigen Auge auf.

Der gewaltige Herr in den bunten Kleidern auf dem großen Schimmel, der den goldenen Stab gebieterisch geschwungen, das mußte Kaiser Karl, den alle Leute hier hoch priesen, gewesen sein. Nun war sie ihm doch auch einmal begegnet, aber auf sein Aussehen vermochte sie sich nicht zu besinnen. Warum sie seiner auch nicht besser geachtet hatte!

Dagegen stand ein anderes Antlitz ihr klar in der Erinnerung. Die Augen, die wunderbaren Augen, die würde sie nie vergessen! Es mußte einer der Herren aus des Kaisers Gefolge gewesen sein. Wie er sie angesehen! Sie hatte ja nicht von seinem Blick loskommen können. —

Nach Beendigung des Frühmahls beeilten die beiden Aerzte ihren Aufbruch zum Hospital, wo Lambert wohnte, und wo sie Raum und Zeit fanden, ihre anatomischen

Untersuchungen zu beginnen, nach denen sie Verlangen trugen.

Während André seine Instrumententasche nahm und Viola einschärfte, sich ja nicht wieder hinauszuwagen, bemächtigte Lambert sich heimlich des Sacks, den er auf dem kleinen Vorraum des Hauses unter die Treppe gesteckt hatte. Er stand bereits mit dem gefahrvoll Errungenen vor der Hausthür, als Vesalius zu ihm trat. Dann schritten beide Männer, noch erregt von ihrem Abenteuer, in lebhaftem Gespräch von dannen.

Sie hatten sich vor den Ohren des jungen Mädchens Zwang anthun und von der eben überstandenen Gefahr nicht sprechen dürfen. Jetzt tauschten sie aus, wie sie über das Geschehene dachten.

„Ihr werdet morgen beim Kaiser einen harten Stand haben, Meister," sagte Lambert besorgt. „Wird es Euch gelingen, das Recht zu gewinnen, nach dem Euch verlangt?"

„Ich hoffe es. Die Vernunft ist auf meiner Seite. Ich werde den Anspruch der Wissenschaft kräftig vertreten."

„Es wäre ein großer Gewinn."

„Ja, ein ungeheurer Schritt vorwärts, wenn uns mit allerhöchster kaiserlicher Bewilligung die Hospitalleichen zugebilligt werden sollten."

„Ich wage es nicht zu hoffen!"

„Ueber kurz oder lang muß das Vorurteil besiegt, muß der Fortschritt gewagt werden!"

Nach einer kleinen Weile, während der die Männer schweigend ihren Weg zum Hospital verfolgten, begann Vesalius mit Sorge: „Ob die hohen Herren meine Schwester bemerkt haben?"

„Ich glaube es kaum. Es war nur ein kurzer Augenblick."

„Ja, ja, als Viola herzulief, setzte der Zug sich schon in Bewegung.“

„Die Juffrouw war voll Angst um Euch,“ sagte Lambert in dem Verlangen, die Handlungsweise des Mädchens zu entschuldigen.

„Sie hatte Tadel verdient. Sie darf nicht von diesen leichtfertigen Höflingen gesehen werden. Wie soll ich sonst die Mutterlose hüten?“

„In wenigen Wochen verläßt der ganze Hof Brüssel.“

„Allen Heiligen will ich danken! — Und doch, was weiter?“

„Ihr werdet der Schwester einen Gatten wählen, Meister,“ meinte Lambert bescheiden.

„Wie gern! Wenn ich vertrauen könnte und Viola einwilligte.“

„Die Juffrouw ist so scheu, so sittig; sie muß ihre Zeit haben, sich an Mannesliebe zu gewöhnen. Mir könnt' es nicht gefallen, wenn es anders wäre.“

„Ihr mögt recht haben, Lambert; lassen wir ihr Zeit und hüten wir sie wohl.“

— — — — — — — — — — — — —

Viola war allein geblieben, wieder allein! Immer allein!

Seit etwa einem Jahre hatte der Bruder sie hierher nach Brüssel geholt. Die Eltern hatten sie früh verloren; Viola war fünfzehn Jahre jünger als André und von einer Muhme auf dem Lande aufgezogen worden, während er in Löwen, Montpellier und Paris studierte. Als diese Verwandte dann vor Jahresfrist starb, war André zur Schwester geeilt und hatte sie zu sich geholt.

Sie hatte den Bruder seit Jahren nicht gesehen und kannte den ernsten Mann noch wenig. Er sorgte während der Reise nach Brüssel treulich für sie, allein er war und blieb einsilbig, schien weitab mit seinen Gedanken, und

wenn sie gewagt, ihn zu fragen, ob sie nichts thun könne, ihn zu erheitern, hatte er wie aus einem Traum erwachend geantwortet: „Ich denke an meine Kranken, ich mußte einige in schwerer Not verlassen."

„O, wie gut du bist!" hatte sie gerufen, aber fern und fremd fühlte sie sich ihm doch. Gar zu hoch stand er über ihr, da er immer nur an andere dachte, nie etwas für sich wollte.

Nun richtete sich aber ihr fröhlicher Jugendmut mit großen Erwartungen auf Brüssel. Sie suchte den Bruder zum Erzählen über die Stadt, die sie sich in ihrer Phantasie mit märchenhafter Pracht ausschmückte, zu veranlassen. Er schien aber selbst nicht viel davon zu wissen, sagte, er habe keine Zeit, an Schützenfesten, Spielen und Aufzügen teilzunehmen, und auch sie dürfe nicht dahin verlangen, wohin er sie nicht führen könne. Er habe bis jetzt im Hospital gewohnt, das sei aber kein Ort für sie, so habe er durch einen jungen Freund ein Häuschen mieten und ausstatten, auch eine Magd annehmen lassen, da werde sie sicher und gut wohnen und er mit ihr; doch rufe ihn seine Pflicht über Tag ins St. Pierre-Spital, wo er seine ganze Zeit zwischen den Kranken und seinen Studien zu teilen habe.

Viola dachte nun doch, sie werde sich ihm mit zärtlicher Schwesterliebe dankbar erweisen können; wenn er müde heimkomme, wollte sie ihn pflegen, ihn durch ihr Lautenspiel erfreuen, mit wirtschaftlichem Sinn ihn in einer sauberen, freundlich geschmückten Häuslichkeit heiter empfangen und ihm die ernsten Gedanken verscheuchen. Und dann würde sie gewiß manchmal eine Lustbarkeit mitmachen und sich an den Freuden, welche die reiche Stadt bot, mit vergnügen dürfen. So hart würde André nicht sein, ihr das zu versagen!

So war sie immer noch mit großen und freudigen

Erwartungen in Brüssel angelangt. Allein das Leben sollte doch anders werden, als sie gedacht hatte.

Das Häuschen, in einer engen Gasse am Wall gelegen, war düster und beschränkt, kein freier Ausblick erfreute sie. Mit der derben Magd konnte sie sich schwer verständigen, da Natje nur wallonisch sprach, dessen Viola wenig mächtig war.

André erklärte der Schwester mit aller Bestimmtheit, daß sie nie ohne seine oder seines Freundes Lambert van Goes Begleitung ausgehen dürfe, und daß Natje dazu da sei, die Bedürfnisse und Ausrichtungen, die das Hauswesen fordere, zu übernehmen.

Den undankbaren, bitterbösen Gedanken, daß André sie eigentlich wie eine Gefangene halte, wehrte sie von sich. Er mußte ja wissen, was sich hier schicke, und wie sie zu leben habe. Meinte er es doch gewiß gut mit ihr.

Wenn er da war, kam ihr auch kein unmutiger Zweifel. Er bezeigte sich liebreich gegen sie, es blieb ihm nur gar zu wenig Zeit für sein Haus und das einsame Kind, das sich doch so gern zutraulich an ihn geschmiegt hätte.

Sie durfte mit Natje in eine nahegelegene Kapelle zum Gottesdienste gehen, sonst aber nur, von einem der beiden Männer geleitet, gegen Abend das Haus verlassen, und diese schlugen stets die einsamsten Wege vor der Stadt ein. So kannte sie noch kaum etwas von dem prächtigen Brüssel.

Wenn André auch gegen sie schweigsam blieb, ging sie doch lieber mit ihm als mit Lambert, der sich mühte, sie zu unterhalten. In des jüngeren Mannes Wesen lag etwas allzu Nahes, Vertrautes, Beflissenes, das Viola in sich selbst zurückscheuchte. Er war doch nicht auch ihr Bruder! Schenkte André ihr wenig Aufmerksamkeit, so fühlte sie doch stets seine Nähe als eine beglückende Sicherheit.

Wie schön und männlich sie ihn fand, wie es sie mit Stolz erfüllte, zu ihm zu gehören! Wußte er nichts mit ihr zu sprechen, so hatte er ja recht. Ach, sie stand mit ihrem kindischen Sinn ja weit unter ihm! —

Das Häuschen hatte zur ebenen Erde ein großes und ein kleines Zimmer nebeneinander und die Küche. Oben lagen die beiden Dachstübchen, in dem einen schlief Viola, in dem anderen die Magd. Das kleine Gemach unten diente André als Schlaf- und Arbeitszimmer.

Oft brachte er abends Lambert mit; blieb sie aber mit dem Bruder allein und rückte nach dem Abendbrot ihr Spinnrad heran, so begann er wunderliche Dinge zu zeichnen, die ihr vorkamen wie Stücke von Menschen, und die sie vor Grauen nicht recht anzusehen wagte, oder er las und schrieb und schien ihre Gegenwart ganz zu vergessen. Wagte sie einmal, ihn zu fragen, ob sie ihm zur Laute eines ihrer kleinen Lieder singen dürfe, so pflegte er unwirsch zu erwidern: „Ein anderes Mal, Kind, ich habe etwas Ernstes zu überlegen.“ Traf er sie aber mit ihrer Laute, so lauschte er wohl einen Augenblick, ein halbes Lächeln auf den Lippen, sagte dann aber bald: „Du störst vielleicht die Nachbarschaft,“ oder: „Giebt es heute nichts zu thun?“ Manchmal erklärte er auch kurz: „Laß uns essen, ich hab's eilig, und dann möchte ich meine Ruhe.“

An alles dies dachte Viola, als die Männer sie verlassen hatten. Währenddem räumte sie im Zimmer umher, lief in die Küche, sprach mit Natje über die Wirtschaft und kam endlich wieder zurück, um sich an ihr Klöppelkissen zu setzen.

Eine gute Nachbarsfrau hatte sie diese Handarbeit gelehrt, und wenn sie auch erst eine Anfängerin war, wenn sich ihr die Fäden oft verwirrten und das Muster nicht immer genau herauskam, so bereitete es ihr doch Freude, diese zierlichen Gewebe aus selbstgesponnenen feinen Fädchen

herzustellen, die einmal zu ihrem oder des Bruders Putz dienen konnten.

Das Zimmer hatte ein breites Fenster, vor dem Viola auf einer Erhöhung saß; doch waren die Scheiben klein und von so dickbuckligem grünen Glase, daß wenig Licht hindurchdrang. Auch konnte sie kaum auf die Gasse sehen, und es war doch ihr einziges Vergnügen, dann und wann durchs Fenster mit vorübergehenden Nachbarsleuten zu sprechen.

André hatte ihr streng verboten, am offenen Fenster zu sitzen, doch das erschien ihr zu hart. Sie hielt es nicht aus, den ganzen Tag von der reinen Frühlingsluft ausgeschlossen zu sein, und sie begriff auch nicht, was es ihr schaden könne, wenn sie ruhig dasaß, den Gruß bekannter Leute erwiderte und auf eine freundliche Anrede antwortete.

Auf der Fensterbank standen zwei bunte Thongefäße mit schön blühenden und duftenden roten Nelken, die Lambert ihr geschenkt hatte; auch die Blumen verkamen in der dumpfen Enge ihres Zimmers, auch sie brauchten frische Luft, und so öffnete Viola wie gewöhnlich, seit die Sonne wieder so warm schien, beide Fensterflügel weit, atmete erquickt tief auf und setzte sich dann, leise vor sich hin singend, an ihre Arbeit.

Drittes Kapitel.

Das alte, von Mauern, Wall und Graben umhegte Brüssel, die Hauptstadt und der Fürstensitz der Niederlande, ist auf ansteigendem Boden erbaut.

Von der Porte de Hal emporschreitend, durch die niedrigen, von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Stadtteile, gelangt man zu der hochgelegeneren Place des Palais, an welcher, im Halbkreise umringt von den Wohnsitzen

edler Herren, das Schloß, der „Brabanter Palast", die Residenz Kaiser Karls, lag.

Es war ein mächtiges Gebäude ohne sonderlichen Schmuck, geräumig mit Sälen und Galerien, um Innenhöfe erbaut. Vor dem Palast breitete sich ein Platz aus, der zu Volksfesten benutzt wurde, hinter dem Schlosse lag ein herrlicher weiter Park, von Mauern umhegt und mit hohen alten Bäumen, Laubengängen, Statuen und Springbrunnen geziert.

Es war am anderen Tage zu der Morgenstunde, in welcher Karl Audienzen zu gewähren pflegte.

Auf dem Platze vor dem Palast herrschte reges Leben und Treiben. Aller Glanz des Hofes trat hier zu Tage. Anreitende hohe Herren, Niederländer, Spanier und Deutsche, die ihr Dienst hergeführt, mit glänzendem Gefolge, kommende und gehende Boten, bunt und prächtig gekleidete Dienerschaft, Trabanten, Wachen und endlich zu- und abströmendes gaffendes Volk, das sich am Glanz der Hochgeborenen weidete und die stolzen Adelsherren mit Beifall oder mit abfälligen Aeußerungen begleitete.

Auf den Treppen, Gängen und in den Vorgemächern des Schlosses wimmelte es von Hofbeamten, Kavalieren, Pagen und Lakaien.

In dem Vorzimmer des Audienzsaales stand, den Befehl zum Eintritt erwartend, in einer Fensternische, ruhig und ernst wie immer, André Vesalius in festlicher Kleidung, wie es ihm geziemte, vor seinem kaiserlichen Herrn zu erscheinen. Er hatte Muße genug, dies ihm noch fremde höfische Treiben zu beobachten, und wurde durch das lange Warten darauf hingedrängt, Erwägungen an das, was er sah, zu knüpfen.

Hatten denn alle diese Männer nichts anderes zu thun? War ihnen ihre Zeit nichts wert? Konnten sie hier nicht entbehrt werden und eine würdigere Ar-

heit vornehmen, als dies Lungern und Lauschen ihm dünkte?

Ungeduldig sehnte er sich zurück zu seinen Kranken oder seinen Studien, und doch, vielleicht würde er Großes hier erringen, das Nötigste für seine Wissenschaft. Der Kaiser war nicht ungnädig, seinen Gründen nicht ganz verschlossen gewesen. So mußte er jetzt Zeit und Kraft wie diese Schranzen opfern.

Ein junger Mann mit bräunlich gefärbten, scharfen Zügen, in Seide und Sammet nach spanischem Schnitt gekleidet, mit dem Abzeichen der Kammerherrnwürde, trat höflich grüßend zu Vesalius heran.

„Ich war gestern in Seiner Majestät Nähe, Doktor," begann der Spanier, Don Esteban de Zuñiga, in gutem Französisch, „habe Euer Abenteuer miterlebt und Euch meine Teilnahme gespendet. Ich weiß auch, was Euch herführt, und will mir Mühe geben, Euch baldigst Zutritt zu verschaffen."

„Ihr seid sehr gütig, Señor," erwiderte der Angeredete etwas befremdet über des Kämmerers verbindliche Annäherung.

Der Hofherr schien die Kühle im Ton der Entgegnung nicht zu bemerken, geschmeidig fuhr er fort: „Don Marliano, unseres Herrn Leibarzt, wartet schon im anderen Saale. Er ist, wie Ihr wißt, gleich Euch hierher befohlen."

Bald darauf verließ die Deputation vlämischer Stadtverordneten, deren Audienz beendet war, das kaiserliche Gemach, und der Hofmarschall beauftragte die Pagen, die zunächst Befohlenen herbeizurufen. Es waren Vesalius und der weißbärtige Arzt Marliano.

Karl saß, als die beiden Männer, von dem Kämmerer Zuñiga begleitet und eingeführt, in das große und prächtige Audienzzimmer traten, vor einem mit Papieren, Bitt-

schriften, Briefen, Karten und Plänen bedeckten Schreibtische. Er war zerstreut und gelangweilt vom Anhören vieler förmlicher Reden, begrüßte die Kommenden lässig und gebot ihnen, ihre Sache vorzutragen.

Josse Lamprechter, des Kaisers Narr, ein zwerghafter Gesell, über dem listigen Gesicht die rote Gugel mit gelben Eselsohren und Schellen daran, hockte, Kniee und Füße heraufgezogen, auf einer zur Seite stehenden Bank und verfolgte die feierlichen Vorträge der Audienzen bald mit kecken und klugen, bald mit albernen Zwischenreden. Er hatte den linken Arm um die schiefen Kniee geschlungen und schaukelte in der Rechten seinen braunen Narrenstab von Leder; oben saß ein keulenartiger Knauf, wie eine menschliche Fratze gebildet, aus deren Maul ein roter Tuchfetzen gleich einer ausgestreckten Zunge hing, als Ohren trug das Gebilde Schellen, die leise bei jeder Bewegung klirrten.

Vesalius trat einen halben Schritt zu dem hohen Herrn heran und begann mit dem Feuer, das ihn immer durchglühte, wenn er von seiner Wissenschaft sprach, darzulegen, wie blind, wie unsicher man ohne genaue anatomische Kenntnis des menschlichen Körpers die Heilkunst ausübe, und daß es daher ein Gebot der Notwendigkeit sei, die Leichensektion freizugeben.

„Und was habt Ihr dagegen zu sagen, Marliano?“ fragte der Kaiser.

„Seit Hippokrates, Majestät, dem Vater der Medizin, steht fest, was uns zu wissen taugt. Auch Claudius Galenus ist nicht zu verachten. Erfahrung schärft unseren Blick, Beurteilung der Symptome ist alles. Wir schlagen die Ader oder stärken das Geblüt. Sektion erscheint mir überflüssig und vermessen.“

„Mein Söhnlein streckt Euch schon die Zunge 'raus,“ lachte Josse Lamprechter und schüttelte seinen Schellenstab

nach dem Redner. „Macht ihm Arme und Beine, dann soll er Euch als einen großen Medikus preisen."

„Da hört Ihr's, Vesalius," rief Karl, ohne den Narren zu beachten.

„Der Körper des Toten," fuhr nun der Leibarzt fort, „harrt der Auferstehung entgegen und soll nicht zerstückelt werden."

„Edler Herr!" rief Vesalius mit Eifer, „wollt Ihr sagen, die ersten Christen, die als mutige Glaubenszeugen von Löwen und Tigern zerrissen und gefressen wurden, wären deshalb außer stande, der Auferstehung teilhaftig zu werden?"

„An diesen wird der Höchste seine Gnade erweisen und ihnen glänzend lohnen, denn sie waren Märtyrer für ihren Glauben."

„Lieber nicht gefressen werden," wimmerte Josse.

„Und die armen Seeleute, die der Hai im Meere verschlingt? Auch von ihren Körpern werden Teile hierhin und dahin verschleppt."

„Der Hai ist ein unvernünftiges Tier, wollt Ihr ihm gleichen?"

„Nein, ich will mehr ausrichten, als die Sättigung meines Leibes. Ich bezwecke etwas Hohes, ich will der Wissenschaft, der Menschheit dienen!"

„Vermessenheit!" warf Marliano ein. „Laßt es Euch mit dem genügen, was errungen ist."

„Ja, ja, Gevatter," rief der Narr, „gut essen und schlafen genügt uns!"

„Soll ich dem Erben gleichen, der sich mit seiner Väter Erwerb träger Ruhe überläßt? Soll ich nicht weiter arbeiten, das Gut der Erkenntnis zu mehren?"

Rede und Gegenrede gingen hin und wieder. Selbst der Kaiser warf manchmal ein Wort hinein, und fast schien es, als habe er nicht übel Lust, dem bedrängten Vesalius

beizustehen, der nicht aufhörte, für die Freiheit der Forschung zu streiten.

Endlich aber machte der junge Fürst der Audienz ein Ende, indem er sprach: „Ihr seht, Doktor Vesalius, daß viel gegen Euer Begehren eingewendet wird. Seid froh, wenn ich Befehl gebe, daß man nicht weiter nachforscht, wo die Köpfe der beiden Gehenkten geblieben sind."

„Hört meinen weisen Spruch," sagte Lamprechter zu den beiden Gelehrten, indem er den Finger an seine dicke Nase legte: „Sind die Häupter der Galgenvögel ihr eigen, so mögen sie sich getrösten, im Tode mehr damit zu nützen, als im Leben. Sind sie Brüssel verfallen, so muß der Doktor die würdigen Väter der Stadt, wenn sie am Gehirn erkranken, mit seiner gewonnenen Einsicht umsonst kurieren."

Lächelnd hob der Kaiser zu Vesalius gewendet wieder an: „Richtet Euch mit dem ein, was Ihr haben könnt, und nun lebt wohl." Er nickte, und die beiden Männer waren entlassen.

Der Kaiser blickte auf zwei nebeneinander über seinem Schreibtisch hängende Uhren und sagte: „Bei dieser gelehrten Disputation ist die Zeit, die ich für Empfänge angesetzt habe, rasch vergangen. Ihr könnt die heute nicht Vorgelassenen auf morgen herbescheiden, Marschall van Steenwinkel."

Der Hofmann verneigte sich tief und verließ das Gemach, um vielen draußen Harrenden eine Täuschung zu bereiten und sie zu verabschieden.

Auch der Narr bekam ein „Fort mit dir, Geselle!" zu hören, worauf er sich murrend erhob und, indem er der Thür zuschlenderte, sagte: „Aha, so wollt Ihr Euch selber Euren Bedarf an Narrheit besorgen?"

Der Kämmerer wurde noch nicht entlassen. Don Esteban de Zuñiga glaubte in der Miene seines Gebieters zu

lesen, daß er noch bleiben dürfe, daß der Kaiser eine Frage auf den Lippen trage, die Zuñiga, selbst wenn sie sich nicht laut hervorwagte, gar zu gern beantworten wollte.

Ein Geheimnis mit seinem hohen Herrn zu teilen, Wünsche hervorzulocken und zu befriedigen, war ja das lebhafteste Bestreben des geschmeidigen Höflings. Er wußte gut genug, daß er nur so zu einer gewissen Wichtigkeit gelangen und sich einschmeicheln konnte.

Doch noch ein zweiter Grund trieb ihn zu jeglicher Anstrengung, sich dem Herrscher so nahe wie möglich zu stellen, sich ihm unentbehrlich zu machen. Er liebte mit toller, verzehrender Leidenschaft die junge Schwester des Kaisers. Seit die Infantin Katharina am Hofe ihres Bruders weilte, war der sonst kaltblütig Berechnende wie ausgetauscht und der zwingenden Macht dieser neuen Empfindung anheimgefallen. Das stolze, unberührte junge Wesen hatte es ihm angethan.

Esteban wußte, daß seine Liebe wahrscheinlich eine aussichtslose sei, allein die Ueberzeugung, mit tausend Schwierigkeiten kämpfen zu müssen, verstärkte nur seine Leidenschaft. Wenn er sehr geschickt verfuhr, ließ sich doch vielleicht heimliche Gunst erlangen, oder auch, unter Anwendung aller Künste der Intrigue, so oder so erzwingen!

Sich tief neigend, trat er ehrfurchtsvoll zu Karl heran und flüsterte: „Ich habe die holde Schwester dieses rabiaten Doktors heute morgen wiedergesehen. Er hält sie in strenger Abgeschlossenheit in einem Häuschen am Walle. Sie saß am offenen Fenster, nahe der Gasse, zwischen roten Nelkenstöcken am Klöppelkissen. Ein Bild zum Malen!"

„Ja, sie ist schwer zu vergessen," murmelte Karl halb für sich. „So viel natürlicher Liebreiz ist selten. Wie ein Reh flog sie an uns vorüber. In jedem Gliede jungfräulich und zierlich."

„Wünschten Eure Majestät sie nicht wiederzusehen?"

„Wie sollte ich das?" fuhr der Fürst unwirsch auf. „Ich kann nicht wie Ihr auf der Gasse stehen und zu einer Schönen ins Fenster schauen."

„Mit Geschick läßt sich allerlei einfädeln."

„Meine Zeit hier ist fast zu Ende. Ihr wißt, daß wir nach England segeln, Zuñiga."

„Und doch würde ich es übernehmen, Majestät —"

Karl schritt ein paarmal schwankenden Sinnes und zaudernd auf und ab.

Er war jung, und seine Phantasie von der Erscheinung des holden Mädchens angeregt. Seine Verheiratung stand noch in ungewisser Ferne. Schon von seinem ersten Lebensjahre an hatte man einen politischen Handel mit seiner Hand und Krone, der mächtigsten in ganz Europa, getrieben. Er war ein halbes Dutzend Male verlobt gewesen: mit den noch in den Windeln liegenden Töchtern Ludwigs XII. von Frankreich, mit Luise, der Tochter Franz I., mit der Prinzeß Anna von Ungarn, die jetzt sein Bruder Ferdinand heiratete, während er augenblicklich zwischen Marie von England und Isabella von Portugal wählte. Die Wendung der Dinge hing lediglich von politischen Notwendigkeiten und Vorteilen ab. Anscheinend war sogar die Entscheidung schon gefallen, denn augenblicklich war Karls Hand mit den feierlichsten Verträgen der sechsjährigen Marie von England versprochen. Warum sollte er nicht wirkliches Liebesglück genießen?

Plötzlich blieb er vor seinem Vertrauten stehen: „Ich bekenne Euch, Esteban, daß sie mich beschäftigt. Manche Schöne hat mir gefallen wollen, doch vergebens. Ein holderes Kind als jene Kleine sah ich nie."

„Warum tragen denn Eure Majestät Bedenken? Der erhabenste Herrscher der Christenheit wird die Neigung der Kleinen leicht gewinnen."

Der Kaiser wandte sich verletzt ab. Er war nahe daran, den Ungeschickten schroff zu entlassen.

Zuñiga biß sich auf die Lippe, er erkannte seinen Fehler.

Als Karl sich dem Erschrockenen wieder zukehrte, sagte er streng: „Ich will der Menge Urteil nicht herausfordern. Mein Ohm, Heinrich von England, und Franz von Frankreich mögen ein lockeres Leben an ihren Höfen dulden und es selber führen. Mich stößt es ab. Ich will meinen Völkern ein Muster und Vorbild bleiben."

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung," stammelte Esteban zusammenknickend.

„Könnte ich, wie jeder schlichte Edelmann, um Gunst werben, so — doch weshalb müßige Wünsche?"

„Durchaus nicht müßig," griff Zuñiga das Wort auf. „Ich sagte schon, daß auch eine geschickt eingefädelte List —"

„Sprecht, da wäre ich neugierig."

Zuñiga entwickelte einen längst erwogenen Plan; froh, angehört zu werden, stattete sein erfinderischer, jeglicher Intrigue geneigter Geist in diesem Augenblicke seine Vorschläge mit allen Reizen lockender Wahrscheinlichkeit aus.

Ein großes Volksfest sollte auf dem Platze vor dem Palaste gegeben werden, ehe der Hof die Reise nach England antrat, ein Abschiedsfest für die getreuen Brüsseler. Hierhin mußte die Kleine gelockt werden. Das Wie wollte Zuñiga übernehmen. Er wußte eine geschickte Frau im Palast, die das ausführen konnte. Dann sollte das Mädchen, verwirrt vom Gedränge, durch den einsamen Arkadengang vom Schloßhofe nach der Rückseite des Palastes und in den Park geführt werden und dort mit Karl zusammentreffen.

„Damit sie vor Scheu und Ehrfurcht verstummt, vielleicht entflieht!" rief der Kaiser. „Was nützt ein solches Begegnen?"

„Die kleine Weltfremde wird Eure Majestät nicht erkennen."

„Glaubt Ihr — sollte das möglich sein?" Es leuchtete etwas in Karls Augen auf, das den gewandten Versucher ermutigte. Offenbar regte sich im Herzen des Fürsten die größte Lust zu dem Abenteuer.

Zuñiga beschloß, seinen vielversprechenden Plan festzuhalten und zu verfolgen.

„Mein hoher Herr giebt einen bescheidenen Namen an, zum Beispiel den meinen," fuhr der Kämmerer geläufig fort. „Es würde mir die größte Ehre sein, Majestät den ganzen Zuñiga zu borgen und zu Füßen zu legen."

Karl, unter einem beständigen heuchlerischen Intriguenspiel aufgewachsen, sehr geneigt, sich mit all seinen Plänen und Absichten zu verstecken, fand Gefallen an des Günstlings Vorschlag. Ein Mummenschanz dünkte ihm dieser, der Lust versprach. Etwas Aehnliches war bei allen strahlenden Festen, deren Mittelpunkt er gewesen, noch nicht von ihm genossen worden. Das Verlangen, jenes reizende Mädchen, dessen Bild ihn verfolgte, wiederzusehen, die Neugier, zu erfahren, wie sie sich benehmen werde, wie man mit ihr verkehren könne, ergriffen ihn so mächtig, daß er in Zuñigas Vorschläge einwilligte.

Der geschickte Hofmann verschwor sich hoch und teuer, daß keine Menschenseele von der hohen Ehre erfahren solle, deren sein Herr ihn würdige, indem er seinen armen Namen annehme. Der Kaiser habe nichts zu thun, als im Park, der für andere verschlossen bleibe, zu lustwandeln und zur bestimmten Zeit einen vorher anzugebenden Platz aufzusuchen. Das einzige möge noch sein, daß der hohe Herr sich an dem Nachmittage so kleide, wie sein ergebenster Diener, der ja das Glück habe, gleichen Wuchses mit seinem Gebieter zu sein.

André Vesalius hatte niedergebeugt und ergrimmt das Schloß verlassen. Er war überzeugt gewesen, mit seinen Gründen, die ihm schlagend und unwiderleglich erschienen, alle Bedenken über den Haufen zu werfen, und nun hatte er erleben müssen, daß selbst eine deutlich empfundene günstige Meinung seines kaiserlichen Herrn ihm nicht zum Siege gegen Schlendrian und Vorurteile geholfen hatte.

Auf dem Schloßplatze trat Lambert van Goes gespannten Blickes seinem Meister entgegen. Der getreue Famulus hatte hier gewartet, um gleich zu erfahren, was der Doktor in dieser wichtigen Stunde errungen habe. Lambert setzte ein unbedingtes Vertrauen in seines Lehrers flammende Beredsamkeit und in die einleuchtende Kraft seiner Gründe.

Eine unmutige, von Achselzucken begleitete Handbewegung des Doktors erschreckte Lambert.

„Nicht geglückt?" fragte er erbebend. „Keine Vergünstigung errungen?"

„Nichts, als daß wir wegen jener elenden Köpfe nicht verfolgt werden sollen."

„Was wagte man einzuwenden?"

Vesalius berichtete. Er schilderte die Eindrücke, die ihm zu teil geworden, die Gespräche, die er geführt hatte, und Lambert hing an des Erzählenden Munde und fing jedes Wort mit vollster Hingabe auf.

„Was nun, Meister?" fragte er endlich bedrückt.

„Feststehen, trotz aller Hemmnisse weiter arbeiten und unsere Pflicht thun."

„Sollte sich nicht doch noch eine günstige Gelegenheit finden, des Kaisers Wohlwollen zu nutzen und Eurer billigen Forderung Gewährung zu verschaffen?"

„Wie könnte ich Karls Ohr noch einmal gewinnen? Er läßt rüsten, um mit großem Gefolge nach England zu fahren. Von dort segelt er auf viele Jahre nach Spa-

nien. Wer weiß, wann er zu uns, in sein väterliches Erbe zurückkehrt? Und niemand als er hat das Recht und die Macht, jene Vorurteile niederzuwerfen, die unserer Untersuchung der Natur, unserer Erkenntnis hemmend entgegenstehen."

„Giebt es gar keinen Rat, keine Hilfe? Sollt Ihr mit gebundenen Flügeln Euer Leben im Staube vertrauern, während doch Eure Seele danach verlangt, sich hoch in die Wolken freier Forschung aufzuschwingen?"

„Ich ertrage es nicht, mich zu fügen," knirschte Vesalius. „Ich will und werde weiter forschen! Meine Habe, meine Freiheit, ja mein Leben setze ich daran, mir ferner heimlich zu verschaffen, was ich brauche!"

„Und ich will freudig jede Gefahr mit Euch teilen, teurer Meister!" rief Lambert mit all der Wärme, die ihn für seinen Lehrer und für die Wissenschaft erfüllte.

Viertes Kapitel.

Bald nachdem Karl seinen Vertrauten entlassen hatte, schlug die Stunde für die Mittagstafel. Der Hofstaat, der den Kaiser zu begleiten pflegte, stellte sich im Vorzimmer auf, der Hofmarschall trat ein und fragte, ob Seine Majestät befehle, daß angerichtet werde.

Karl willigte in gehobener Stimmung ein. Das Abenteuer, das ihm in Aussicht stand, beschäftigte seine Gedanken aufs angenehmste und erfüllte ihn mit freudiger Erwartung. Er speiste auch gern gut, und die Freuden der Tafel waren ihm nicht gleichgültig. Täglich mußte der Speisezettel, mit Vorschlägen für den Mittag, ihm unterbreitet werden.

Als er in das Vorgemach trat, erwarteten ihn Hofbedienstete, Kavaliere und Pagen in feierlicher Aufstellung

unter tiefem Neigen. Dann schritt der Hofmarschall mit dem goldknopfigen Stabe voran.

Josse Lamprechter ließ es sich nicht nehmen, hinter dem Marschall herzuhüpfen und seinen Narrenstab ebenso, doch mit drolliger Uebertreibung, zu schwingen, wie jener das Zeichen seiner Amtswürde.

Nun kam der Kaiser; zur Seite, etwas hinter ihm, gingen zwei Leibpagen aus vornehmen Häusern, und dann folgte, dem Range nach, die übrige Begleitung.

Im Speisesaale stand auf einer Erhöhung der Tisch für den Kaiser und die beiden fürstlichen Frauen, Karls Tante und Schwester, köstlich ausgeschmückt. Das Gefolge speiste im Nebengemach.

Nur der Narr genoß das Vorrecht, in der Nähe seines Gebieters zu bleiben, zu plaudern, Possen zu treiben und, gleich einem Hunde, gute Bissen zugereicht zu bekommen, wenn sein Herr mit ihm zufrieden war. Gelang es ihm, etwas zu sagen, was Karls besonderes Wohlgefallen erregte, so ließ er Josse einen Becher guten Weines einschenken, was diesen immer ganz besonders erfreute.

Margarete von Oesterreich, die Generalstatthalterin der Niederlande, war die Tochter Kaiser Maximilians und Marias von Burgund und die Witwe Philiberts von Savoyen. Karl war nach dem frühen Tode seines Vaters und der Geistesumnachtung seiner Mutter, Johannas von Spanien, bei der Tante erzogen worden und schätzte sie hoch. Jetzt befand sich seine junge Schwester Katharina, die ihre Kindheit in Spanien bei der kranken Mutter verlebt hatte, nachdem die Unglückliche sie nicht mehr erkannte und die Infantin erwachsen war, hier unter Obhut der Tante Margarete. Katharina sollte aber mit Karl nach Spanien zurückkehren und so lange am Hofe des Bruders leben, bis er sie, wie seine älteren Schwestern, nach Forderung der Politik, verheiraten würde.

Die Damen waren mit ihrem Hofstaate bereits anwesend und verneigten sich tief vor dem Oberhaupte ihres Hauses, als Karl mit seiner Begleitung eintrat.

Er ging auf Margarete zu, lüftete sein Barett und reichte der Tante die eine Hand, sie zur Tafel zu führen, die andere seiner Schwester.

Unter zeremoniellem Vorbeizuge begab sich der größte Teil des Gefolges ins Nebenzimmer, nur die zum Dienst Befohlenen verharrten in der Nähe des mit Prunkgefäßen hoch aufgebauten Kredenztisches. Die drei Fürstlichkeiten nahmen unter dem Klange der Musik, die vom Altan des Speisesaales bewillkommnend ertönte, ihre durch Kammerherren gerückten Stühle an der erhöhten Tafel ein.

Margarete von Oesterreich war eine stattliche Frau von vierzig Jahren; der Ausdruck ihres frischgefärbten, vollen, von blondem Haar umrahmten Gesichts war mütterlich wohlwollend, sie trug ein mit Gold und Edelsteinen gesticktes niederländisches Häubchen, feine Brabanter Spitzen krausten sich ihr um Hals und Arme, und ein schweres, geblümtes Seidengewand von kirschroter Farbe umschloß die gedrungene Gestalt.

Ihre dunkeläugige Nichte Katharina erschien wie ein ausgesuchter Gegensatz zu der behaglichen Aelteren. Trotz ihrer Jugend verriet der lebensvolle, gespannte Ausdruck der schönen, scharfgeschnittenen Züge der Infantin, selbst in der Ruhe, mehr Lebhaftigkeit, als Margarete je besessen haben mochte.

Auch ihre Kleidung zeigte verschiedenen Schnitt. Der gelbe, mit Blau gepuffte, vielfach geschlitzte und mit Ausputz versehene Anzug der Infantin war echt spanisch. Sie trug das krause, schwarze Haar im goldenen Netz, über der Stirn von einer blitzenden Agraffe zusammengehalten, und der hastig bewegte Fächer wurde nur beim Essen zur Seite gelegt.

Die Speisen, auf Silberschüsseln angerichtet, wurden von Lakaien hereingetragen und auf den Kredenztisch gestellt, von hier brachten Pagen sie zur Tafel und reichten sie den zum Dienst befohlenen Kammerherren, die sich's als Auszeichnung anrechneten, mit dieser persönlichen Bedienung beauftragt zu werden.

Daß Karl nach seiner vertraulichen Unterredung von vorhin Esteban de Zuñiga heute erkoren hatte, schien diesem ein schätzbares Zeichen von Gunst, die er zu befestigen beschloß. Eine Gunst, die ihm um so wertvoller dünkte, als er Gelegenheit fand, sich in der unmittelbaren Nähe Katharinas aufzuhalten.

So geneigt Karl den Freuden der Tafel war, liebte er doch in den Pausen, wenn die Musik schwieg, einige Unterhaltung, die seiner Jugend zusagte und die, wie er meinte, den Appetit anregte. Jetzt durfte auch der Narr seines Amtes walten.

„Fauchend ist der gelahrte Leibdoktor abgezogen," höhnte Lamprechter, zu Karl aufgrinsend. Der Kleine hatte gemerkt, daß sein Herr nicht abgeneigt gewesen wäre, Vesalius die erbetene Erlaubnis zu gewähren, deshalb glaubte er dessen Gegner verspotten zu dürfen. Josse besaß ein großes Nachahmungstalent, und possierlich wußte er die erlauschten Wechselreden, übertrieben in Worten und Gebärden, wiederzugeben.

„Vermessenheit!" stöhnte er und verdrehte die Aeuglein. „Ach, wir sind ja schon viel zu klug! — Ein rechtes Glück, daß der Neuerer, der Umstürzler, abgeblitzt ist!"

„Lamprechter, du wirst unverschämt," verwies Margarete.

Aber über des Kaisers Antlitz glitt ergötztes Lächeln, und er reichte dem Narren einen Fasanenschenkel, den dieser vergnügt abknabberte.

Karl sagte dabei, um seine Tante zu besänftigen:

„Spricht der Josse, ist's ja, als wenn ein Hund bellt; keinen trifft's und keinen kümmert's, das ist Narrenrecht."

„Also Doktor Vesalius erhielt heute morgen eine Audienz bei Euch?" fragte Katharina, lehnte sich zurück, sah ihren Bruder vorwurfsvoll an und bewegte aufgeregt den Fächer.

„Ihr hörtet ja, Infantin, daß ich es ihm versprach," erwiderte Karl, befremdet von ihrem Ton.

„Und Ihr hörtet, Majestät, daß ich bat, dabei sein zu dürfen."

„Ihr? — Seit wann sind Prinzessinnen bei solchen Empfängen zugegen?"

„Ich weiß das nicht, aber ich weiß, daß es mich gefreut haben würde, den klugen Mann noch einmal sprechen zu hören."

„Den schönen Mann zu sehen," zischelte eine vor Eifersucht bebende Stimme an der Prinzessin Ohr.

Katharina fuhr herum und führte mit dem zusammengelegten Fächer einen Schlag nach Zuñiga, dem Sprecher. Dieser, der eben auf silbernem Brett dem Kaiser einen Pokal mit Rheinwein reichen wollte, wehrte unwillkürlich ihren Schlag mit der Hand von sich ab, der Becher kam ins Schwanken, er fiel, und sein Inhalt ergoß sich über den Atlas ihres Kleides.

Die Infantin sprang empor. Funkelnden Auges und keines Wortes mächtig, stand sie vor dem Uebelthäter. Wie schön sie war, zwiefach beleidigt und glühend vor Zorn!

Der Kammerherr warf sich ihr zu Füßen und stammelte: „Gnade — Vergebung — mein Leben für einen gütigen Blick!"

Der Kaiser haßte jede Störung seiner Tafelfreuden Er hatte nichts von des Kämmerers kecken Worten, die er vorhin zu seiner Schwester gesprochen, gehört, war

günstig für Esteban gestimmt und fand Katharinas leidenschaftliches Gebaren wegen eines vielleicht verdorbenen Kleides übertrieben. So legte er sich mit ernster Mahnung ins Mittel.

„Ihr habt Zuñigas Ungeschick selbst verschuldet, Schwester,“ sprach er streng. „Reicht dem Reuigen die Hand zum Kuß und heißt ihn aufstehen, ich schicke Euch einen prächtigeren Stoff als diesen.“

„Ich triefe — ich kann hier nicht bleiben,“ stieß sie hervor. „Ruft meine Damen; ich will mich umkleiden!“

Und schon eilte die Leidenschaftliche der Ausgangsthür zu.

Die Oberhofmeisterin der Prinzeß und ihre beiden Fräulein mußten schleunig ihre Mahlzeit im Stich lassen und der Gebieterin folgen.

Verdrießlich befahl Karl die Fortsetzung des Mahles.

„Ich bin untröstlich, Majestät,“ stammelte Zuñiga, in größter Zerknirschung sich langsam erhebend.

„Schade um den guten Wein,“ meinte Lamprechter. „Schafft anderen herbei.“

„Ihr seid unschuldig — beruhigt Euch. Sie schlug nach Euch, ich sah's, sie hat das heiße Blut Aragoniens.“ Und zur Oberstatthalterin gewendet fügte er leise hinzu: „Katharinas Jugend entschuldigt viel, man darf ihr ein halb kindisches Gebaren zu gut halten. Sie mag auch bei unserer armen Mutter manchen heftigen Ausbruch gesehen haben. Indes bitte ich Euch doch, werte Frau, wollet ein Auge auf die Unbedachte haben. Sie muß es lernen, sich zu beherrschen; die Etikette fordert's.“

„Katharina ist schwer zu leiten,“ erwiderte die Erzherzogin, ebenfalls flüsternd, „ich besitze wenig Einfluß auf sie; wir verstehen uns nicht. Ich lobe den Beschluß, daß sie nach Spanien zurückkehrt, unter Eurer festen Hand bleibt und bald heiratet.“ —

Esteban de Zuñiga war nach der Mittagstafel in sein Zimmer zurückgekehrt. Er schritt, unzufrieden mit sich selbst, auf und ab.

Hätte er doch das Wort, das Katharina erboste, zurücknehmen können!

Indes lagen nicht auch Vorteile in der neu geschaffenen Stellung zu ihr, die er nutzen konnte? Gab ihre Ungnade ihm nicht das Recht, sich ihr als Bittender zu nahen, sie mit demütiger Reue zu umwerben, sich ihr bemerklich zu machen, wonach er längst trachtete? Ja, sie konnte ihn nicht mehr übersehen. Wenn sie sich über ihn ärgerte, so verschwand er vor ihrem hochmütigen Blick nicht wie eine Null in der Menge. Und welch ein Unsinn, dieser Anfall von Eifersucht, weil sie für einen Gelehrten Interesse zeigte! Katharina erwärmte sich nur für die Sache, dieser Hospitalarzt selbst, dieser Leichenräuber, konnte ihrem Herzen unmöglich gefährlich werden!

Wenn er alles that, sich seinem hohen Herrn unentbehrlich zu machen, Karl in ein Verhältnis verstrickte, das nur durch ihn angebahnt und gehalten wurde, so war er nicht zur Seite zu schieben und blieb auch in der Infantin Nähe. Ein sehr guter Einfall war's von ihm gewesen, dem Kaiser seinen Namen anzubieten. Das mußte ihm die Möglichkeit sichern, die Hand im Spiele zu behalten. Vorsichtig, geschickt und verschwiegen wollte er sein und die Fäden nicht zu bald loslassen. So oder so mußten sich Vorteile für ihn daraus ergeben.

Zuñiga war gleichalterig mit Karl, als Zwölfjähriger aus Spanien herübergekommen, um in der Stellung eines Ehrenknaben und Lerngenossen mit dem jungen König erzogen zu werden. Seitdem war er mit einigen anderen adeligen Jünglingen aus Spanien und Flandern an die Person des Fürsten gefesselt. Der junge Hofmann stammte aus einem reichen und vornehmen Hause. Er war Grande

Kastiliens, einer von denen, welche der König eigentlich mit: mi primo — mein Vetter — anzureden hatte, also fühlte sich seine stolze Seele dem Herrscherhause fast ebenbürtig. Deshalb wagte er auch, innerlich die Kluft zu überbrücken, die ihn von der Prinzessin trennte.

Sechzehnjährig kehrte er in Karls Gefolge nach Spanien zurück, und zwanzigjährig ging er mit seinem Gebieter nach Deutschland, wo dieser sich die Kaiserkrone holte.

Esteban war nicht spröde an den Schönen der verschiedenen Länder vorübergegangen, seit er aber hier vor wenigen Wochen die Infantin Katharina gesehen hatte, wußte er erst, was Liebesleidenschaft sei.

Den zwölfjährigen Knaben, der weiblicher Pflege noch nicht ganz entraten konnte, hatte eine treue Dienerin seines elterlichen Hauses nach den Niederlanden begleitet. Es war die Witwe Señora Paquita, ein ihrem jungen Gebieter treu ergebenes, schlaues Weib. Sie ward jetzt hier im Palast als Schaffnerin, zum Teil noch um Estebans Person, beschäftigt und hatte sich im Laufe der Jahre ganz eingelebt. Nun sollte sie indes doch, auf ihren Wunsch, wieder mit nach Spanien zurückkehren, um auch dort eine Dienerin des Hofes zu bleiben.

An Paquita dachte jetzt Esteban, sie erschien ihm als die passendste Mittelsperson, die junge Schwester des Doktors aus ihrer Zurückhaltung herauszulocken. Er ließ sie zu sich bescheiden. Bereitwillig und erwartungsvoll erschien sie vor ihm.

Sie war eine Frau von mittleren Jahren, nicht groß, dunkel, mit lebhaften Augen und gutmütigem Ausdruck. Ihr krauses Haar hatte schon einen eisengrauen Schein, über der Oberlippe lag ein Bärtchen.

„Ich bin verliebt, Paquita,“ begann er vertraulich.

„Ah,“ dachte sie, „schon wieder!“

„Und du sollst mir helfen, mein scheues Liebchen zu sehen."

Ein geschmeicheltes, schlaues Lächeln umspielte ihren Mund. „Befehlt, Don Esteban," rief sie knixend und beglückt, daß er sie eines Gesprächs würdige und sich ihrer bedienen wolle. Zungenfertig fuhr sie fort: „Mein goldenes Herrchen soll mit seiner allerergebensten Dienerin zufrieden sein. Ihr wißt, edler Don Zuñiga, ich gehe für Euch durchs Feuer!"

Er schilderte ihr das schöne Mädchen am offenen Fenster des Häuschens am Walle. Er wußte auch, daß sie streng gehalten werde und nie allein ausgehe. Als er versucht hatte, sie anzureden, war sie sogleich, ohne ihm zu antworten, vom Fensterplatze verschwunden. Daß sie Viola heiße und die Schwester des Arztes Vesalius sei, sagte er ihr auch.

„Hier kann nur eine so Schlaue, wie du bist, helfen," schloß er. „Mache sie zutraulich, befreunde dich mit ihr und lade sie ein, dich zu dem großen Volksfeste zu begleiten, das der Kaiser vor seiner Abreise nach England zum Abschiede hier vor dem Schlosse der Stadt geben wird. Hast du sie dort, kann es dir nicht schwer fallen, sie aus dem Gedränge fort, fast unbemerkt und ohne daß die Kleine Arges denkt, durch die Schloßgänge in den Park zu führen. Hier verläßt du sie unter einem Vorwande, und ich trete zu ihr."

Paquita nickte eifrig und verständnisvoll, sie war sogleich Feuer und Flamme für den klug ersonnenen Plan.

„Laßt mich nur machen, trefflichster Don Esteban!" rief sie. „Die kleine Señorita werde ich bald gewinnen. Solch eingesperrtes Vögelchen wird mir nicht allzu große Schwierigkeiten machen."

„Ich denke auch. Das Kind hat Lebenslust —"

„Nichts Arges ist dabei, wenn man solch armem Hühnchen ein wenig Unterhaltung verschafft."

„Ja, ja, das soll sie haben."

Paquita hob bewundernd die Hände: „Und nun gar durch Euch, mein schönes Prinzchen; Ihr habt das Glückskind erkoren, da kann's aber stolz und selig sein!"

Esteban lachte trocken auf, während die Frau beflissen fortfuhr:

„So 'ne kleine Herzenslust mögen wir alle gern, wenn wir jung sind, und beklagen im Alter das Versäumte. Und wer dem armen Seelchen dazu hilft, seiner Tage froh zu werden, das bißchen Leben nicht zu verträumen, der meint's rechtschaffen gut mit dem Lämmchen!"

Esteban schärfte ihr noch einmal ein, daß sie vorsichtig und geschickt sein solle, und dann trennten sie sich im vollen Einverständnis.

(Fortsetzung folgt.)

Durchs Rad.

Humoreske von D. Wetterhausen.

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Karl, wirklich, du mußt heiraten!"

„I, warum nicht gar, Tantchen! Kein Mensch muß müssen. Spaß doch nicht."

„Ich spaße durchaus nicht. Es ist mir voller Ernst, mein Junge."

Die alte Dame ließ den Strickstrumpf in den Schoß sinken und rückte die große, schwarzgefaßte Brille auf die Nasenspitze herunter, um mit den klugen, grauen Augen über den Brillenrand hinweg den verstockten Sünder scharf aufs Korn zu nehmen. „Uebrigens," setzte sie hinzu, „was war das für eine Redensart? Sollte das überhaupt eine Antwort sein?"

Doktor Kleinmichel legte sich in seinem Stuhle hintenüber, schlug energisch das rechte Bein über das linke und meinte in einem stark an das Katheder erinnernden Tone: „Erlaube mal, Tante Thereschen, war dein „Du mußt heiraten" überhaupt eine Frage?"

Fräulein Therese Kleinmichel schüttelte unwillig den

mit einer großen Bandhaube geschmückten Kopf, so daß die sorgfältig gewickelten Ohrlöckchen in große Erregung gerieten.

„Junge, mein Junge,“ sagte sie dann, „laß doch diese Wortklauberei. Ich will doch wahrhaftig nur dein Bestes.“

„Weiß ich, Tantchen. Gewiß willst du mein Bestes; aber gerade dies Beste, das heißt meine goldene Freiheit, wollte ich gerne für mich behalten.“

Die Tante, einsehend, daß sie auf diese Weise dem starrköpfigen Herrn Neffen nicht beikommen könne, begann ein anderes Register aufzuziehen. „Laß uns einmal vernünftig reden, Karl! Sieh, du wirst bald dreißig Jahre, bist wohlbestallter Oberlehrer und kannst eine Frau ernähren. Da wird's doch die höchste Zeit, daß du einmal Umschau unter den Töchtern des Landes hältst. Nach dreißig kommen die bedenklichen Jahre, in denen ein Mann sich viel schwerer zum Heiraten entschließt. Jung gefreit, hat niemand gereut. Ueberleg dir's nur einmal.“

Der Herr Oberlehrer wurde sich dessen bewußt, daß es sich in dem heutigen Gespräche nicht nur um ein kleines Vorpostengeplänkel handle, sondern daß Tante Thereschen einen ernsteren Angriff im Schilde führe. Er schickte sich deshalb zu einer regelrechten Verteidigung an.

„Liebe Tante, gieb dir keine Mühe. Ich bin nun einmal fest entschlossen, nicht zu heiraten, und werde dir meine Gründe entwickeln. Kennst du Schopenhauer?“

„Schopenhauer? Ist das nicht der gräßliche Kerl, der uns Frauen mit so niederträchtiger Bosheit verleumdet?“

„Philosophische Kritik, liebe Tante, gestützt auf Erfahrung, ist keine Bosheit. Schopenhauer beweist uns die Schädlichkeit der Ehe für den Mann —“

„Karl,“ unterbrach Tante Thereschen ihren Neffen entsetzt, „das muß ja ein Erzbösewicht sein. Thu mir

nur den Gefallen und bring mir den Menschen nicht einmal ins Haus."

„Unbesorgt, Tantchen! Der große Philosoph ist schon vor beinahe vierzig Jahren gestorben; aber, glaube mir, so schlimm ist er nicht. Was würdest du sagen, wenn ich dir nachweise, daß viele bedeutende Gelehrte und große Geister heutzutage Anhänger seiner Lehren sind?"

„Was ich sagen würde? Ihr Thoren, würde ich sagen, es steht in der Bibel geschrieben: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Und dasselbe sage ich dir, mein Junge. Sieh mal, der liebe Gott wird wohl gewußt haben, was dem Manne dienlich war, besser, als dein Herr Schopenhauer, sonst würde er sicher nicht die Eva erschaffen haben. Hab' ich nicht recht?"

„Natürlich hast du recht," lachte Kleinmichel, „und ich will dir etwas sagen: Wenn der liebe Gott sich noch einmal herbeiließe und mir eine Eva nach meinem Geschmack schaffen würde, dann vielleicht könnte ich mich doch noch entschließen, mein Junggesellenleben aufzustecken."

„Nun, das klingt doch schon vernünftiger," meinte Tante Thereschen befriedigt. „Und sie wird auch schon kommen, die Rechte."

„Also warten wir's ab, Tantchen! Aber bis sie da ist, laß uns die Streitaxt begraben!"

Der Friede war wiederhergestellt, und Kleinmichel empfahl sich bald darauf. Die Augen der alten Dame folgten der stattlichen Gestalt des Neffen, der mit langsamen Schritten die Straße hinaufwanderte. Ihre Gedanken schienen sich eifrig mit irgend einer wichtigen Idee zu beschäftigen, denn ganz gegen ihre Gewohnheit lagen die sonst niemals ruhenden Hände unthätig neben dem Strickzeuge in ihrem Schoße. Endlich nickte sie ein paarmal zufrieden vor sich hin, stand dann plötzlich mit einem energischen Ruck auf und setzte sich an den altfränkischen

Schreibtisch, wo bald ihre Feder emsig über einen Briefbogen spazierte.

— — — — — — — — — — — —

Am Freitag der nächsten Woche zog Doktor Kleinmichel in der Dämmerstunde wiederum die Thürglocke an der Wohnung seiner Tante, um der alten, von ihm sehr verehrten Dame den gewohnten wöchentlichen Besuch abzustatten. Da er als stets willkommener Gast einer Anmeldung durch das Dienstmädchen ein für allemal überhoben war, so trat er, nachdem er Hut und Mantel abgelegt hatte und auf sein Klopfen das Herein erfolgt war, in das Nebenzimmer ein.

Es war fast dunkel drinnen — Tante Thereschen liebte leidenschaftlich die Dämmerstunden — und Kleinmichel gewahrte deshalb nur in unklaren Umrissen die Gestalt, welche vor dem Fenster saß und gerade damit beschäftigt war, eine Handarbeit zusammenzulegen. Mit schnellen Schritten trat er auf sie zu.

„Guten Abend, Tantchen! Ei, ei, noch so fleißig? Hat bei dir denn auch die Abendstunde Gold im Munde?"

Er hatte die Rechte ausgestreckt, in die sich eine fast schüchtern dargereichte kleine Hand hineinlegte. Aber, was war denn das? Wie ein elektrischer Strom durchzuckte es seinen Körper. Diese weiche, warme, kleine Hand, die sich hastig ihm entzog, war doch nicht Tante Thereschens etwas knochige Rechte? Er erschrak fast, doch, bevor er eine Entschuldigung hervorstammeln konnte, öffnete sich die Thür, und Tante Thereschen trat mit einer Lampe herein. In dem sich verbreitenden Licht sah sich Kleinmichel einer jungen Dame gegenüber, die ihm vollkommen fremd war.

Er machte ein Gesicht wie einer seiner Sextaner, der vom Ordinarius beim Lesen von Räubergeschichten in der Lateinstunde ertappt wird, und auch über die Züge der jungen Dame flog ein leichtes Rot der Verlegenheit.

Fräulein Therese schien das alles zum Glück nicht zu bemerken. „Guten Abend, Karl," sagte sie, die Lampe



auf den Tisch stellend. „Nun, ihr habt euch wohl schon miteinander bekannt gemacht?"

„Ich — ich — hatte noch nicht die Ehre,“ stotterte der Oberlehrer hervor.

„Nicht? Nun, dann erlaubt, daß ich es hiermit thue: mein Neffe, Doktor Kleinmichel — Fräulein Elisabeth Schmidt, die Tochter einer alten lieben Freundin von mir.“

Die beiden verbeugten sich so feierlich, daß die alte Dame in ein lustiges Lachen ausbrach. „Aber, Kinder, thut doch nicht so fürchterlich steif und zeremoniell,“ rief sie, „ich habe doch schon dafür gesorgt, daß ihr einander nicht mehr unbekannt seid. Dir, Karl, habe ich schon häufig von dieser meiner lieben kleinen Freundin erzählt, und umgekehrt auch dir, liebe Lisbeth, von unserem gelehrten Weiberfeind.“

„Tantchen, ich muß sehr bitten,“ wandte Kleinmichel ein.

„Nein, nein, mein Junge, versuche nur gar nicht, dich weiß zu brennen.“

Kleinmichel zuckte mit einem resignierten Lächeln die Achsel, aber es dämmerte doch ein unbestimmter Verdacht in ihm auf, daß dieses unerwartete Zusammentreffen nicht so von ungefähr zu stande gekommen sei. Da Fräulein Elisabeth in diesem Augenblick in das Nebenzimmer getreten war, so benutzte er die Gelegenheit, um bei Tante Thereschen einmal auf den Busch zu klopfen.

„Sag mal, Tantchen,“ frug er listig, „warum hast du mir eigentlich nie mitgeteilt, daß du diesen Besuch erwartetest? Hast du vielleicht gehofft, mit diesen — das muß ich sagen — allerliebsten Hilfstruppen, wie Zieten aus dem Busch, meine Junggesellenfestung zu überrumpeln?“

„Nun sieh einer, wie die jungen Herren von heute arrogant sind!“ rief Tante Thereschen mit entrüstetem Tonfall. „Als ob sich die ganze Welt nur um euch drehte! Bilde dir nur keine Schwachheiten ein, mein Junge! Nein, die Sache liegt ganz anders“ — sie beugte sich ge-

heimnisvoll vor und dämpfte die Stimme — „der Besuch kam auch mir unerwartet. Aber ich darf ja eigentlich nicht darüber reden ... Nun, du kannst doch schweigen, Karl?“

„Wie das Grab, Tantchen.“

„Also, unter uns, es spielen da allerhand Umstände mit: ein junger, hübscher Offizier, der so 'nem jungen Mädel den Kopf verdreht, auf jedem Ball mit ihr den Kotillon tanzt, Tag für Tag ihr Fensterpromenaden macht. Und wenn sie dann glaubt: jetzt wird er bald kommen, er, der Herrlichste von allen, dann ...“

„Dann fliegt eines Tags ein goldgerändertes Kärtchen ins Haus, in welchem zu lesen steht, daß der Herr von Habenichts sich mit dreimalhunderttausend Mark verlobt hat und Fräulein Rosa Meyer oder Hulda Müller als Mitgift erhält oder umgekehrt. Jawohl, Tantchen, das kennen wir.“

„Karl, woher weißt du ...“

„Na, ich weiß es zwar nicht, aber ich kann's mir denken. Das ist nun mal der krumme Lauf der Welt. Und wegen deiner Fräulein Lisbeth wird sich die alte Erdkugel nicht zu einer geraden Marschroute bequemen.“

„Aber ist es nicht jämmerlich? Was sagst du dazu?“

„Hm, was soll ich dazu sagen? Ist alles schon dagewesen, sagt Ben Akiba.“

„Ach,“ meinte die alte Dame ungehalten, „du kommst immer gleich mit deinen alten lateinischen Klassikern. Da komm lieber her und hilf mir, sie aufzurichten und zu trösten. Wir müssen versuchen, sie zu zerstreuen, sie auf andere Gedanken zu bringen; deswegen hat ja ihre Mutter sie mir hergeschickt. Du mußt mir dabei helfen, Karl.“

Kleinmichel lief unruhig in der Stube hin und her. Die Rolle eines Trösters im Liebeskummer erschien ihm entschieden unbehaglich; bevor er jedoch zu einer Ablehnung

Zeit fand, erschien Fräulein Elisabeth in der Thür des Nebenzimmers und, ihren schelmischen Knicks mit einer einladenden Handbewegung begleitend, sagte sie: „Bitte, meine Herrschaften, der Tisch ist gedeckt."

Kleinmichel bot der Tante den Arm und führte sie in das Speisezimmer, wo an dem Abendbrottische die junge Dame die Wirtin machte.

„Geschmack hat sie," dachte Kleinmichel bei sich, als er den sauberen und mit herzerfreuender Anmut gedeckten Tisch musterte. „Wenn ich an das Durcheinander auf dem Tische meiner Hauswirtin denke — brrrr!" Und während man unter heiteren Gesprächen das Abendessen einnahm, ertappte er sich alle Augenblicke auf heimlichen Betrachtungen über die neue Tischgenossin.

Ein vernünftiges Mädel war sie — das mußte man sagen. Den großen Liebeskummer wenigstens schien sie standhaft niederzukämpfen; kein Seufzer, keine Miene verriet, was ihr Herz bedrückte. Gott sei Dank, daß dem so war! Kleinmichel haßte alle Jungfrauen mit den gebrochenen Herzen und dem elegischen Augenaufschlag.

„Darf ich Ihnen noch eine Tasse Thee einschenken, Herr Doktor?"

„Ich bitte darum, mein Fräulein."

Tante Thereschen wollte ihren Ohren nicht trauen. Daß der Neffe heute schon die dritte Tasse des sonst von ihm nur unter reichlichem Rumzuguß in bescheidenstem Maße genossenen Getränks sich ausbat, grenzte ans Unglaubliche. Und — wahrhaftig — er vergaß sogar diesmal den Rum. Sollte etwa schon der kleine Schelm mit Pfeil und Bogen hier seine Hand im Spiele haben, oder war nur das eifrige Gespräch, welches Kleinmichel mit der jungen Dame führte, schuld daran, daß er ganz seinen sonstigen Gewohnheiten untreu wurde? Tante Thereschen rieb sich vergnügt unter dem Tisch die Hände.

Kleinmichel war ein vorzüglicher Erzähler, wenn ihm eines zu Gebote stand: eine dankbare Zuhörerschaft. Und Elisabeth Schmidt verstand die Kunst des Zuhörens. Mit großen Augen und sanft geröteten Wangen saß sie vor ihm und lauschte in gespannter Aufmerksamkeit den fesselnden Schilderungen seiner Reisen, die ihn so ziemlich durch das ganze südliche und westliche Europa geführt hatten. Nur hin und wieder unterbrach sie ihn mit einer Frage, einer Bitte um nähere Aufklärung, einigen kurzen Bemerkungen. Aber diese bewiesen dem Erzähler nicht nur die Aufmerksamkeit seiner Zuhörerin, sondern auch ihr Verständnis für seine Worte und verrieten eine für eine Dame nicht gewöhnliche Gediegenheit der Bildung. Tante Thereschen mischte sich selten in das Gespräch. Wenn es geschah, und der Neffe sich, nachdem er ihr geantwortet hatte, wieder seiner jungen Zuhörerin zuwandte, begegnete er mehr als einmal einem eigenartigen Zuge in deren Augen. Fast schien es wie Bedauern und Mitleid. Aber dazu lag doch kein Grund vor. Was also? Kummer? Schmerz? Vielleicht, ja wahrscheinlich: Kummer wegen jenes Elenden! Nun, aber gleichviel, das mußte man trotzdem erkennen: ein prächtiges, vernünftiges Mädchen schien sie zu sein, und — Kleinmichel stellte es mit Behagen fest — an gebrochenem Herzen würde sie gewiß nicht sterben.

Es war schon spät, als er sich von den Damen verabschiedete. Ihm selbst unmerklich schnell waren die Abendstunden vergangen.

„Du hast deine Sache vorzüglich gemacht," flüsterte die alte Dame ihm beim Fortgehen zu. „Nun thu mir auch die Liebe, Karl, und komme nicht so selten."

Kleinmichel murmelte einige Worte vor sich hin, die ebensowohl eine Bejahung als eine Verneinung bedeuten konnten. Dann ging er. Von der Straße aus wandte

er noch einmal unwillkürlich den Kopf zurück, und als er vor dem erleuchteten Fenster die Umrisse einer schlanken Gestalt gewahrte, welche, die Stirne gegen die Scheiben lehnend, herabblickte, zog er grüßend den Hut. Im nächsten Augenblick aber ärgerte er sich, wie jemand, der sich bei einem dummen Streiche ertappt sieht. Das sah ja fast so aus, als ob — nun, als ob — ja, gerade heraus gesagt! ... als ob er verliebt wäre. Lächerlich! —

„Nun, wie gefällt er dir?" hatte Fräulein Kleinmichel zur selben Zeit ihre junge Freundin gefragt. „Ein netter Mensch, wie?"

„Nett, Tante Thereschen? Nein, das Wort paßt nicht auf ihn. Er hat Herz, Mut und Verstand... mit einem Wort: er ist ein Mann. Seine ganze ruhige, zielbewußte Männlichkeit gefällt mir an ihm, die muß jeder Frau gefallen." Und dann stand sie plötzlich vor der alten Dame und, die Arme um deren Hals schlagend, rief sie in überquellender Teilnahme: „Ach Tantchen, wie ist es möglich, daß jenes junge Mädchen ihn treulos verlassen konnte! Meinst du nicht auch, daß seine edle Natur einen solchen Schlag schwer überwinden kann? O, wie leid thut er mir!"

Fräulein Kleinmichel legte begütigend den blonden Kopf an ihre Schulter, damit die blauen Augen nicht den Schelm in ihren eigenen Zügen gewahrten, und sagte: „Nun, laß nur, mein liebes Kind, laß nur. Wenn wir beide nur fest zusammenstehen in dem Bestreben, ihn die Vergangenheit vergessen zu machen, da wird's uns schon gelingen."

Sie mußte ihre ganze Verstellungskunst aufbieten, um den richtigen Ton für diese Worte zu treffen; denn in ihrem Herzen jubelte es: „Triumph, Triumph! Die List wird gelingen."

2.

Doktor Kleinmichel war ein Frühaufsteher. Er liebte es, bevor er in die Tretmühle des täglichen Unterrichts hinein

mußte, sich an einer Wanderung durch die Natur Körper und Geist zu erfrischen. Vollends waren ihm aber diese



Morgenausflüge zu einem Bedürfnisse geworden, seitdem er unter die Radfahrer gegangen und somit in den Stand

gesetzt war, seine Ausflüge auch auf die weitere Umgebung des kleinen Städtchens auszudehnen. Wenn er dann erfrischt und gestärkt von der gesunden Bewegung die Schule aufsuchte, konnte er nur mit einem mitleidigen Lächeln auf die meisten Kollegen herabblicken, die oft erst in letzter Minute noch halb verschlafen nach der Schule gerannt kamen.

Auch an dem der ersten Begegnung mit Elisabeth Schmidt folgenden Morgen hatte er das Rad bestiegen und fuhr, nachdem er das holperige Straßenpflaster der kleinen Stadt glücklich überwunden hatte, langsam durch die im ersten Frühlingsgrün prangenden Laubengänge der Anlagen dahin. Da bemerkte er plötzlich an einer Biegung des Weges ein zweites Stahlroß, das, von einer Dame gelenkt, in einigen hundert Schritten Entfernung voraufsuhr. Eine radfahrende Dame war in dem kleinen Orte eine zu ungewöhnliche Erscheinung, als daß auch ein Mann wie Kleinmichel ihr nicht sein Interesse zuwenden sollte.

Mit einigen schnellen Tritten trieb er sein Gefährt vorwärts, und bald hatte er die langsam Fahrende eingeholt. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er in ihr Fräulein Elisabeth Schmidt erkannte.

„All Heil, mein Fräulein! Also auch eine Sportsgenossin darf ich in Ihnen begrüßen?"

Elisabeth, die das geräuschlose Heranrollen des Rades überhört hatte, stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. „Wie haben Sie mich erschreckt, Herr Doktor! Ich glaubte, wenigstens hier völlig unentdeckt mich dem geliebten Sport widmen zu können, aber gleich der erste, dem ich begegne, ist ein Bekannter."

„Ein Bekannter allerdings, mein Fräulein, aber nicht ein solcher, der das Radfahren seitens der Damen verurteilt. In dieser Richtung — das muß ich allerdings

gestehen — bin ich in unserem Krähwinkel „unter Larven so ziemlich die einzig fühlende Brust“.“

Die junge Dame lachte: „Ja, ja, leider. Zählt doch auch die gute Tante Thereschen in dieser Beziehung zu den Larven.“

„O weh, das ist schlimm! Dann hat es wohl einen heißen Kampf gegeben, bevor die Erlaubnis erteilt wurde?“

Ein leichtes Rot der Verlegenheit erschien auf den Zügen des jungen Mädchens. „Offen gestanden, Herr Doktor, ich bin eine heimliche Sünderin. Tante ahnt nichts von meinen sportlichen Leidenschaften. Als ich bei einer leisen Anspielung merkte, daß ihr radelnde Damen ein Greuel sind, hab' ich's gar nicht gewagt, ihr das Geständnis, daß auch ich fahre, zu machen.“

„Aber Ihr Rad — wurde das nicht zum Verräter?“

„Tante weiß von dessen Existenz nichts. Es steht bei einem der Kofferträger des Bahnhofes, der hier vor dem Thore wohnt, wo ich es jeden Morgen ungesehen abholen kann.“

„O Klugheit, dein Name ist Weib!“ lachte Kleinmichel. „Aber wird sich dies Verheimlichungssystem auf die Dauer durchführen lassen?“

„Ich hoffe es. Und wenn nicht, so werden Sie hoffentlich bei Tante Thereschen meine Partei ergreifen.“

„Selbstverständlich! Ein Sportkamerad muß ja dem anderen in der Not beistehen. Und nicht wahr, Fräulein Elisabeth, gute Kameradschaft wollen wir halten?“

„Soweit es an mir liegt, von Herzen gerne.“

„Also, topp, schlagen Sie ein!“

Die beiden waren während dieses Gespräches in ruhigem Tempo weitergefahren, und Kleinmichels Auge glitt wiederholt mit Wohlgefallen über die schlanke Gestalt, die, kerzengerade im Sattel sitzend, mit elastischen Fußbewegungen ihr Rad spielend forttrieb. Dazu das von der Bewegung

rosig überhauchte Gesicht mit den sanften und doch Willenskraft und Klugheit verratenden Zügen, die blonden Löckchen, die unter dem kleinen runden Hute hervor lustig im Morgenwinde tanzten ... welch ein erbärmlicher Kerl mußte jener sein, der so viel Liebreiz gegen einen Sack voll schnöden Mammons vertauschen konnte!

Dem Oberlehrer wurde es ordentlich warm ums Herz, und als Elisabeth ihm, seinen letzten Worten folgend, die Hand zum Einschlagen bot, keimte in ihm das Gelüst auf, einen Kuß auf die schlanken Finger zu drücken. Er beugte sich in dieser spitzbübischen Absicht vornüber, aber, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, machte sein Rad — war's infolge einer unvorsichtigen Drehung der Lenkstange oder eines Stoßes gegen einen Stein? — eine scharfe Wendung, und im selben Augenblick purzelten Stahlroß und Reiter die steile, aber glücklicherweise nicht sehr hohe Böschung hinab auf den moos- und laubbedeckten Waldboden.

Mit einem Schreckensschrei war die junge Dame vom Rade gesprungen. „Um Gottes willen, Herr Doktor, was machen Sie?"

„Ich botanisiere, mein Fräulein," rief der Verunglückte lachend, indem er sich bemühte, wieder auf die Beine zu kommen. „Da stand eben ein so reizendes Vergißmeinnicht, daß ich mir nicht versagen konnte, es für Sie zu pflücken."

„Ach, scherzen Sie nicht, Sie haben mich so erschreckt! Sind Sie unverletzt geblieben?"

„Die alte Schale nur ist fern — doch heil geblieben ist der Kern," sang Kleinmichel mit komischem Pathos, dabei auf einen klaffenden Riß in dem rechten Rockärmel deutend.

„Wenn's weiter nichts ist, der Schaden kann geheilt werden." Das junge Mädchen hatte ihr Rad an einen Baum gelehnt, im Nu aus ihrer Gerättasche Nadel und

Zwirn hervorgeholt und stand gleich darauf neben Kleinmichel, um den zerrissenen Aermel mit fachmännischem Auge zu betrachten. „Das ist eine böse Wunde," meinte sie. „Da wird meine Kunst nicht ausreichen; aber für den ersten Notfall muß es gehen. Nur muß ich Sie bitten, sich zu setzen, damit ich besser ankommen kann."

Ein in der Nähe befindlicher Baumstamm bot eine leidliche Sitzgelegenheit. Da saßen sie nun wie zwei alte Bekannte nebeneinander, während über ihnen im Gezweig die Finken schlugen und der kräftige Erdgeruch, vermischt mit dem Duft des Waldmeisters, sie umstrich. Kleinmichel schossen allerlei wundersame Gedanken durch den Kopf, während er in stiller Andacht auf die weißen schlanken Finger herabsah, die emsig Faden auf Faden durch die zackigen Ränder des Risses zogen*). Es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß hinter diesen klugen Augen, die jetzt so ernst auf das Wirken der Hände niederschauten, hinter dieser freien Stirn, hinter all diesem frischen, fröhlichen Liebreiz ein so gewaltiger Kummer, wie Tante Thereschen meinte, verborgen sei. Und er beschloß, einmal eine vorsichtige Rekognoszierung zu unternehmen, so ganz, ganz leise ein bißchen auf den Busch zu klopfen.

„Woran denken Sie, Herr Doktor?" Es schien, als ob sie seine Gedanken errate.

„Ich ... ich dachte ... an ... an die Symbolik des Rades."

„O, das ist aber ein gelehrtes Thema. Würden Sie nicht die Güte haben, mir darüber einen kleinen Vortrag zu halten?"

„Mit Vergnügen. Also: das Rad, insbesondere das Zweirad, ein Symbol der Ehe. Da ist als Vorderrad der Mann; er ist es, der dem Gefährt den rechten Lauf

*) Siehe das Titelbild.

giebt, der sich kühn den Hindernissen als erster entgegenstellt, durch kluges Drehen und Wenden dem Schwanken und Stürzen wehrt. Dann das Hinterrad — das Weib, unermüdlich in stiller Thätigkeit, gefesselt durch die Kette der Arbeit an das Heim, treu dem Manne folgend. Und sie beide hineingespannt in den Rahmen der Ehe. Was meinen Sie, ist der Vergleich nicht ganz passend?"

„Uebel ist er nicht, aber..."

„Aber?"

„Ich vermisse eins. Wo ist, wenn Mann und Weib die Räder sind, die treibende Kraft zu finden?"

„Die treibende Kraft, Fräulein Elisabeth, ist die Liebe. Wo die im Sattel sitzt, da giebt es sicher gute Fahrt."

Ihre Blicke hatten sich bei diesen Worten getroffen, waren aber ebenso schnell wieder, wie erschreckt hierüber, auseinander geirrt.

„Und wenn die Liebe fehlt?" frug das junge Mädchen leise.

„Ja, dann ist's schlimm um das Gefährt bestellt. Ein führerloses Rad ist ein unbehilfliches totes Ding; nicht einmal stehen kann es. Und so ist's auch mit der Ehe, der die Liebe fehlt. Sie fesselt Mann und Weib aneinander, ohne ihnen die Fähigkeit zu geben, in harmonischem Vereine ihren Weg zu gehen. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Elisabeth?"

Die Gefragte nickte, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, stumm mit dem Köpfchen.

„Glücklich der," fuhr Kleinmichel fort, „der zur rechten Zeit erkennt, daß dem Gefährt des Lebens die rechte Lenkerin fehlen wird, und der deshalb mit scharfem Schnitte eine unglückverheißende Verbindung löst. Der Schmerz ist vielleicht im ersten Augenblicke herb, aber eine energische Natur wird ihn überwinden. Und je schärfer der Schnitt, desto schneller die Heilung."

Kleinmichel erschrak fast über den schweren, schmerzlichen Seufzer, welcher der Brust seiner jungen Gefährtin entquoll. Sollte er zu weit gegangen sein? Mit zu unzarter Hand kaum vernarbte Wunden aufgerissen haben? Er wurde ganz bestürzt, und da er nichts anderes zu thun wußte, so seufzte er ebenfalls. Dann aber sahen sie sich beide plötzlich voll in die Augen und brachen in ein fröhliches Lachen aus.

„Warum seufzen Sie denn so jämmerlich?" frug er heiter.

„Nun, Sie seufzen ja auch!"

„Aber Sie haben zuerst geseufzt. Darf ich nicht wissen, weshalb?"

„O, es war nur so."

„Es war Ihnen nur so? Der Grund läßt sich allerdings hören; aber er befriedigt meine Neugier doch nicht ganz. Wollen oder können Sie mir's wirklich nicht sagen? Ich will einen Vorschlag machen. Wir beichten uns gegenseitig den Grund des Seufzers, und das Los mag entscheiden, wer anzufangen hat. Einverstanden?"

„Aber, Herr Doktor, übelgenommen darf nichts werden."

„Gott bewahre," sagte Kleinmichel feierlich, während er aus zwei kleinen trockenen Zweigen die Lose machte. „Wer den kürzesten zieht, fängt an."

Das kurze Zweiglein blieb in der Hand Kleinmichels zurück.

„Also bitte," meinte Fräulein Elisabeth, „nun beichten Sie. Ich bin ganz Ohr."

„Wenn's denn nicht anders sein kann," begann Kleinmichel. „Aber glauben Sie nicht, liebes Fräulein Elisabeth, daß nur müßige Neugier mich erfüllt. Nein, im Gegenteil, es ist die tiefste, herzlichste Teilnahme, wie — das lassen Sie mich Ihnen gestehen — ich sie noch nie

einer jungen Dame gegenüber empfunden habe. Tante Thereschen hat mich nämlich zum Mitwisser des Kummers gemacht, den Ihnen jener Unwürdige bereitete, dem Ihre erste Neigung galt."

Das junge Mädchen hatte die Hände sinken lassen und sah ihn mit großen erstaunten Augen an. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor. Kummer ... Neigung zu einem Unwürdigen ... was soll das heißen?"

„Seien Sie mir nicht böse," bat Kleinmichel, „wenn ich Ihrem Herzen wehe that, aber..."

„Aber es ist ja kein Wort davon wahr. Im Gegenteil, Tante hat mir erzählt, daß Sie eine unglückliche Liebe in Ihrem Herzen trügen."

„Wa—as? Das hat sie gesagt?"

Die Reihe des Erstauntseins war jetzt an ihm. Aber gleich darauf brach er in ein fröhliches Lachen aus: „Wissen Sie was, Fräulein Elisabeth? Ich glaube, Tante Thereschen hat fürchterlich geflunkert. Ich — eine unglückliche Liebe? Hahaha, das ist köstlich! Und Sie? Der junge Offizier, der um einer reichen Erbin willen an Ihnen zum Verräter wurde ... er existiert also nur in Tantchens Phantasie?"

„Ich weiß nichts von ihm. Aber ich begreife nicht..."

„Desto besser begreife ich. Die gute Tante hat jedem von uns eine rührsame Geschichte erzählt, um das Mitleid des einen mit dem anderen zu wecken. Denn, Fräulein Elisabeth, es ist eine alte Geschichte: aus dem Samenkorn des Mitleids sprießt oft die Blume der Liebe hervor. Verstehen Sie jetzt?"

Sie hatte sich tief auf ihre Arbeit herabgebeugt, um ihm die verräterische Röte zu verbergen, die langsam in ihren Zügen aufstieg, und beschäftigte sich emsig damit, die letzten Fäden in dem Risse zu befestigen. Aber er faßte sanft mit der Hand unter ihr Kinn und hob das

Köpfchen in die Höhe. Dann schaute er ihr lange in die überquellenden Augen.

„Die Blume der Liebe," sagte er endlich leise und innig. „Ich glaube, sie ist schon ersprossen."

Sie wußte in holder Befangenheit nicht, was sie thun sollte, und strich deshalb mit der Hand glättend über den gestopften Riß: „So, jetzt wird's wohl gehen. Besser kann ich's vorläufig nicht machen."

„Und ich," sagte er heiter, „kann Ihnen vorläufig nicht besser danken, als so." Er schlang den Arm um ihre Schultern und küßte sie auf den rosigen Mund.

„Aber, Herr Doktor!" flüsterte sie mit sanftem Sträuben. „Was machen Sie?"

„Ach," meinte er, „unter Kameraden ganz egal. Nicht wahr, Elisabeth, du meine holde, kleine Braut?" — —

Es war ein Glück, daß eine Viertelstunde später ein Trupp des Weges kommender Forstarbeiter das junge Pärchen aus seinem ersten Liebesrausche aufstörte, sonst wäre Kleinmichel sicher zum erstenmal in seinem Leben zu spät in die Schule gekommen. Als er jetzt nach der Uhr sah, schrak er auf.

„Ums Himmels willen, schon dreiviertel Acht! Da muß ich meinen Renner tüchtig ausgreifen lassen, um noch zur rechten Zeit zu kommen." Im Nu war er aufgesessen, und in scharfem Tempo ging die Fahrt heimwärts.

„Was Tante Thereschen wohl sagen wird?" meinte Elisabeth.

„Ja, halt einmal! Die muß noch bestraft werden für ihre Flunkerei," lachte Kleinmichel. „Das darf ihr nicht so hingehen."

Und während die beiden in sausender Fahrt dahinglitten, entstand unter Scherzen und Gelächter ein teuflischer Kriegsplan, dem Tante Thereschen zum Opfer fallen sollte.

3.

Die alte Dame hatte an diesem Morgen ihre junge Freundin schon längere Zeit verstohlen betrachtet. Was der nur sein mochte? Sie konnte nicht klug daraus werden. Diese Zerstreutheit, diese verträumten Augen und dann diese Unruhe — — —

„Sag mal, Kindchen, was ist dir eigentlich?" konnte sie sich endlich nicht enthalten zu fragen. „Ist dir etwas Unangenehmes begegnet?"

„Wie man's nimmt, Tantchen," war die unter Achselzucken gegebene Antwort.

„Was ist dir denn begegnet, Lisbethchen?"

„Der Doktor Kleinmichel."

„Was? Karl, mein Neffe? Und da sagst du...? Mein Gott, hat er dir 'was gethan?"

„Wir haben uns gezankt, Tante Thereschen."

„Gezankt? Elisabeth, ihr werdet doch nicht?! Er ist doch ein so guter Junge!"

„Ein unverschämter Mensch ist er, Tantchen. Denk dir nur, er machte mir da so allerlei Anspielungen auf ein Verhältnis mit einem Offizier, das ich gehabt haben soll, und der mich habe sitzen lassen."

„Um Gottes willen!" rief Tante Thereschen tödlich erschreckt. „Das ist ja..."

„Eine Unverschämtheit, nicht wahr?" vollendete Elisabeth den Satz. „Aber ich hab's ihm auch gegeben. Ich hab' ihm gesagt, er thäte wohl besser, vor eigener Thür zu fegen."

„Das hast du ihm gesagt? Aber, liebstes, bestes Kindchen, das sind ja alles Mißverständnisse. Nein, nein!" Die alte Dame war ganz aus dem Häuschen. „Ich werde gleich nach der Schule hinschicken und Karl herbitten. Das muß sich ja aufklären."



Sie rannte in ihrer Erregung dem gerade die Thür öffnenden Kleinmichel, welcher, eine Freistunde benutzend, eben von der Schule herübergeeilt war, fast in die Arme,

während Elisabeth, die sich des Lachens nur noch mit Mühe erwehren konnte, schnell aus dem Zimmer huschte.

„Karl!“ rief Tante Thereschen. „Karl, was macht ihr für Geschichten?“

„Wieso?“ Kleinmichel bemühte sich, ein möglichst ernstes Gesicht zu machen.

„Ihr habt euch gezankt!“ Eine Welt voll Schmerz lag in den vier Worten.

„Ach so! Du meinst Fräulein Schmidt und mich? Na ja, wir haben uns ein bißchen gekatzbalgt. Ich machte so ein paar harmlose Anspielungen auf ihren verflossenen Marsjünger. Das nahm sie übel und warf mir allerhand Don Juan-Streiche vor. Du kennst ja meine Abneigung gegen so etwas, Tantchen. Nun, da gab denn ein Wort das andere...“

„Aber, Herzensjunge, das sind ja alles nur Mißverständnisse!“

„Oho!?“

„Ja, ja, und ich bin daran schuld.“

„Du, Tante Thereschen?“

„Ja, ich; ach, du lieber Gott!“ Sie lief zur Thür. „Lisbethchen, komm doch einen Augenblick herein. Thu mir die Liebe! Komm, er wird dich nicht auffressen. Sei nicht bange!“

Der Blondkopf Elisabeths erschien zwischen den Vorhängen.

„Also, die ganze Geschichte läuft ja nur auf einen Scherz hinaus, den ich mir mit euch erlaubt habe. Ich wollte ... ich dachte ...“ Tante Thereschen konnte vor Verlegenheit nicht die richtigen Worte finden, und da sie plötzlich ihre Hilflosigkeit gegenüber der Verzwicktheit der Situation gewahr wurde, ließ sie sich gebrochen in den großen Sorgenstuhl fallen und drückte das Taschentuch vor die Augen. „Ach,“ rief sie schluchzend, „ihr seid ja

beide so wunderliche Menschen ... so ganz anders, wie alle anderen. Wenn ich das geahnt hätte..."

Sie kam nicht weiter, denn es war ihr, als höre sie durch ihr eigenes Schluchzen hindurch leises Lachen und Flüstern an ihr Ohr dringen. Sie ließ das Taschentuch sinken und sah auf. Aber was war denn das?

Mitten im Zimmer stand Kleinmichel, in den Armen Elisabeth haltend, die ihren Kopf errötend an seiner Brust barg. Und die beiden, als sie den erstaunten, ja fast entsetzten Blick der alten Dame bemerkten, brachen in ein fröhliches Gelächter aus.

„Kinder, was bedeutet denn das nun wieder?"

„Das bedeutet eine Verlobung, Tantchen," rief Kleinmichel. „Wir haben uns nämlich wieder vertragen."

Tante Thereschen war sofort von ihrer Schwächeanwandlung geheilt. „Eine Verlobung? Herzenskinder, da wünsche ich von Herzen Glück. Aber warum sagt ihr das nicht gleich? Mir einen solchen Schreck einzujagen, das war recht schlecht!"

„Liebe Tante, du hattest ganz schlimm geflunkert. Und Strafe muß sein," scherzte Kleinmichel.

„Nun, ich habe sie weg und will mich nicht beklagen," lachte die alte Dame. „Aber dagegen soll mir keiner etwas sagen: meine Methode war gut. Der Erfolg hat's ja gelehrt."

„Halt," rief Kleinmichel, „der Mensch soll nicht stolz sein, Tante Thereschen! Bilde dir keine Schwachheiten ein! Nur fünfzig Prozent des Erfolges kommen auf Rechnung deiner Methode, zur anderen Hälfte — nicht wahr, Elisabeth, meine liebe, kleine Braut? — verdanken wir den Erfolg — der Symbolik des Zweirades."

Bei den englischen Trappisten.

Bilder aus dem Klosterleben. Von **Friedrich Meister.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In Charnwood, einer Landschaft im südlichen Teil der englischen Grafschaft Leicester, liegt das Trappistenkloster Mount St. Bernard.

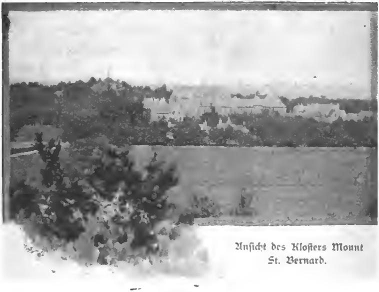
Dem Besucher — die gastfreien Trappistenmönche öffnen gern jedem Fremdling ihr Thor — wird es bei dem Beobachten des Lebens und Treibens in diesen Räumen schwer, sich noch in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts zu wähnen; wahrscheinlicher erschiene es ihm, wenn man ihm versicherte, er sei in das Jahr 1122 zurückversetzt, in jene Zeit, wo Rotrou, Graf v. Perche, das Kloster Notre Dame de la Maison Dieu gründete, später La Trappe (die Falle) genannt nach der engen Felsschlucht, die zum Klostereingang führt und wohl den Eindruck einer Falle hervorrufen kann.

Dieses Kloster diente dann 1636 dem Abbé de Rancé zu jener Reform des Cistercienserordens, aus der die Trappisten hervorgegangen sind.

Das englische Trappistenkloster, in welches wir den Leser führen wollen, ist im Jahre 1835 von Bruder Augustinus gegründet worden. Heute liegt es als ein stattlicher Gebäudekomplex in der gelichteten und in bester Kultur befindlichen

Landschaft. Die Trappisten, dieser strengste asketische Orden der katholischen Kirche, sind nämlich fleißige Landbebauer, und ein Besuch bei ihnen ist höchst interessant und belehrend.

Der heilige Bernhard selber war es, der einst, im Hinblick auf das harte, entbehrungsvolle Leben seiner Jünger, zu diesen gesagt hat: „Nur mit tiefem Mitleid, meine Brüder, vermag ich euch anzuschauen. Ich sinne, wie euch



Ansicht des Klosters Mount St. Bernard.

Erleichterung zu schaffen wäre, aber körperliche Erleichterung frommte euch doch nicht. Das Mitleid, das eure Buße milderte, wäre ein grausames, denn es raubte eurer Krone nach und nach alle Kleinodien. Ihr kasteiet euch alle Tage mit strengem Fasten, mit harter Arbeit, mit übermäßigem Wachen; dazu kommen eure inneren Nöte, die Zerschlagenheit des Herzens und die Fülle der Anfechtungen und Versuchungen. Ja, ihr kasteiet euch, aber es geschieht um seinetwillen, der für euch gestorben ist."

Dieses Wort gilt für die Trappisten noch heute. Einförmig, monoton, nach eisernen Regeln, spinnt ihr Lebenslauf sich ab bis zum Ende.

Die Stunden der kurzen Nachtruhe bringen die von der Arbeit Ermüdeten im Schlafsaal auf harten Strohlagern zu, das Oberhaupt des Klosters, der Abt, mitten unter ihnen. Sie liegen in voller Kleidung, die Kapuze über den Kopf gezogen, unter einer groben Decke, jeder in einer engen Bretterzelle mit offener Thür, damit der überwachende Abt stets hineinschauen kann, wenn er durch den zwischen den Zellen dahinlaufenden Gang schreitet.



Der Schlafsaal.

Um ein Uhr nach Mitternacht, es sei Winter oder Sommer, ertönt der Weckruf der Schlafsaalglocke und drei Minuten später die große Kirchenglocke. Durch die Gänge gleiten die Patres in ihren weißen, die Brüder in ihren braunen Kutten schnell und geräuschlos der Kirche zu, in der eine ewige Lampe nur matt die Finsternis erhellt; sie halten sich dabei auf beiden Seiten dicht an den Wänden des Ganges, die Mitte für den Abt freilassend.

Steinbildern gleich knieen sie in kalter Winternacht in dem eisigen Gotteshause, das Lob des Höchsten singend und für die schlafende Welt seine Gnade erflehend. Sie halten die Arme über der Brust gekreuzt, sie vermeiden streng jede unnötige Bewegung und jedes Geräusch.

Denn die Trappisten sind stille Leute, und ihre Regel verpflichtet sie zu stetem Schweigen. Niemand darf ein Wort sprechen, zu keiner Zeit und unter keinem Vorwande, es sei denn zu dem Abt, dem Prior oder dem die Beichte hörenden Geistlichen, und auch dies nur zu bestimmten Stunden.



Der Altar.

Nach beendetem Frühgottesdienst kehren die Brüder in den Schlafsaal zurück, schaffen daselbst Ordnung, wechseln Kutte und Skapulier und begeben sich dann in den Waschsaal.

Hiernach beginnt sogleich die tägliche Arbeit, die nicht nur den Lebensunterhalt für die Klosterbrüder schaffen, sondern diese auch in den Stand setzen soll, allen Armen und Hilfesuchenden jederzeit reichlich spenden zu können. Und von solchen Gästen wird das Haus nie leer.

Die Hauptbeschäftigung der Mönche sind landwirtschaftliche Arbeiten, die mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit betrieben werden. Als Ackerbauer und Viehzüchter gelten die Mönche von St. Bernard in der ganzen Grafschaft als Vorbild und Lehrmeister. Während der Erntezeit, die alle Kräfte in Anspruch nimmt, werden die Brüder von der Teilnahme an den täglichen Gottesdiensten entbunden; nur die Kranken und die zur Arbeit Untauglichen haben sich zur Messe in der Kirche einzufinden, und ist diese vorüber, dann legt der Geistliche Chorrock und Stola ab und begiebt sich mit seinen Assistenten eiligst hinaus aufs Feld, um dort gleichfalls mit Hand anzulegen.



Der Kanzelschirm.

Aber nicht nur Landleute sind diese Trappisten; in den Gebäuden, die allenthalben auf dem Klostergelände errichtet sind, befinden sich zahlreiche Arbeitsräume, in denen allerlei Handwerk, auch Kunsthandwerk, emsig betrieben wird, denn auch auf diesem Gebiete leisten die schweigenden Brüder Mustergültiges.

Bei all dieser unablässigen und oft recht harten Arbeit ist die Ernährung der Trappisten eine äußerst kärgliche. Zur Winterszeit müssen zwei magere Mahlzeiten während des Tages ausreichen, im Sommer giebt es deren drei.

Das Refektorium oder der Speisesaal ist ein langer, heller Raum, ausgerüstet mit einfachen, weiß gescheuerten Tischen, Bänken und Schemeln; an dem oberen Ende ist eine geringe Dielenerhöhung angebracht, auf der der Abt,

der Prior und der Unterprior ihr Mahl einnehmen, das von dem der Brüder durch nichts unterschieden ist.

Jeder der Klosterinsassen erhält täglich ein Pfund Brot, dazu bei den Mahlzeiten Suppe aus Milch und Gemüsen, Salat, Rüben, Obst und zuweilen Käse. Fische und Eier, sonst in den meisten Klöstern gestattet, sind den Trappisten untersagt. Als Tischgetränk dient Wasser oder ein dünnes Bier. Das Mittagsmahl wird im Sommer um elf Uhr, im Winter um halb zwölf, zur Fastenzeit um zwölf Uhr eingenommen. Während der letzteren ist die Milchkost ausgeschlossen und Obst nur an Sonntagen erlaubt. In dem Speisesaal geht alles in größter Ordnung und Sauberkeit zu. Jedes Gedeck besteht aus einem irdenen Trinkgefäß, einer Gabel und einem Löffel, beide aus Holz, einem Napf, einem reinlich gehaltenen Mundtuch und einem Brettchen, das des Bruders Namen trägt. Tag für Tag und Jahr für Jahr sitzt jeder auf demselben Platz, keiner





Der Oekonom.

Der Gastmeister.

Der Prior.

Der Abt.

bewegt sich mehr als notwendig, keiner spricht ein Wort, nur die Stimme des Bruder Lektors tönt durch den Raum, der während der Dauer des Mahles von einer Kanzel herab aus der Heiligen Schrift vorliest.

Für die Kranken und Leidenden des Klosters ist, je



Das Refektorium.

nach ihren Bedürfnissen, eine andere Kost vorgesehen. In dem trefflich eingerichteten Hospital giebt es Eier, Butter, Fleisch und alles, was der Arzt sonst noch für erforderlich erachtet; ausgeschlossen sind nur solche Speisen, die den Gaumen kitzeln, ohne dem Körper Nahrung zu gewähren.

Man meint nun vielleicht, daß unter solchen Umständen das Hospital ein verlockender und gern aufgesuchter Aufenthalt sei. Dem ist jedoch nicht so. Die Brüder führen ihr



Der Friedhof.

hartes und entbehrungsreiches Leben gern und mit Freudigkeit, sie überwinden hartnäckig jede körperliche Schwäche und widerstehen der Krankheit, solange es irgend geht, um nur nicht ins Hospital geschafft zu werden. Uebrigens gehören ernstliche Erkrankungen im Kloster zu den Seltenheiten. Die streng geregelte und spartanisch einfache Lebensweise der Mönche mag wohl geeignet sein, ihnen die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern; ist es doch längst erwiesen, daß die Mehrzahl der Menschen ihrem Körper viel mehr Nahrung zuführt, als derselbe zu seiner Erhaltung bedarf, ein Uebermaß, das nur nachteilig wirken kann.

Andererseits ist freilich nicht außer acht zu lassen, daß wir, die wir in der Welt leben, täglich mit mehr oder weniger Intensität den Kampf um das Dasein führen und daher hohe Anforderungen an unsere Nerven und sonstigen Kraftquellen zu stellen gezwungen sind, sicherlich einer anderen, energischeren und ausreichenderen Art der Ernährung bedürfen, als jene Trappisten des Klosters St. Bernard, die sich freiwillig aus dem aufreibenden Weltgetriebe zurückgezogen haben, die für keine Angehörigen zu sorgen brauchen, die ganz genau wissen, was der nächste Tag, was die Zukunft ihnen bringt: Arbeit, Gebetsübungen und am Ende den Tod, jenes längste, nie mehr unterbrochene Schweigen in der ewigen Ruhe auf dem malerisch, unmittelbar neben dem Kloster gelegenen, stillen Friedhof.

Ein älterer, jetzt nicht mehr in Gebrauch befindlicher Kirchhof liegt innerhalb der ihn auf allen vier Seiten umschließenden Klostergänge. Es ist ein düsterer, sonnenloser, grasüberwucherter Ort, bedeckt mit eingesunkenen Grabhügeln, bei denen niedrige schwarze Kreuze stehen. Die Mönche, die in den Nischen der Klostergänge ihre Erbauungsschriften lesen, bleiben in der rechten Stimmung, wenn sie durch die schmalen Fenster hinausblicken auf die Ruhestätte derer, die vor ihnen auf diesen Bänken gesessen, dieselben



Im Klostergang.

vergilbten Blätter umgewendet und durch dieselben Fenster geschaut haben.

Eigenartig und ergreifend sind die Formalitäten, die beim Ableben eines der Brüder in diesem Trappistenkloster gebräuchlich sind.

Wenn das nahe Ende eines Alten oder Kranken nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann, dann streut man geweihte Asche in Kreuzesform auf den Fußboden, breitet Stroh darüber, bedeckt das Ganze mit einem Tuch und legt den Sterbenden darauf nieder. Darauf wird die große Glocke viermal angeschlagen, und auf diesen Ruf eilen alle Brüder, zu deren Ohren er dringt, in Eile nach dem Hospital, unterwegs das Credo betend.

Ist die Brüderschaft gerade zum Gottesdienst in der Kirche versammelt — der Klang der Sterbeglocke unterbricht die heilige Handlung; sitzt man im Refektorium beim Mahle — auf diese düstere Mahnung erhebt sich alles, denn der Tod wartet nicht. Sie knieen im Kreise um den Sterbenden nieder und beten in abwechselnder Reihenfolge die Buß- und Totengebete, bis die Seele des Abscheidenden entflohen ist, worauf eine Viertelstunde lang mit sämtlichen Glocken geläutet wird.

Solange der Leichnam sich noch über der Erde befindet, stehen brennende Kerzen bei ihm, und einer der Brüder hält die Totenwache. Wird zur Beerdigung geschritten, so verkünden dies die Glocken während der Dauer eines Miserere und alle Mönche folgen in feierlichem Zuge. Am offenen Grabe angelangt, wird die Bahre am südlichen Ende desselben niedergesetzt und zwar so, daß die Füße des Toten gen Osten gerichtet sind. War der Verstorbene ein ordinierter Geistlicher, so deuten die Füße nach Westen. Der Leichnam wird mit Weihwasser besprengt und ohne Sarg in die Gruft gesenkt, woselbst der Bruder Krankenmeister, der zuvor hinuntergestiegen ist, ihm das Antlitz mit der

Kapuze bedeckt. Nunmehr wirft der Abt ein wenig Erde kreuzweise auf den Toten, die Bahrenträger greifen zu den Schaufeln, die Gruft zu füllen, und die von dem Prior



Der Kalvarienberg.

hierzu bestimmten Laienbrüder beenden die Arbeit und stellen den Grabhügel her.

Noch dreißig Tage lang nach dem Tode des Bruders wird im Refektorium das Mahl desselben aufgetragen, um nach beendeter Speisezeit den Armen übergeben zu werden.

Das ist das Ende, das unabänderlich jeden der Klosterinsassen erwartet, dem jeder in stiller Ergebung entgegensieht.

Noch einen letzten Blick werfen wir auf den stattlichen Klosterbau, auf die reinlichen Nebengebäude, auf den Park und den blühenden Garten, überragt von dem Kalvarienberge, dem höchsten Punkte des Klostergeländes, auf dessen Spitze ein großes, weithin sichtbares Kruzifix emporragt und in dessen felsigem Gange eine Nachbildung des Grabes, in das der Heiland nach der Kreuzabnahme gelegt wurde, angebracht ist.

Bruder Augustinus, der fromme Stifter, hat mit der Gründung des Klosters zugleich den ehemals wilden Charn-Wald in ein fruchtbares Stückchen Erde umgewandelt, von dem viele Wohltaten ausströmen über das umliegende Land. Und wenn sich unter den Besuchern des Trappistenklosters auch nicht leicht jemand finden wird, in dem durch das hier Geschaute und Erlebte der Wunsch erwacht, der schweigenden, entsagenden, hart arbeitenden Brüderschaft beizutreten, so wird mancher doch sehr wohl verstehen, wie es zugeht, daß die stillen Mönche von St. Bernard ihre Lebensweise jeder anderen vorziehen, ja, daß sie das höchste Glück und den Frieden der Seele in der Ausübung ihrer strengen Obliegenheiten finden.

Der Akrobat.

Novelle von **Lothar Brenkendorf.**

1. (Nachdruck verboten.)

„Nein, Doktor, ich lasse Ihnen keine Ruhe, Sie müssen mit nach Neudorf! Die Zerstreuungen sind hier in Waldenberg so selten, daß es geradezu eine Versündigung wäre, sich auch nur die allerbescheidenste entgehen zu lassen. Und dann sollen wirklich recht hübsche Künstlerinnen dabei sein — ich weiß es aus sicherer Quelle."

Es klang ein wenig leichtfertig, wie der Assessor Fritz Burkhardt das mit lachendem Munde sagte. Aber von dem halben Dutzend lebenslustiger Junggesellen, die allmittäglich eine fröhliche Tafelrunde im Gasthof „Zum weißen Adler" ausmachten, war leider niemand ernst genug, ihn deshalb zu tadeln, obwohl wir allesamt wußten, daß er seit mehreren Monaten mit der Tochter eines Berliner Bankiers verlobt war. Hätten doch auch ältere und gesetztere Leute, als wir es waren, sicherlich einige Mühe gehabt, diesem hübschen jungen Taugenichts gegenüber ihre Würde zu bewahren. Er war bei all seinen Fehlern einer der liebenswürdigsten und ritterlichsten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind, und wenn man ihm nicht mit Unrecht manchen gewagten und übermütigen

Streich nachsagte, so war es doch immer nur seine übersprudelnde Lebenskraft, niemals ein schlechter Trieb gewesen, der ihn dazu verführt hatte, und selbst die zunächst Betroffenen hatten sicherlich all ihren Zorn in demselben Moment vergessen, wo ihnen das offene, frische Gesicht und die ehrlichen braunen Augen des lustigen Missethäters entgegenlachten.

Den Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung hatte das aufsehenerregende Erscheinen des „weltberühmten Zirkus Bertinelli" gebildet. Zwar hatte der Bürgermeister von Waldenberg die nachgesuchte Erlaubnis, den hölzernen Zirkusbau auf dem Marktplatze zu errichten, aus irgend welchen unbekannten Gründen verweigert; aber die zwei- und vierbeinigen Künstler hatten in dem nahen Neudorf, kaum zwanzig Minuten vor den Thoren der Stadt, gastliche Aufnahme gefunden, und seit gestern luden an allen Waldenberger Straßenecken bunte Plakate zu den erlesensten Genüssen ein. Assessor Burkhardt hätte kaum freudiger erregt sein können, wenn plötzlich die Patti oder ein anderes Gestirn erster Größe am Kunsthimmel unseres stillen Städtchens aufgegangen wäre.

Es kränkte ihn daher tief, daß wir seine Begeisterung nur in sehr bescheidenem Maße teilten und daß niemand Lust zeigte, ihn zu der Eröffnungsvorstellung zu begleiten. Schließlich verschwendete er seine ganze Beredsamkeit nur noch an mich, weil er wohl wußte, daß ich am wenigsten widerstandsfähig war, und wie immer erreichte er auch diesmal seine Absicht. Meine Praxis legte mir keine Hindernisse in den Weg, und gegen sieben Uhr abends befanden wir uns demgemäß in bester Laune auf der gemächlichen Wanderung gen Neudorf.

Die wohlgepflegte Landstraße, die erst zwischen Aeckern und Wiesen dahinführte, um dann ein kleines Gehölz zu durchschneiden, bildete eine sehr beliebte Promenade der

Waldenberger Gesellschaft, und da sich hier natürlich jedermann kannte, wurden wir ziemlich häufig in die Notwendigkeit versetzt, grüßend unsere Hüte zu lüften. Mein Freund verfuhr dabei so gewissenhaft und zuvorkommend, daß es mich um so mehr in Erstaunen setzte, ihn plötzlich auf einer offenkundigen Ungezogenheit zu ertappen.

Demselben Ziele zustrebend, aber rascher ausschreitend als wir, hatte uns kurz vor Neudorf ein lang aufgeschossener, hagerer junger Mann überholt, der im Vorbeigehen stumm, doch mit besonderer Artigkeit grüßte. Er war mir vor wenig Tagen in einem befreundeten Hause als Referendar Ewald Konski vorgestellt worden, und ich hatte bei der Gelegenheit erfahren, daß er erst seit einer Woche am Waldenberger Landgericht arbeite. Einen sonderlich sympathischen Eindruck hatte seine Persönlichkeit nicht auf mich gemacht, und da er seine Mahlzeiten seltsamerweise nicht gleich allen anderen unverheirateten Juristen im „Weißen Adler", sondern in der „Goldenen Krone" einnahm, sich auch sonst geflissentlich von allem Verkehr fernhielt, hatte ich bisher nicht weiter Gelegenheit gehabt, mich in meinen Gedanken mit ihm zu beschäftigen. Auch jetzt würde das kaum der Fall gewesen sein, wenn ich nicht mit einiger Verwunderung wahrgenommen hätte, daß mein Begleiter nicht nur den Gruß des Referendars unerwidert ließ, sondern daß sich auch sein eben noch so heiteres Gesicht für einen Augenblick in finstere, feindselige Falten legte.

„War der Herr, der eben vorüberging, nicht Ihr Kollege Konski?" konnte ich mich nicht enthalten zu sagen. „Hat er sich Ihnen denn noch nicht vorgestellt? Oder hatten Sie einen besonderen Grund, ihm den Dank für seinen Gruß schuldig zu bleiben?"

„Sein Gruß galt Ihnen, nicht mir," lautete des Assessors schroff klingende Entgegnung. „Und wenn es

auch anders gewesen wäre — für mich ist dieser elende Geselle allerdings nicht vorhanden."

„So kennen Sie den Referendar schon von früher her?"

„Ja. Und ich erzähle Ihnen auch gelegentlich, welche Erfahrungen ich mit ihm gemacht habe. Aber nicht jetzt! Es würde mir die gute Laune für den ganzen Abend verderben."

Ich fragte natürlich nicht weiter und hatte den kleinen Zwischenfall bald vergessen. Die Vorstellung im Zirkus Bertinelli war zwar nicht so großartig und staunenerregend, wie die Plakate es verheißen hatten; aber sie übertraf immerhin meine Erwartungen und versetzte meinen leicht befriedigten Freund in helles Entzücken. Er fand die Pferde sehr gut, die Dressur ausgezeichnet und die Kunstreiter bewunderungswürdig. Doch die lebhaften Aeußerungen seines Wohlgefallens verstummten mit einemmal, als auf feurigem, spiegelblankem Rappen eine schlanke, offenbar noch sehr jugendliche Schulreiterin in die Arena sprengte. Sie war auf dem Zettel nur als Fräulein Isa bezeichnet; aber der auffällige Druck ihres Namens ließ erkennen, daß sie der Stern der Gesellschaft sei. Und in der That würde sie wohl auch bei einem verwöhnteren Publikum ihres Eindrucks sicher gewesen sein, nicht so sehr durch ihre Kunst, die noch etwas unfertig und dilettantisch war, als durch ihre liebreizende Persönlichkeit, ihr bezauberndes Lächeln, ihre Augen, die übermütig und siegesgewiß das Publikum musterten.

Der Assessor an meiner Seite sprach während der ganzen Dauer ihrer Produktion kein Wort; aber sein Blick hing unverwandt an der Reiterin, und sein Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, der mich den festen Entschluß fassen ließ, ihm nachher gehörig ins Gewissen zu reden.

Vorerst freilich stellten sich der Ausführung dieses guten Vorsatzes noch einige Hindernisse entgegen. Mein Nachbar

zur Rechten, ein pensionierter Offizier, verwickelte mich in ein tiefsinniges Gespräch über die Pferdedressur, und als ich mich dann wieder zu Burkhardt wenden wollte, war er zu meiner Ueberraschung verschwunden. Länger als eine halbe Stunde wartete ich vergeblich auf seine Wiederkehr; dann, da mich die Vorstellung mehr und mehr langweilte, verlor ich die Geduld und schickte mich an, den roh gezimmerten Zuschauerraum zu verlassen.

Da, wo der breite Gang aus dem Stall in die Manege einmündete, stand der hagere Referendar Konski, die Arme über der Brust verschränkt und mit merkwürdig finsterem Gesicht. Ob die schlechte Beleuchtung schuld daran war, oder ob mich die wenigen Worte des Assessors gegen den Mann eingenommen hatten — jedenfalls erschien er mir jetzt noch viel unangenehmer, als bei unserer ersten Begegnung; die scharfen Züge, die niedrige Stirn, das auffallend vorgeschobene spitze Kinn vereinigten sich für mich in diesem Moment zu einem wahrhaft abstoßenden Gesamtbilde, und ich fühlte, daß sich in mir eine jener instinktiven Empfindungen des Widerwillens regte, wie sie uns oft genug auf einen einzigen Blick hin gegen völlig unbekannte Menschen einnehmen.

Der Referendar sah mich nicht. Ich aber folgte der Richtung, nach der seine Augen beharrlich gewendet waren, und da gewahrte ich denn im Halbdunkel des Stallganges meinen Freund Burkhardt in anscheinend sehr lebhaftem Geplauder mit einem schlanken weiblichen Wesen, das nur Fräulein Isa, die schöne Schulreiterin, sein konnte.

Also deshalb hatte er mich verlassen, dieser lockere Zeisig! Und darum hatte er das Wiederkommen so ganz vergessen! Ich war ärgerlich und fest entschlossen, ihm aus meiner üblen Laune kein Hehl zu machen. Auf die Gefahr hin, der reizenden Isa für sehr ungezogen zu gelten, näherte ich mich den beiden; aber das sarkastische

Wort, das ich schon auf den Lippen hatte, blieb doch ungesprochen, als sich mir nun das entzückende, jugendliche Gesichtchen der Kunstreiterin zuwandte. Sie war höchstens achtzehn Jahre alt, nach dem zierlichen Bau der Glieder fast noch ein Kind. In den sprühenden Schwarzaugen aber, um die schwellenden Lippen und in dem Grübchen am Kinn schienen hundert kleine neckische Kobolde ihr Wesen zu treiben, die zum Kampfe herauszufordern für einen männlichen Sterblichen ohne Zweifel ein gefährliches Beginnen war. Ich streckte denn auch die Waffen, ohne überhaupt erst mit den Feindseligkeiten zu beginnen, und bei der gegenseitigen Vorstellung, in der mich Burkhardt übrigens nach seiner Art als den „stillen Compagnon des Totengräbers von Waldenberg“ präsentierte, bezauberte mich der Glutblick der kleinen Kunstreiterin völlig.

„Fräulein Isa hat übermorgen ihr Benefiz,“ sagte der Assessor, „und es ist selbstverständlich, daß kein wahrer Kunstfreund an diesem glorreichen Abend fehlen darf. Ich habe mich beeilt, mir eine ganze Loge zu sichern, und es bedarf gewiß nur dieser verblümten Andeutung, um Sie, lieber Doktor, zu einem gleichen Opfer auf dem Altar der Schönheit zu bestimmen.“

So eilig griff die junge Dame bei diesen Worten meines Freundes in die Tasche, die einen ganzen Vorrat von Eintrittskarten zu bergen schien, daß ich mich alsbald einigermaßen ernüchtert fühlte. Ich nahm einige Billets und sagte dann ziemlich trocken, daß ich jetzt nach Waldenberg zurück müsse, mir aber kaum noch irgend welche Hoffnung auf die Begleitung des Herrn Assessors zu machen wage. Und Burkhardt würde mir ohne Zweifel erklärt haben, daß er in der That noch zu bleiben gedenke, wenn nicht in dem Augenblick, da er die Lippen öffnen wollte, wie aus der Erde gewachsen ein baumlanger Mensch in dem fleischfarbigen Tricot und dem flitterbesetzten Wams

eines Akrobaten zwischen ihm und der Kunstreiterin gestanden hätte. Es war ein hübscher, dunkelhaariger Bursche von vielleicht vierundzwanzig Jahren. Seine breite Brust arbeitete noch ungestüm nach den Anstrengungen seiner eben beendeten Nummer; aber vielleicht war es nicht das allein, was ihn so rasch und aufgeregt atmen ließ.

„Der Direktor läßt dir sagen, daß du dich sofort zur Quadrille ankleiden müßtest," wandte er sich mit rauher Stimme, in der ich den Klang mühsam unterdrückten Zornes zu vernehmen glaubte, an Isa. „Er wird dir einen Abzug von deiner Gage machen, wenn du nicht rechtzeitig fertig bist."

„Nichts weiter als das?" gab sie mit einem hellen Auflachen zurück. Dann aber erschien eine kleine Falte zwischen ihren Augenbrauen, und sie fügte mit einer hochmütigen Kopfbewegung hinzu: „Geh und sag dem Direktor, daß ich mich zur rechten Zeit umgezogen haben werde! Im übrigen weiß ich, was ich zu thun habe."

Der Akrobat erwiderte nichts; aber er rührte sich auch nicht von der Stelle und klemmte auf eine verdächtige Art die Unterlippe zwischen die Zähne. Finster, ja drohend waren seine Augen jetzt auf das lächelnde Gesicht meines Freundes gerichtet. Die heftigste Eifersucht gab sich in seinem Aussehen wie in seinem Benehmen so unzweideutig kund, daß sicherlich eine einzige unvorsichtige Aeußerung des Assessors hingereicht haben würde, eine sehr peinliche Scene herbeizuführen. Um das zu verhindern, nahm ich ohne weiteres Burkhardts Arm, indem ich erklärte, wir dürften Fräulein Isa unter solchen Umständen natürlich nicht länger aufhalten, und zu meiner lebhaften Genugthuung war er vernünftig genug, sich zu fügen.

„Auf Wiedersehen!" rief sie uns mit ihrer silberhellen Stimme fröhlich nach, und ich erhaschte zufällig noch den vielsagenden Blick, der zwischen ihr und dem Assessor ge-

tauscht wurde. Jetzt aber gestattete ich dem allzu Entzündlichen nicht mehr, bis zu ihrem Wiederauftreten zu bleiben.

„Denken Sie an Ihre Braut!" mahnte ich mit Nachdruck, und diese Erinnerung hatte denn auch den Erfolg, daß er sich bereit erklärte, mich nach Waldenberg zu begleiten.

Am Ausgange des Zirkus stießen wir auf Konski, der sich eben eine Cigarette anzündete.

„Daß mir der widerwärtige Mensch doch immer in den Weg kommen muß!" rief Burkhardt ärgerlich, indem er mich schneller mit sich fortzog. „Es scheint beinahe, als hätte er an der einen Lektion noch nicht genug, die er von mir erhalten hat." Und nachdem wir eine kleine Weile schweigend durch den schönen Sommerabend geschritten waren, sprach er ungefragt weiter: „Ich will Ihnen die Geschichte mit wenig Worten erzählen; denn ich habe keinen Grund, ein Geheimnis daraus zu machen, und es ist vielleicht sogar meine Freundespflicht, Sie über den Charakter dieses Herrn Konski aufzuklären, ehe Sie etwa in irgend welche nähere Beziehungen zu ihm treten. Er ist ein Intrigant, ein Verleumder und ein Feigling! Das wird Sie, wie ich hoffe, etwas zurückhaltend gegen ihn machen."

„Wenn Sie mich von der Berechtigung eines so harten Urteils überzeugen können — gewiß!"

„Nun, entscheiden Sie selbst! — Sie wissen, daß ich seit kurzem verlobt bin, und wenn Sie mir auch vielleicht alle möglichen Dummheiten zutrauen, daß ich bei meiner Wahl nicht von dem Wunsche geleitet wurde, eine reiche Mitgift zu erjagen, werden Sie mir glauben. Meine Braut ist ein vortreffliches Mädchen, mit den edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Daß sie außerdem auch das einzige Kind eines wohlhabenden Vaters

ist, konnte mich natürlich nicht abschrecken, um sie zu werben; aber ich versichere Ihnen, daß es mir herzlich gleichgültig war. Ob der Herr Referendar Konski in diesem Punkt ebenso dachte, weiß ich nicht. Sicher ist nur, daß er sich ebenfalls Hoffnungen auf die Hand der jungen Dame gemacht und schon vor meiner Werbung einen regelrechten Korb erhalten hatte. Wir arbeiteten in der Hauptstadt bei der nämlichen Strafkammer und standen in einem sehr oberflächlichen, doch durchaus höflichen Verkehr miteinander. Von dem Augenblick aber, da ihm meine Verlobung bekannt wurde, beehrte mich der Herr Kollege mit seinem wütenden Haß."

„Nun, bei einem abgewiesenen Freier ist das dem glücklicheren Nebenbuhler gegenüber vielleicht nicht so unverzeihlich," warf ich ein, und der Assessor nickte zustimmend.

„Natürlich nicht! Ich würde es ihm auch gar nicht verdacht haben, wenn sich sein Haß auf ehrliche und mannhafte Weise Luft gemacht hätte. Aber der armselige Bursche kam mir im persönlichen Verkehr mit unveränderter Freundlichkeit entgegen und spann seine feindseligen Ränke tückisch aus dem Hinterhalt. Er belauerte jeden meiner Schritte und legte mir dann mit schurkischer Berechnung eine Falle, in die ich leichtsinnig hineintappen sollte, damit er mich daraufhin bei den Eltern meiner Braut bloßstellen könne. Aber der Anschlag war allzu fein, und der gute Junge hatte mich denn doch ein wenig unterschätzt. Als mein zukünftiger Schwiegervater eines Tages wirklich einen anonymen Brief mit allerlei Verdächtigungen gegen mich erhielt, wurde es mir zum Glück nicht schwer, den Nachweis meiner Schuldlosigkeit zu führen. Aber ich begnügte mich, wie Sie begreifen werden, damit nicht, sondern ging den Spuren des Verleumders nach und hatte alsbald die Genugthuung, ihn mit voller Bestimmtheit in der Person

des Herrn Ewald Konski festzustellen. Der Erbärmliche versuchte wohl, erst zu leugnen, doch meine Beweise waren überwältigend, und kleinlaut mußte er mir endlich alles gestehen. Ich ging mit einigen meiner Freunde zu Rate, ob ich ihn fordern solle; aber sie alle erklärten ihn auf Grund seiner niedrigen Handlungsweise für satisfaktionsunfähig, und ich verzichtete deshalb darauf, den Burschen in der unter Männern unseres Standes üblichen Weise zur Rechenschaft zu ziehen. Sobald Konski dessen innegeworden war, fühlte er sich wieder sicher und begann hinter meinem Rücken aufs neue allerlei hämische und verleumderische Bemerkungen über mich zu machen. Da riß mir denn schließlich die Geduld. Ich stellte ihn an einem öffentlichen Orte zur Rede und ließ ihm, als er unverschämt wurde, eine Züchtigung zu teil werden, wie sie seinem Verhalten angemessen war. Er nahm sie hin, ohne sich auch nur ernstlich zur Wehr zu setzen, und trollte ab wie ein geschlagener Hund. Hätte er mir am nächsten Tage seine Kartellträger geschickt, so würde ich mich trotz aller Bedenken mit ihm geschlagen haben. Aber es geschah nichts, und Sie werden mir zugeben, daß er nach alledem die Ehrentitel, mit denen ich ihn vorhin belegte, vollauf verdient."

„Ihre Geschichte rückt den Mann allerdings in ein recht ungünstiges Licht. Natürlich konnte nach solchen Vorkommnissen von einem weiteren Zusammenarbeiten zwischen Ihnen und ihm nicht mehr die Rede sein."

„Ich hatte gerade in jenen Tagen meinen Assessor gemacht und wurde dem hiesigen Gericht zugeteilt, während Konski an seiner Strafkammer blieb. Daß er die beispiellose Frechheit haben würde, sich wenige Monate später ebenfalls nach Waldenberg versetzen zu lassen, hätte ich allerdings niemals für möglich gehalten."

„Sie meinen also, daß diese Versetzung auf seinen Antrag erfolgt sei?"

„Ich weiß es aus sicherer Quelle, wenn ich auch nicht entfernt ahne, in welcher Absicht es geschehen sein kann."

„Vielleicht hoffte er, daß sich eine Wiederannäherung ermöglichen lassen werde. Sein artiger Gruß von vorhin, der ohne Zweifel auch Ihnen galt, schien ja zu verraten, daß er keine feindselige Gesinnung mehr gegen Sie hegt."

Der Assessor lachte spöttisch. „Jämmerlich genug wäre er dazu. Aber ich möchte ihm in seinem eigenen Interesse dringend raten, derartige Annäherungsversuche zu unterlassen. Die Abweisung, die er sich damit zuzöge, würde an Deutlichkeit gewiß nichts zu wünschen übrig lassen."

Wir waren vor dem Thorweg des „Weißen Adlers" angekommen, und da ich heute keine Neigung verspürte, mich an der Abendsitzung zu beteiligen, die meinem Freunde ganz unentbehrlich war, sagten wir uns Gute Nacht. Meine Absicht, dem Assessor wegen der hübschen kleinen Schulreiterin ins Gewissen zu reden, hatte ich nun doch nicht zur Ausführung bringen können; aber ich machte mir darum jetzt keine große Sorge mehr, denn ich hatte ja nun aus seinem eigenen Munde gehört, daß er einen Treubruch für eine Ehrlosigkeit halten würde, und dadurch war ich beruhigt. Daß er in seiner Begeisterung für alles Schöne der allerliebsten Zirkuskünstlerin ein wenig den Hof gemacht hatte, mochte wirklich nur eine harmlose kleine Uebertretung gewesen sein, mit der man bei einem Menschen von seinem warmblütigen Temperament nicht gar zu streng ins Gericht gehen durfte. Schließlich hatte er ja auch ganz recht: es war so entsetzlich langweilig hier in Waldenberg, daß man sich die Gelegenheit zu einer Zerstreuung eigentlich nicht entgehen lassen durfte.

2.

Es war durchaus nicht meine Absicht gewesen, den Zirkus Bertinelli noch einmal zu besuchen, und es ge-

schah ebensosehr gegen meine Erwartung als gegen meinen Wunsch, daß ich schon am nächsten Mittag dazu genötigt wurde. Ich hatte meine Krankenbesuche eben beendet und machte mich bereit, zum Essen in den „Weißen Adler" zu gehen, als atemlos ein barfüßiger Junge aus Neudorf in meiner Wohnung erschien, um mich zu holen. In der „Menagerie", wie er das Kunstinstitut des Herrn Bertinelli sehr achtungswidrig nannte, sollte ein großes Unglück geschehen sein, und wenn er auch außer stande war, über die Natur dieses Unglücks irgend welche näheren Angaben zu machen, durfte ich mich doch einem derartigen Rufe selbstverständlich nicht entziehen. Nachdem ich mich mit meinem chirurgischen Besteck, sowie mit einigem Verbandzeug versehen hatte, trat ich etwas übellaunig die Wanderung an, die meine Hoffnung auf das Mittagsessen in ungewisse Ferne hinausschob.

Vor dem hölzernen Zirkusgebäude fand ich die gesamte heranwachsende Jugend von Neudorf versammelt, heiße und hartnäckige Schlachten um die Beherrschung der wenigen Astlöcher auskämpfend, die einen Einblick in das Innere wohl mehr verheißen, als wirklich gewähren mochten. Ein paar besonders verwegene Flachsköpfe machten den tollkühnen Versuch, sich mit mir zugleich durch die Eingangspforte zu stehlen; aber sie wurden von einem herkulisch gebauten Mitgliede der Gesellschaft so nachdrücklich daran gehindert, daß die bisherige wohlwollende Stimmung der Zaungäste sich bedenklich zu Ungunsten der „Menagerie" zu wandeln schien.

Mit zwei Worten hatte ich mich dem energischen Thürhüter vorgestellt, und an einer Gruppe von lebhaft sprechenden und gestikulierenden Artisten vorüber, die zumeist in ihren fadenscheinigen und vielfach geflickten Probekostümen steckten, führte er mich quer durch die Arena zu einem unter den Sitzreihen befindlichen niedrigen Verschlage, der

allem Anschein nach gleich einer Anzahl ähnlicher primitiver Räumlichkeiten als Ankleidezimmer zu dienen hatte.

Es wollte mich bedünken, als ob mein Erscheinen dem Manne gar nicht sehr angenehm sei, denn auf dem kurzen Wege sagte er mit allen Anzeichen der Verlegenheit: „Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn wir den Herrn Doktor nicht erst bemüht hätten. Es geht ihm schon wieder ganz gut, und die Sache sah jedenfalls zuerst viel schlimmer aus, als sie wirklich ist."

„Es handelt sich um einen Unglücksfall?" fragte ich. „Und einer Ihrer Kollegen ist es, der davon betroffen wurde? Ist er gestürzt?"

Der Mann wurde noch verlegener. „Ja — das heißt, gestürzt ist er wohl eigentlich nicht. Aber der Herr Doktor werden ja selbst sehen. Da ist er."

Ich mußte mich bücken, um in den Verschlag eintreten zu können, der außer einer roh gezimmerten Bank und dem darüber befestigten Bruchstück eines Spiegels keinerlei Ausstattung enthielt. Den Verunglückten hatte man auf den platten Erdboden gelegt, ohne für eine weitere Bequemlichkeit zu sorgen, als sie die zum Kopfpfühl verwandelte Lehne eines umgestürzten Holzstuhls gewähren konnte. Seinem Aussehen nach schien es dem Verletzten, einem schmächtigen jungen Menschen, noch nicht sonderlich gut zu gehen, denn sein Gesicht war weiß wie ein Linnentuch, und die herabgezogenen Mundwinkel zeugten von großen körperlichen Schmerzen. Ein sonnengebräunter Herr mit mächtigem Knebelbart, der sich in der gestrigen Eröffnungsvorstellung als der Direktor präsentiert hatte, lehnte finster blickend an der Wand. Neben dem Leidenden aber, eben damit beschäftigt, ihm ein angefeuchtetes Tuch sorgsam um den Kopf zu legen, kniete in all ihrer jugendlichen Holdseligkeit Fräulein Isa, deren zierliche Gestalt heute indessen nicht von dem knapp anliegenden schwarzen Reit-

kleide, sondern von einem recht verschlissenen Morgenrock umhüllt wurde.

Sie erhob bei meinem Eintritt den Kopf und nickte mir mit freundlicher Vertraulichkeit zu, wie einem guten alten Bekannten. Einen sehr erschütternden Eindruck schien das Vorgefallene nicht gerade auf sie gemacht zu haben, denn ihre gefährlichen Augen blitzten genau so hell und fröhlich wie gestern, und um die frischen Lippen schien sogar dasselbe kokette Lächeln zu spielen. Ich wollte mich mit einer Frage an sie wenden; aber Direktor Bertinelli that einen Schritt auf mich zu und sagte mit jener von seiner Erscheinung offenbar unzertrennlichen majestätischen Würde, die ich schon gestern bei der Vorführung des arabischen Schimmelhengstes Abd-el-Kader an ihm bewundert hatte: „Ich habe Ihre Hilfe in Anspruch genommen, Herr Doktor, weil einer meiner Künstler vorhin auf der Probe das Unglück hatte, von seinem Pferde geschlagen zu werden. Man hat mir Ihre Kunst gerühmt, und ich hege das Vertrauen, daß Sie mir meinen besten Parforcereiter bis zum Beginn der Abendvorstellung wieder gebrauchsfähig machen werden. Das Honorar spielt dabei für mich ganz und gar keine Rolle."

Das letztere glaubte ich ihm aufs Wort; denn ich hegte nicht den geringsten Zweifel, daß ich für meine ärztliche Bemühung im Zirkus Bertinelli nie einen Pfennig erhalten würde. Diese Gewißheit aber hielt mich natürlich nicht ab, den Verletzten aufmerksam zu untersuchen und alles Erforderliche für ihn zu thun. Die Wunde sah nicht aus, als ob sie von einem Hufschlage herrühren könne; vielmehr hätte ich gleich nach dem ersten Blick einen Eid darauf leisten mögen, daß sie ihm mit einem geraden, scharfkantigen Instrument, vielleicht einer viereckigen Eisenstange, beigebracht worden sei. Aber ich hatte vorläufig kein Interesse daran, mich über die Herkunft der Verletzung

zu vergewissern, und wenn Direktor Bertinelli es für angemessen hielt, mich zu belügen, so mochte er wohl triftige Veranlassung dazu haben. Jedenfalls war die Wunde nicht lebensgefährlich, und ich hegte keinen Zweifel, daß der Mann, wenn auch nicht schon heute abend, so doch in acht Tagen wieder vollkommen „gebrauchsfähig" sein würde, wie sich der Herr Direktor so geschmackvoll ausgedrückt hatte.

Während ich die klaffenden Wundränder durch eine Naht zusammenfügte und dem stöhnenden Patienten dann einen Verband anlegte, sah mir Fräulein Ida aufmerksam, doch offenbar ohne jede mitleidige Regung zu, etwa so, wie sie den Hantierungen eines Taschenspielers zugesehen haben würde.

Als ich fertig war, fragte sie recht gleichgültig: „Wird es lange währen, Herr Doktor, bis die Geschichte wieder geheilt ist?"

„Vorausgesetzt, daß der Patient sich schont, und daß keine unvorhergesehenen Zufälle eintreten, schwerlich mehr als eine Woche," erwiderte ich meiner Ueberzeugung gemäß. „Da Sie ihm vermutlich auch weiterhin Ihre Pflege angedeihen lassen werden —"

Aber sie ließ mich nicht aussprechen, sondern fiel mir mit einem übermütigen Auflachen in die Rede: „Nein, gewiß nicht. Ich denke nicht daran. Sehe ich denn aus wie eine barmherzige Schwester?"

„Verzeihen Sie — aber nach der Art der Beschäftigung, in der ich Sie hier antraf und die Ihnen gewiß nur alle Ehre machte, mußte ich vermuten —"

Sie schüttelte lebhaft den Kopf; aber sie war rot geworden und vermied es, mich anzusehen, während sie hastig sagte: „Was Sie vermutet haben, trifft jedenfalls nicht zu. Es war nur eben niemand außer mir bei der Hand, um die Umschläge zu machen. Und dann — aber

das ist ja ganz gleichgültig. Sie meinen also, daß es eigentlich nichts zu bedeuten hat?"

„Nein. Der junge Mann ist für diesmal verhältnismäßig glimpflich davongekommen. Vielleicht aber sieht er sich in Zukunft etwas besser vor, wenn er wieder mit Pferden zu thun hat, die so merkwürdige Hufschläge austeilen."

Da lachte sie wieder hell auf, während der Verwundete schmerzlich stöhnte und Direktor Bertinelli ein bedeutsames Räuspern vernehmen ließ. Niemand gab mir eine Antwort, und da ich keine Neigung verspürte, mein Mittagsmahl ohne zwingende Not noch weiter hinauszuschieben, packte ich mein Besteck zusammen und verließ, nachdem ich dem Verwundeten noch einige kurze Anweisungen für sein Verhalten gegeben, den improvisierten Garderoberaum.

Als wollte sie mir damit den augenfälligen Beweis liefern, daß sie nicht länger gesonnen sei, die Samariterin zu machen, schloß sich mir Fräulein Isa an, und während wir zusammen durch die Manege schritten, fragte sie in ihrem heitersten Tone: „Sie kommen doch morgen zu meinem Benefiz — nicht wahr? Ich werde in einer ganz neuen Nummer auftreten, die mich der arme Edgar gelehrt hat. Es ist nur gut, daß die Geschichte mit ihm erst heute passiert ist, sonst wäre ich mit der Arbeit schwerlich rechtzeitig fertig geworden. Jetzt brauche ich ihn glücklicherweise nicht mehr."

Es war eine naive Herzlosigkeit in ihren Worten, die mich empörte, wie allerliebst und drollig auch das Geplauder dieser frischen rosigen Lippen klingen mochte.

„Ich werde leider verhindert sein, Ihre neue Nummer zu bewundern, mein Fräulein," sagte ich kühl.

Aber zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß sie sich darüber nicht sehr betrübt zeigte. „Ihr Freund muß aber unter allen Umständen kommen," erklärte sie mit

großer Bestimmtheit. „Sagen Sie ihm, daß ich fest darauf rechne. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, ich mag ihn außerordentlich gut leiden."

Vielleicht ist sie so thöricht, sich allen Ernstes Hoffnungen auf ihn zu machen, dachte ich. Und ich überlegte eben, wie ich sie am besten durch ein unzweideutiges Wort von solchen unsinnigen Hoffnungen heilen könnte, als unser Gespräch auf drastische Weise eine unerwartete Unterbrechung erfuhr.

Aus dem Stallgange, der jetzt völlig finster war, trat nämlich eine baumlange Männergestalt mit solchem Ungestüm auf mich zu, daß ich im ersten Moment an einen gewaltthätigen Angriff glaubte und unwillkürlich um einen Schritt zurückwich. Aber schon die ersten Worte des Menschen belehrten mich über meinen Irrtum, und nun erkannte ich auch die rauhe Stimme des Akrobaten von gestern abend.

„Wird er sterben? Um Gottes willen, Herr Doktor, sagen Sie mir die Wahrheit! Ich mag die anderen nicht danach fragen. Aber wenn Sie mir sagen, daß er sterben muß, gehe ich auf der Stelle hin, um mich selbst beim Gericht anzuzeigen."

Nun wurde mir mit einemmal alles klar. Es war ohne Zweifel eine blutige Eifersuchtsscene gewesen, die sich da innerhalb der Zirkuswelt abgespielt hatte, und das kleine gefährliche Frauenzimmerchen da an meiner Seite war es, das die Schuld daran trug. Trotz der Brutalität, deren er sich schuldig gemacht hatte, that mir der Akrobat leid. Die fürchterlichste Seelenangst stand ihm auf dem Gesicht geschrieben, und ich sah, daß er am ganzen Leibe zitterte. Ich würde es für meine Menschenpflicht gehalten haben, ihn zu beruhigen, auch wenn die Gefahr für den Verletzten in der That eine größere gewesen wäre. So teilte ich ihm denn mit wenig Worten mit, wie ich den Zu-

stand des Herrn Edgar beurteile, und an dem tiefen Atemzug, in dem seine breite Brust sich hob, konnte ich erkennen, welche Bergeslast ich damit von seinem Herzen genommen.

Fräulein Isa aber, die mit hochmütig zurückgeworfenem Kopf an meiner Seite stehen geblieben war, schien mit meinem Benehmen durchaus nicht zufrieden.

„Ah, warum haben Sie ihm nicht gesagt, daß der arme Edgar sterben werde?" meinte sie in vorwurfsvollem Ton. „Die Angst, die er dann noch eine Weile hätte ausstehen müssen, wäre nur eine wohlverdiente Strafe gewesen."

Der Akrobat, der nur um zwei Schritte von ihr entfernt war, maß sie mit einem funkelnden, Zorn und Verachtung sprühenden Blick. „Es ist der Strafe auch so schon genug," erwiderte er hart, „das darfst du mir glauben! Meinetwegen magst du von jetzt an thun und lassen, was dir gefällt. Wir beide sind für alle Ewigkeit fertig miteinander."

„Wenn das doch endlich einmal Wahrheit würde," gab sie spöttisch zurück. „Aber morgen wirst du wieder winseln und betteln, daß ich dich um Gottes willen noch einmal in Gnaden aufnehmen möchte. Und wenn ich dann dumm genug wäre, es zu thun, so würdest du übermorgen —"

Den Schluß ihrer Rede hörte ich nicht mehr, denn es verlangte mich nicht, den Zeugen ihres Gezänkes zu machen, und ich war rechtschaffen hungrig. Ohne langen Abschied ging ich davon. Unterwegs aber faßte ich den Entschluß, es diesmal mit meiner ärztlichen Pflicht der Verschwiegenheit nicht gar zu streng zu nehmen, damit mein leichtherziger Freund Burkhardt rechtzeitig vor den Gefahren gewarnt sei, denen er sich mit seinen Galanterien gegen die schöne Kunstreiterin aussetzte.

Es traf sich gut, daß ich von der ganzen Tafelrunde nur noch den Assessor im Gasthofe vorfand, und auf seine Frage nach der Ursache meiner Verspätung zögerte ich nicht, ihm mein Erlebnis im Zirkus Bertinelli zu erzählen. Leider entsprach der Eindruck durchaus nicht meinen Erwartungen. Fritz Burkhardts Gesicht strahlte förmlich vor Vergnügen.

„Das Mädel hat wahrhaftig den Teufel im Leibe," rief er. „Eine famose kleine Hexe! Ich sage Ihnen, Doktor, die wird mit ihren schwarzen Augen noch mehr Unheil und Verwirrung anrichten. Ich bin überzeugt, daß alle männlichen Mitglieder der Gesellschaft bis über beide Ohren in sie verliebt sind, und daß es ihretwegen noch einmal Mord und Totschlag geben wird. Natürlich gehe ich morgen zu ihrem Benefiz, und wenn es junge Hunde vom Himmel regnete. Ich muß ihre neue Nummer sehen, und ich muß mich an dem Gesicht dieses eifersüchtigen Akrobaten ergötzen! Der Kerl hat mir schon gestern unmenschlichen Spaß gemacht. Halb Schaf, halb Othello — kann man sich eine vergnüglichere Mischung denken?"

Natürlich war ich von der Wirkung, die ich da erzielt hatte, nichts weniger als entzückt; aber als ich nun gar den ernsthaften Warner spielen wollte, verdarb ich es nur noch mehr. Fritz Burkhardt lachte mich einfach aus, und was vermochten die vernünftigsten Argumente gegen sein frisches, sorgloses Lachen? Am Ende hatte er es glücklich dahin gebracht, daß ich mir selber mit meinen Besorgnissen wie ein rechter Spießbürger vorkam, und ich fand nicht einmal mehr den Mut, ihn zu tadeln, als er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte, daß er schon einen mächtigen Strauß für Fräulein Isa bestellt habe.

Dann im Tone der ehrlichsten Aufrichtigkeit fügte er sogleich hinzu: „Ich mache mir wahrhaftig nichts aus dem Mädel; aber warum sollte es mir verboten sein, so einem

armen Ding, das schließlich doch nur vom Augenblick lebt, eine kleine Freude zu bereiten? Die Blumen sind in Waldenberg ja so billig, und Fräulein Isa wird ebenso entzückt sein, als wenn ich ihr ein Armband aus Brillanten und Rubinen verehrt hätte. Es sind ja doch einzig die neidischen Gesichter ihrer minder glücklichen Kolleginnen, auf die es dabei für sie ankommt."

Ich war also geschlagen, und nur, um nicht vor meinem eigenen Gewissen als gar zu schwach dazustehen, setzte ich seinem Drängen, ihn morgen wieder nach Neudorf zu begleiten, ein beharrliches Nein entgegen. Leider habe ich mir wegen dieser unzeitigen und eigentlich ganz sinnlosen Festigkeit später die bittersten Vorwürfe machen müssen, denn es wäre wohl alles anders gekommen, wenn ich mich auch in diesem Punkte damals zur Nachgiebigkeit bequemt hätte.

3.

Ich habe meinen lustigen Freund Burkhardt an jenem Mittag lebend zum letztenmal gesehen. Am nächsten Vormittag mußte ich über Land, und der böse Krankheitsfall, um den es sich dabei handelte, hielt mich so lange auf, daß ich erst gegen Abend wieder in Waldenberg eintraf. Die Sache war mir nicht nach Wunsch ausgegangen, und ich befand mich darum nicht in der Laune, zum gewohnten Abendschoppen in den „Weißen Adler" zu gehen. Verdrießlich streckte ich mich nach einem frugalen Junggesellenmahl auf das Sofa nieder, um mich in die Lektüre der heute eingegangenen medizinischen Zeitschriften zu vertiefen, und unmerklich verrannen mir darüber die Viertelstunden.

Ein heftiges Anschlagen der Nachtglocke, die sonst nicht allzu häufig ertönte, ließ mich aus dem dämmernden Halbschlummer auffahren, in den ich allgemach gesunken war. Ich sah auf die Uhr. Es war eine halbe Stunde nach Mitternacht. Und das Läuten ertönte unausgesetzt. Der

nach mir begehrte, mußte es also wohl überaus eilig haben. Ich ging ans Fenster und stieß einen Flügel auf.

Unten vor dem Hause standen mehrere Personen, und einer von ihnen rief, sobald er meiner ansichtig geworden war, herauf: „Kommen Sie schnell, Herr Doktor! Im Gehölz von Neudorf liegt ein Erschlagener. Aber vielleicht ist er nur bewußtlos und Sie können ihm noch helfen."

In diesem Moment durchzuckte mich eine jener seltsamen Ahnungen, deren Natur die Wissenschaft nicht zu erklären vermag, und von denen doch wohl jeder schon einmal in seinem Leben heimgesucht worden ist. Mit der Deutlichkeit einer körperlichen Erscheinung sah ich Fritz Burkhardt mit kreidebleichem Gesicht vor mir liegen, wie gestern der Parforcereiter im Zirkus Bertinelli vor mir gelegen hatte; kaum hatte ich Stimme genug, um den unten Harrenden zuzurufen, daß ich sogleich bei ihnen sein würde. In fliegender Hast raffte ich zusammen, was ich möglicherweise brauchen konnte, und es mochte wenig mehr als eine Minute vergangen sein, als ich mich bereits unten auf der Straße befand. Es waren einige ehrbar aussehende Bürger, die mich dort erwarteten, und auch einer der Waldenberger Polizeidiener befand sich unter ihnen.

„Was ist's?" wandte ich mich an diesen. „Wer ist der Erschlagene? Kennt man seinen Namen?"

„Noch nicht, Herr Doktor! Der Handwerksbursche hier hat soeben die Nachricht gebracht, daß er auf dem Wege zwischen Neudorf und Waldenberg im Gehölz den leblosen Körper eines Menschen gefunden habe; der Kleidung nach müsse es, wie er sagt, ein feiner Herr sein. Ich habe Befehl, vorläufig den Thatbestand aufzunehmen, da der Herr Polizeidirektor wegen dringlicher Abhaltung erst in einer Viertelstunde nachkommen kann. Aber er meinte, daß es gut sein würde, den Herrn Doktor für alle Fälle gleich mitzunehmen."

„Vorwärts denn!“ drängte ich. „Wir wollen keine Minute ohne Not verlieren.“

Im Laufschritt fast legten wir den kurzen Weg zurück. Es war eine mondhelle Nacht, so daß man auf ziemlich große Entfernung hin alle Gegenstände deutlich erkennen konnte, und wir waren kaum fünfzig Schritte weit in das Gehölz vorgedrungen, als wir auch schon die traurige Gewißheit erhielten, daß der Handwerksbursche nicht gelogen hatte. Quer über den weißen, mondbeschienenen Weg lag lang hingestreckt, das Antlitz nach oben gewendet, eine menschliche Gestalt, und ich brauchte nur noch um ein Geringes näher heranzutreten, um zu erkennen, daß meine Ahnung mich nicht getäuscht hatte.

Der Tote da vor mir war Fritz Burkhardt. Auch der Polizeidiener und zwei unserer freiwilligen Begleiter hatten ihn sofort erkannt. Die Schreckensrufe, die von den Lippen der tief erschütterten Männer kamen, bewiesen, wie vollständig sich der unglückliche Assessor die Herzen aller Menschen gewonnen hatte, mit denen er jemals in Berührung gekommen war. Für mich aber, der sich wohl am tiefsten ergriffen fühlte, war jetzt nicht Zeit zu klagen. Ich wußte, daß ich nur noch eine Leiche vor mir hatte; doch ich durfte darum nichts versäumen, was meine ärztliche Pflicht mir gebot. Neben dem Toten auf dem Waldweg niederknieend, der sein Blut getrunken hatte, machte ich mich daran, ihn zu untersuchen, und ich hatte bald genug die Verletzung gefunden, an der er gestorben war. Es war eine kleine, aber anscheinend sehr tiefe Wunde unterhalb des linken Schulterblattes, allem Anschein nach ein tückisch aus dem Hinterhalt geführter Dolchstich. Er mußte die Lunge und wohl auch das Herz verletzt haben, denn alles deutete darauf hin, daß der Tod meines beklagenswerten Freundes fast auf der Stelle eingetreten war. Keine Unordnung in seinem Anzuge ließ einen Kampf mit dem Mörder ver-

muten, und der Ausdruck seines Gesichtes war viel mehr der eines grenzenlosen Erstaunens als der des Schreckens und der körperlichen Qual.

Ich war noch mit meiner Untersuchung beschäftigt, als auch der Polizeidirektor von Waldenberg am Thatort erschien. Und nun zögerte ich nicht, meiner Vermutung über die Person des Mörders Ausdruck zu geben — einer Vermutung, die unter den obwaltenden Umständen ja beinahe einer Gewißheit gleichkam.

„So werden wir ohne weiteres den Versuch machen, den Mörder festzunehmen," erklärte der Beamte, nachdem er meinen Bericht angehört hatte. „Wir haben nur fünf Minuten bis Neudorf. Und Sie kennen ihn ja, Doktor! Wollen Sie mir Ihre Unterstützung leihen?"

Ich erklärte mich natürlich ohne Zögern bereit, den Polizeidirektor zu begleiten. Auch zwei der Bürger, anscheinend starke und beherzte Männer, schlossen sich uns an, während der Gendarm Befehl erhielt, bei der Leiche zurückzubleiben.

In Neudorf lag alles bereits im tiefsten Schlaf. Als eine unförmliche, dunkle Masse ragte der plumpe Zirkusbau empor, und nur das Stampfen und Schnauben eines unruhigen Pferdes unterbrach die friedliche nächtliche Stille.

„Die Zirkusleute wohnen, soviel ich weiß, sämtlich im Wirtshause," sagte der Beamte. „Wir werden also damit anfangen, sie aus dem Schlafe zu wecken. — Aber was ist das? — Wen haben wir denn da? — Stillgestanden — im Namen des Gesetzes!"

Die letzten, im Kommandotone gesprochenen Worte galten einem schattenhaft an der Wirtshauswand hinhuschenden menschlichen Wesen, das ersichtlich darauf bedacht gewesen war, sich unbemerkt aus unserer Nähe zu entfernen. Da der Mann nun aber seine Absicht vereitelt sah, trat

er auf den Zuruf des Polizeidirektors ohne weiteres in den hellen Mondschein hinaus.

„Was wünschen die Herren von —“ wollte er beginnen; aber er kam mit seiner Frage nicht zu Ende, denn ich war mit einem Satz auf ihn zugesprungen und hatte ihn an der Brust gepackt.

„Er ist es!“ schrie ich. „Zugefaßt! Er ist der Mörder!“

Der Akrobat versuchte nicht, Widerstand zu leisten. Sein Gesicht schien fahl; aber daran mochte vielleicht auch nur das bläuliche Mondlicht schuld sein, denn seine Züge waren ganz ruhig, und er sah mich an, ohne die Augen niederzuschlagen.

„Ja, ich bin es. Und Sie brauchen mich nicht zu fesseln. Sie sehen ja, daß ich bereit bin, Ihnen gutwillig zu folgen.“

Er sprach ohne Trotz, nur mit der ruhigen Gelassenheit eines Menschen, der sich mit dem Gedanken an ein unabwendbares Schicksal vertraut gemacht hat, und als ihm nun trotz seiner Erklärung die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt wurden, ließ er es gleichmütig geschehen.

„Isa hatte mir schon gestern gesagt, daß Sie mich anzeigen würden, Herr Doktor,“ wandte er sich wieder an mich, „und ich habe den ganzen Tag darauf gewartet, daß die Gendarmen kommen würden, mich zu holen. Aber ich habe ihn doch nicht totgeschlagen. Muß man mich darum durchaus behandeln wie ein wildes Tier?“

„Vorwärts! Wir werden dir zeigen, was du gethan hast, du Mordgeselle!“ rief ich, außer mir vor Ingrimm. „Und dann beklage dich noch länger über deine Behandlung, wenn du die Stirne dazu hast!“

Er sah mich groß an, mit einem erstaunten, verständnislosen Blick; aber er erwiderte nichts, und der Polizeidirektor machte mir ein Zeichen, mich zu mäßigen.

„Wir wollen den Verdächtigen ohne alles unnötige Aufsehen nach Waldenberg bringen," raunte er mir zu, als ich an seine Seite getreten war. „Es hat wohl keinen Zweck, jetzt ganz Neudorf aus dem Schlafe zu wecken. Für die Erhebungen, die sich etwa noch als nötig erweisen sollten, wird es auch nach einigen Stunden früh genug sein."

„Fragen Sie ihn wenigstens noch, ob er einen Mitschuldigen gehabt hat, damit wir den dann gleich mitnehmen können."

„Haben Sie die That allein begangen?" wandte sich der Direktor, meinem Rate folgend, an den Akrobaten. „Wenn Ihnen jemand dabei behilflich gewesen ist, so versuchen Sie nicht, es uns zu verbergen. Wir würden es doch bald genug herausgebracht haben."

„Natürlich! Denn es geschah ja in Gegenwart von einem halben Dutzend Menschen," erwiderte er, anscheinend immer mehr in Erstaunen gesetzt durch das, was wir ihm sagten. „Und gewiß habe ich es allein gethan. Schon während der ganzen Probe hatte er es darauf angelegt, mich zu reizen und zu verhöhnen. Da übermannte mich zuletzt die Wut, und ich versetzte ihm mit dem ersten besten Gegenstand, der mir gerade zur Hand war, einen Schlag über den Kopf. Wie ich ihn dann am Boden liegen sah, war es mir leid, und die anderen hatten es leicht, mir das Eisenstück zu entreißen. Beigestanden hat mir keiner, und ich hätte auch keinen Beistand gebraucht, um mit so einem Windhund fertig zu werden."

„Ja, wovon reden Sie denn eigentlich?" fiel ihm der Polizeidirektor ins Wort. „Hier handelt es sich um keinen Streit zwischen Kunstreitern, sondern um den Assessor Burkhardt, den Sie heute abend im Neudorfer Holz überfallen und niedergestochen haben. Und Sie wollen doch wohl nicht in Abrede stellen, daß Sie es gethan haben?"

Der Akrobat blieb stehen, um den Fragenden mit weit aufgerissenen Augen anzustarren.

„Niedergestochen? — Ich? — Und heute abend? Nein, wahrhaftig, das habe ich nicht gethan. Ich kenne den Mann gar nicht, dessen Namen Sie da genannt haben. Und wenn Sie mich deshalb verhaften wollen, so sind Sie an den Unrechten gekommen."

„Er weiß, daß es ihm ans Leben gehen wird," flüsterte ich dem Direktor zu, „darum versucht er jetzt, uns eine Komödie vorzuspielen. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er der Mörder ist. Lassen Sie uns doch sehen, ob er noch den Mut haben wird, zu leugnen, wenn wir ihn vor die Leiche des Erschlagenen stellen!"

Es wurde denn auch keine weitere Frage an ihn gerichtet, bis wir den Ort der schauerlichen That erreicht hatten, und indem ich seinen Arm ergriff, führte ich ihn jetzt bis dicht an den geisterhaft beleuchteten Körper meines unglücklichen Freundes.

„Nun — bleiben Sie auch jetzt noch dabei, daß Sie diesen Toten nicht gekannt haben?" herrschte ich ihn an.

Der Akrobat antwortete mir nicht sogleich. Ich hatte mich in der Wirkung, die der Anblick seines Opfers auf ihn hervorbringen würde, offenbar nicht getäuscht, und niemand, der ihn jetzt ansah, konnte noch daran zweifeln, daß er wirklich der Thäter sei. In seinem Gesicht arbeitete es, und seine breite Brust hob sich in stürmischen Atemzügen. Wohl eine Minute lang starrte er unverwandt auf die Leiche nieder; dann lief plötzlich ein Zittern über seinen riesenhaften Körper, und er wandte sich schaudernd ab.

„Ja — ich habe ihn gekannt," sagte er tonlos. „Und nun weiß ich auch, warum Sie mich für seinen Mörder halten. Was soll es mir da noch helfen, wenn ich Ihnen sage: ich habe es nicht gethan."

Und von diesem Augenblick an war bis zu seiner Ein-

lieferung in das Waldenberger Gefängnis nicht ein einziges Wort mehr aus dem Manne herauszubringen.

4.

Obwohl er das Hoffnungslose seiner Lage offenbar schon an jenem Abend erkannt hatte, und obwohl der weitere Verlauf der Untersuchung nur danach angethan sein konnte, ihn in der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit alles Leugnens zu bestärken, blieb der Gefangene doch beharrlich bei seiner Erklärung, daß er keinen Anteil an der Ermordung des Assessors Burkhardt habe.

Aus den Mitteilungen des mir befreundeten Untersuchungsrichters erfuhr ich, daß der Akrobat Rudolf Harbertz heiße und ein Sohn ehrenwerter Eltern sei, die mit seiner Artistenlaufbahn niemals einverstanden gewesen waren. Eine außergewöhnliche Körperkraft, über die er verfügte, hatte ihn bald zu einem sehr beliebten Gymnastiker gemacht, und nach den Erklärungen seiner Kollegen hätte er schon längst ein viel besser bezahltes Engagement erhalten können, wenn ihn nicht seine Leidenschaft für die junge Schulreiterin Isa Collani — im bürgerlichen Leben führe sie allerdings nur den minder romantisch klingenden Namen Köhler — bei der ziemlich minderwertigen Wandergesellschaft des Direktors Bertinelli festgehalten hätte. Die beiden galten den anderen Mitgliedern der Truppe für Brautleute, aber es war doch eine recht wunderliche Art von Brautschaft, die zwischen ihnen bestand, denn vom Heiraten wollte Fräulein Isa vorderhand durchaus nichts wissen, und auch gegen jede Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit lehnte sie sich energisch auf. Sie war entschlossen, ihre Jugend zu genießen, und nichts bereitete ihr größeres Vergnügen, als die Huldigungen, die allerorten von der Männerwelt ihrem persönlichen Liebreiz dargebracht wurden. Da aber Rudolf Harbertz zu seinem Unglück von

der Natur mit einem sehr leidenschaftlichen Temperament bedacht worden war, und da sein Vertrauen in Fräulein Isas Treue wohl nicht auf allzu festen Füßen stand, gab es beständig die heftigsten Eifersuchtsscenen zwischen ihnen, und mehr als ein Dutzend Mal schon hatten sie nach solchen Auftritten in hellem Zorn ihr Verlöbnis gelöst, um sich immer wieder schon am nächsten oder übernächsten Tage zu versöhnen. Auch zu Gewaltthätigkeiten gegen einen allzu dreisten Verehrer seiner Braut hatte sich Rudolf Harbertz, wie jetzt zur Sprache kam, schon in einem früheren Falle hinreißen lassen, und seine Kollegen erklärten übereinstimmend, daß sie ihn, der sonst der gutmütigste und friedfertigste Mensch von der Welt sei, in der Eifersucht jeder That für fähig hielten. Es war nur ein glücklicher Zufall gewesen, daß die Verletzung, die er dem Kunstreiter Edgar beigebracht, keinen bedenklicheren Charakter gehabt hatte. Er war allerdings in diesem Fall nach der Aussage sämtlicher Augenzeugen durch das Benehmen dieses Mannes aufs schwerste gereizt worden, aber es wurde damit doch nichts an der Thatsache geändert, daß er sich fähig gezeigt hatte, im Zorn einen Menschen beinahe zu töten.

Gegen den Assessor aber konnte er sehr wohl einen noch größeren Ingrimm gehegt haben, als gegen jenen Parforcereiter, der am Ende doch kein ernsthafter Nebenbuhler war. Und er stellte nicht einmal in Abrede, daß es wirklich der Fall gewesen sei. Im ganzen Zirkus hatte man gewußt, daß die prächtigen Blumen, die Fräulein Isa an ihrem Benefizabend erhalten, von dem vornehmen jungen Herrn aus Waldenberg gespendet worden seien. Die Schulreiterin hatte sich während der Pausen wieder sehr lebhaft im Stallgange mit dem Assessor unterhalten, und nach der Vorstellung hatte er dann ihretwegen die ganze Truppe im Wirtshause freigehalten. An diesem

Gelage, das übrigens schon vor elf Uhr zu Ende gewesen war, hatte Harbertz sich nicht beteiligt, und in der Zeit vom Schluß der Vorstellung bis zu seiner Verhaftung hatte niemand ihn gesehen.

Es klang nun nicht sehr glaubwürdig, wenn er sagte, daß er sich an jenem Abend trotz aller Eifersuchtsqualen gar nicht mehr berechtigt geglaubt hätte, einen zudringlichen Verehrer Isas zur Rede zu stellen oder sich gar an ihm zu vergreifen; denn seine Verlobung mit der Schulreiterin sei tags zuvor von beiden Seiten aufgehoben worden, und er habe sich heilig gelobt, diesmal keine Annäherung mehr zu versuchen, sondern das Engagement zu verlassen, sobald sein Kontrakt es ihm gestattete. Seine bisherige Braut konnte also thun und lassen, was ihr gefiel, und wenn er auch nicht leugnen wolle, daß ihn bei ihren Koketterien mit dem Fremden, dessen Stand und Namen er nicht kannte, die grausamste Eifersucht verzehrt habe, so wäre er doch viel zu stolz gewesen, diese Eifersucht auch jetzt noch zu zeigen. Gerade um seinen Schmerz und seine Verzweiflung vor den Augen der anderen zu verbergen, sei er nach der Vorstellung auf den einsamsten Feldwegen in der Umgebung von Neudorf umhergeirrt. Das Gehölz aber habe er nicht betreten, und als man ihn bei seiner Rückkehr in das Dorf verhaftete, habe er geglaubt, daß es wegen der an dem Parforcereiter Edgar begangenen Körperverletzung geschehe.

Bei dieser Aussage blieb er trotz aller inneren und äußeren Unwahrscheinlichkeiten, auf die ihn der Untersuchungsrichter immer wieder mit dem größten Nachdruck aufmerksam machte, und es schien vorerst keine Aussicht vorhanden, ihn zu einem offenen Geständnisse zu bewegen.

Einen einzigen Umstand gab es, der sich vielleicht zu seinen Gunsten hätte deuten lassen, wenngleich angesichts seiner Geringfügigkeit den schweren Belastungsmomenten

gegenüber niemand daran dachte, es zu thun. Bei der Sektion des Ermordeten, zu der auch ich zugezogen worden war, hatte sich nämlich in der Wunde ein abgebrochenes Stück der Waffe gefunden, deren sich der Mörder zu seinem furchtbaren Todesstoße bedient hatte. Es war die vier Centimeter lange, beinahe nadelscharf zulaufende Spitze einer auffallend schmalen, vierkantigen Klinge, wie man sie meist nur zu Stockdegen verwendet. Der Stoß mit diesem gefährlichen Instrument mußte von einer überaus kräftigen und sicheren Faust geführt worden sein, denn er war durch Lunge und Herz gedrungen und hatte ohne allen Zweifel den sofortigen Tod des Verletzten zur Folge gehabt. Jedenfalls hatte der Mörder, in der Gewißheit, daß sein Opfer diesen Weg bei der Heimkehr einschlagen müsse, sich im Gebüsch verborgen gehalten und dann von hinten her auf den Ahnungslosen eingestochen, so daß der unglückliche Assessor vielleicht nicht einmal Zeit gehabt hatte, einen Schrei auszustoßen, um wie viel weniger, sich gegen seinen heimtückischen Angreifer zur Wehr zu setzen.

Die abgebrochene Dolchspitze bildete nun selbstverständlich ein sehr bedeutsames Beweisstück, und der Untersuchungsrichter ließ die eifrigsten Nachforschungen nach dem Verbleib der Waffe anstellen, zu der sie gehört hatte. Der eben erwähnte, für Rudolf Harbertz gewissermaßen günstige Umstand aber bestand darin, daß keiner seiner Kollegen ihn jemals im Besitz eines Dolches oder Stockdegens gesehen hatte, wie er hier in Frage stand. Und bei dem engen Zusammenleben der wandernden Zirkuskünstler, das dem einzelnen kaum gestattet, die Bestandteile seiner Habe vor den neugierigen Augen seiner Kameraden zu verbergen, wäre diese Thatsache bei minder schwerwiegenden anderweitigen Verdachtsgründen wahrscheinlich einigermaßen bedeutsam ins Gewicht gefallen. Hier aber erschien sie

doch nur nebensächlich, und daß Harbertz selbst auf das entschiedenste in Abrede stellte, jemals eine derartige Waffe besessen zu haben, konnte vollends nicht wundernehmen. Nach Begehung seiner That hatte der Gymnastiker jedenfalls Zeit genug gehabt, das Mordinstrument, das ihm zum Verräter werden konnte, irgendwo auf dem Felde zu verscharren oder in den bei Neudorf befindlichen See zu werfen, und wenn auch die Umwohner, denen für die Beibringung der Waffe eine ansehnliche Belohnung verheißen worden war, eifrig danach suchten, so hegte man doch von vornherein wenig Hoffnung, daß es gelingen werde, sie zu finden. — —

Das Begräbnis meines armen Freundes gestaltete sich zu einer Kundgebung der allgemeinen Teilnahme. Daß auch seine beklagenswerte Braut mit ihrem Vater dazu erschienen war, wurde ihr in Anbetracht der eigentümlichen Umstände, unter denen der Tod ihres Verlobten erfolgt war, und deren die Zeitungen mit aller Ausführlichkeit Erwähnung gethan hatten, sehr hoch angerechnet. Ich aber lernte in dieser jungen Dame, als ich den Besuch ihres Vaters erwiderte, ein Wesen von wahrhaft bewunderungswürdiger Seelengröße kennen. Obgleich sie von allem unterrichtet worden war, hatte sie doch nicht einen Augenblick an der Ehrenhaftigkeit und der Treue ihres Bräutigams gezweifelt, und es hätte meiner eindringlichen Versicherungen nicht bedurft, um jeden Schatten eines häßlichen Verdachts von ihrer tiefen Trauer zu nehmen. Sie hatte ihn geliebt, so wie er gewesen war, mit all seinen Schwächen und seinen Vorzügen, und war gleich mir davon überzeugt, daß nur der unglückselige Leichtsinn seinen frühen Tod verschuldet hatte, aber keine schlimmere Verfehlung.

In der Leichenhalle des Friedhofes fand vor dem blumenüberladenen Sarge die Trauerfeier statt. Als ich

meinen Blick während der Rede des Geistlichen einmal zufällig über die zahlreiche Versammlung von Leidtragenden hinschweifen ließ, blieben meine Augen unwillkürlich an der langen, hageren Gestalt eines Mannes haften, der im tiefsten Hintergrunde des Raumes stand und sein Gesicht hinter dem vorgehaltenen Hute verbarg, wie wenn er die Umstehenden seine Thränen nicht sehen lassen wollte. Die eckigen Schultern und das sorgfältig frisierte rötliche Haar ließen mich den Referendar Konski in ihm erkennen, und wenn es auch an und für sich durchaus nichts Befremdliches hatte, daß er seinem jäh dahingerafften Kollegen die letzte Ehre erwies, so nahm es mich doch wunder, daß er nicht bei den anderen Herren vom Gericht stand, sondern sich offenbar geflissentlich so weit als möglich abseits hielt.

Und nun, da er — sich jedenfalls unbeobachtet glaubend — für einen Moment die Hand mit dem Hute sinken ließ, sah ich auch sein Gesicht, ein marmorbleiches, kaltes, finsteres Antlitz mit unruhig umherirrenden, stechenden Augen. Es war kein Zug von Ergriffenheit oder Trauer in der abstoßenden, harten Physiognomie. Der Zufall wollte es, daß unsere Blicke sich begegneten, und als er sich von mir beobachtet sah, schrak er sichtlich zusammen, wie jemand, der auf einem Unrecht ertappt worden ist, und versteckte sofort wieder das Gesicht hinter dem Hute.

Als dann aber eine halbe Stunde später die traurige Zeremonie vorüber war, und einige von denen, die dem Assessor besonders nahe gestanden hatten, seiner Braut und ihrem tiefgebeugten Vater bei der Verabschiedung noch einmal ihr Beileid aussprachen, da drängte sich zu meiner unangenehmen Ueberraschung auch der Referendar Konski heran, und ich hörte, wie er sich mit Worten überschwenglichen Mitgefühls an die Schwergeprüften wandte. Auch sein Gesicht, über dessen Muskeln er allem Anschein nach

eine bewunderungswürdige Herrschaft besaß, war jetzt ganz das eines aufrichtig bekümmerten Menschen, und gewiß würde ich gleich den anderen durch die widerwärtige Komödie getäuscht worden sein, wenn ich ihn nicht vorhin in jenem unbewachten Moment gar zu genau beobachtet hätte. So aber wäre ich, wenn ich der Eingebung meines Herzens hätte folgen dürfen, am liebsten auf ihn zugetreten, um ihn als einen Lügner und Heuchler von hier fortzuweisen, und es gewährte mir aufrichtige Genugthuung, als ich sah, daß sein erbärmliches Gaukelspiel wenigstens auf diejenige, für die es doch wohl zumeist berechnet war, nicht den beabsichtigten Eindruck machte.

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wandte die Braut des Verstorbenen sich von ihm ab und bat ihren Vater, sie hinwegzuführen. Als der Referendar einige Minuten später an mir vorüber ging, grüßte er zwar sehr höflich, aber er warf mir zugleich einen lauernden, argwöhnischen Blick zu. Jedenfalls hatte er meinen herzlichen Verkehr mit dem Assessor beobachtet und fürchtete, daß Burkhardt mich von den früheren Geschehnissen unterrichtet habe. Ich aber fühlte mich in meiner augenblicklichen Stimmung nicht veranlaßt, ihn durch eine erheuchelte Freundlichkeit von dieser Sorge zu befreien, und mein Dank auf seinen Gruß fiel so steif und zurückhaltend aus, daß er über meine Gesinnungen für ihn kaum noch im Ungewissen sein konnte.

Da ich ihn während der nächsten Tage nirgends zu Gesicht bekam, konnte ich wohl annehmen, daß er mir geflissentlich aus dem Wege ging, und ich hatte wahrlich keinen Anlaß, mich nach seinem Anblick zu sehnen.

Ein anderes überraschendes und im Grunde ebensowenig erwünschtes Wiedersehen aber wurde mir etwa eine Woche nach jenem Begräbnistage zu teil. Ich saß in meinem Sprechzimmer und wartete auf die Patienten, die

nicht kommen wollten, als nach schüchternem Klopfen leise die Thür geöffnet wurde, und eine mädchenhaft schlanke weibliche Gestalt sich mit zaghaftem Gruß über die Schwelle schob. Ich erkannte sie nicht sogleich, denn sie war sehr einfach gekleidet und hatte einen dichten braunen Schleier über das Gesicht herabgezogen. Aber da sie nun auf meine Frage nach ihrem Begehr mit halb erstickter Stimme zu sprechen begann, wurde mir zu meinem Erstaunen offenbar, daß ich keine andere als Fräulein Isa, die Schulreiterin vom Zirkus Bertinelli, vor mir habe.

„Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, daß ich die Dreistigkeit habe, zu Ihnen zu kommen,“ sagte sie, ohne ihren Schleier zu lüften. „Ich weiß, daß Sie sehr böse auf mich sind, und ich habe es ja auch verdient. Aber ich bin so unglücklich, so schrecklich unglücklich, und in der ganzen weiten Welt habe ich keinen Menschen, an den ich mich um Rat und Beistand wenden könnte.“

Ihre Rede ging unter in einem leidenschaftlichen Schluchzen, und die Thränen eines hübschen jungen Mädchens haben nun einmal über Männerherzen eine seltsame Gewalt. Gewiß gab es außer dem unseligen Akrobaten kaum einen Menschen, auf den ich so von Herzen ergrimmt war, als auf diese gefallsüchtige und gewissenlose kleine Person, deren gefährliche schwarze Augen ich für das ganze Unheil verantwortlich machte. Aber als mich nun diese nämlichen Augen durch die Maschen des Schleiers so demütig flehend und angstvoll anblickten, hatte ich doch nicht das Herz, ihr mit einem harten Wort die Thür zu weisen, und sagte nur in ernstem und strengem Tone: „Das bedaure ich um Ihretwillen, mein Fräulein; aber es muß mich allerdings in Erstaunen setzen, daß Sie bei dem Suchen nach einem Berater gerade auf mich verfallen konnten. Denn wie die Dinge liegen, glaube ich nicht, daß ich Ihnen irgendwie zu nützen vermag.“

Mit gesenktem Kopf und schlaff herabhängenden Armen stand sie vor mir, ein Bild der Hilflosigkeit und des tiefsten Jammers.

„Es ist ja nichts besonders Großes, das ich von Ihnen erbitten möchte, Herr Doktor!" schluchzte sie. „Ich möchte gern hier in der Stadt bleiben, bis die Verhandlung gegen Rudolf stattfindet. Aber ich kenne niemand und besitze keinen Pfennig Geld. Da glaubte ich, daß Sie mir durch Ihre große Bekanntschaft vielleicht zu einer Stellung verhelfen würden oder zu einem Dienst. Ich werde gern die allerniedrigsten Arbeiten verrichten und mit jedem Lohn zufrieden sein, wenn er nur ausreicht, mich vor dem Verhungern zu schützen, und wenn ich nur ein Dach über dem Kopfe habe."

Ich würde geglaubt haben, daß sie mir eine Komödie vorspielen wolle, wenn nicht in ihrer Stimme etwas gewesen wäre, das mir zu Herzen ging, wie energisch ich mich auch dagegen wehren mochte. Trotzdem hütete ich mich wohl, ihr etwas davon zu zeigen.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, mein Fräulein, wenn ich vorläufig noch nicht recht an die Ernsthaftigkeit eines solchen Entschlusses glaube. Konnte der Direktor Bertinelli Sie denn so plötzlich entlassen?"

„Er hat mich nicht entlassen, sondern ich bin ihm durchgegangen, als er mich trotz alles Bittens und Bettelns nicht freigeben wollte. Alles, was ich besaß, habe ich zurücklassen müssen, weil ich mich sonst ja nicht unbemerkt hätte fortstehlen können, und da ich seit drei Wochen keine Gage mehr bekommen hatte, habe ich den ganzen Weg von Kirchheim bis hierher zu Fuß gemacht. Da — sehen Sie meine Schuhe an, Herr Doktor, wenn Sie mir's nicht auf mein Wort hin glauben wollen!"

Sie hob ein wenig den Saum ihres Kleides, und nun mußte ich ihr's wohl glauben, daß sie die Wahrheit sprach,

denn ihre leichte Fußbekleidung war ganz zerfetzt. Von Kirchheim bis Waldenberg waren beinahe acht Meilen schlechter Landstraße, und nun erst, da ich meine Besucherin genauer musterte, sah ich, daß auch ihre gesamte Kleidung die unverkennbaren Spuren des anstrengenden Marsches zeigte.

„Setzen Sie sich, mein Fräulein," sagte ich, fast beschämt darüber, daß ich es bis jetzt unterlassen hatte, diese Aufforderung an sie zu richten. „Sie müssen ja zum Tode ermattet sein."

„Ach ja," hauchte sie, sich in einen Stuhl fallen lassend. „Und wenn es — wenn es nicht gar zu unbescheiden ist, daß ich Sie um ein Glas Wasser bitte — ich — mir ist mit einemmal so —"

Das war das Letzte, was sie noch mit Anstrengung herausbringen konnte. Sie sank rückwärts gegen die Lehne des Stuhles. Sie war in Ohnmacht gefallen, und daß dies nicht etwa nur eine Komödie sei, davon konnte ich mich überzeugen, als ich ihr hastig Hut und Schleier abgenommen hatte. Ihr schmales, verhärmtes Gesicht glich kaum noch dem übermütigen Antlitz jener koketten Isa, die vor einer kurzen Reihe von Tagen die Besucher des Zirkus Bertinelli in Neudorf entzückt hatte. Jetzt brauchte sie mir wahrlich nichts mehr zu erzählen, um mir die Gewißheit beizubringen, daß sie in dieser letzten Zeit sehr gelitten haben müsse.

Ihre Ohnmacht war glücklicherweise nur eine Folge der Erschöpfung und der Aufregung, und sie kam schnell wieder zu sich. Einige Biskuits und ein Glas Wein thaten das übrige, ihre Kräfte wiederherzustellen.

Da sie jetzt mein Gast und meine Patientin geworden war, mußte ich natürlich auch mein strenges Benehmen ändern, und nicht mehr im Ton eines Untersuchungsrichters, sondern in dem eines teilnehmenden Freundes

fragte ich sie, nachdem sie sich hinlänglich erholt hatte: „Weshalb aber sind Sie nun eigentlich Ihrem Direktor davongelaufen, Fräulein Isa?"

„Weil ich dies Leben nicht länger ertragen konnte. Weil ich nicht mehr im stande war, den Leuten mit süßem Lächeln meine Kunststücke vorzumachen, während mir schier das Herz brechen wollte. O, Sie haben keine Vorstellung davon, Herr Doktor, was es heißt, sich so verstellen zu müssen und keinem Menschen zeigen zu dürfen, was man leidet. Und lieber will ich von Haus zu Haus vor den Thüren betteln, als daß ich noch einmal in den Zirkus zurückgehe."

„Sie sollen so wenig das eine als das andere," besänftigte ich ihre Erregung. „Nur werden Sie hoffentlich nicht darauf bestehen, gerade hier in Waldenberg zu bleiben, wo es mir nach dem Vorgefallenen doch vielleicht schwer werden würde, ein passendes Unterkommen für Sie zu beschaffen."

Ich wollte gleich einen bestimmten Vorschlag hinzufügen; aber sie ließ mich nicht zu Ende reden.

„Nein — ich gehe von hier nicht wieder fort," erklärte sie mit einer Entschiedenheit, die mich sogleich von der Nutzlosigkeit alles weiteren Zuredens überzeugen mußte. „Wenn mich diese grausamen Menschen auch wahrscheinlich nicht zu Rudolf lassen werden, so will ich ihm doch wenigstens so nahe als möglich sein. Ich will nicht müde werden, den Leuten immer und immer zu wiederholen, daß sie einen Unschuldigen eingesperrt haben, und an dem Tage, da er entlassen wird, will ich vor der Thür des Gefängnisses stehen und mich ihm zu Füßen werfen, damit er mich umbringen oder mir verzeihen soll."

Es war eine felsenfeste Ueberzeugung, die aus ihren Worten klang. In diesem Wahn aber konnte ich sie denn doch unmöglich lassen.

„Wenn Sie sich solchen Hoffnungen hingeben, mein liebes Fräulein, scheint es mir erst recht geboten, daß Sie diesen Ort so bald als möglich wieder verlassen. Ihr früherer Verlobter wird seine Freiheit kaum jemals wieder erlangen; denn seine Schuld ist außer allem Zweifel."

Sie zeigte sich nicht so bestürzt und niedergeschmettert, als ich es gefürchtet hatte. Schwermütig nur neigte sie den Kopf und sagte leise: „Ich weiß wohl, daß Sie so denken, denn man hat mir ja erzählt, daß Sie zuerst Rudolf beschuldigt haben. Aber Sie sind darum doch in einem Irrtum, Herr Doktor, und es müßte keine Gerechtigkeit mehr in der Welt geben, wenn nicht die Wahrheit zuletzt an den Tag kommen sollte. Im Streit hätte er ihn vielleicht erschlagen können, aber einen Menschen feige aus dem Hinterhalt niederzustechen — nein, dessen ist er nicht fähig."

„Sie lieben ihn also noch immer?"

„Ob ich ihn liebe —? Tropfenweise würde ich mein Blut hingeben, wenn ich ihn damit befreien könnte."

„Und wenn nun das Unwahrscheinliche geschähe — wenn sich wirklich seine Schuldlosigkeit herausstellte oder wenn die Geschworenen ihn freisprächen, würde sich dann nicht sehr bald das alte Spiel zwischen Ihnen und ihm wiederholen? Er vermag so wenig gegen seine Natur, als Sie gegen die Ihre. Wäre es da nicht selbst für jenen kaum denkbaren Fall viel besser, wenn —"

Sie unterbrach mich wieder mit ihrem ruhigen, entschiedenen Kopfschütteln. „Das, was Sie meinen, ist nun vorbei — für immer vorbei! Ich bin schlecht gewesen; aber ich bin in dieser letzten Zeit auch dafür gestraft worden — härter vielleicht, als ich's verdient habe. Und ich werde die Lehre gewiß nicht vergessen. Ich weiß nicht, ob Rudolf mir verzeihen wird, und ich habe wohl kaum ein Recht, es zu hoffen. Denn ich allein trage ja

die Schuld an seinem Unglück. Aber wenn er großmütig genug ist, mir zu vergeben — dann, o dann will ich mein ganzes Leben lang an nichts anderes denken, als daran, wie ich wieder gut machen kann, was ich an ihm gesündigt habe."

Ihre schmalen Wangen glühten, und ihre Augen leuchteten. Sie war wieder hinreißend schön; aber es war eine andere Schönheit als die, deren bestrickender Reiz damals im Zirkus Bertinelli auf mich gewirkt hatte.

Und jetzt hätte ich mir lieber die Zunge abgebissen, als daß ich noch ein weiteres Wort gesagt hätte, um die vermessenen Hoffnungen ihres armen, thörichten Herzens zu zerstören.

5.

Mit großen Schwierigkeiten war es mir endlich gelungen, Isa unter meiner Bürgschaft für ihr Wohlverhalten bei einer achtungswerten Waldenberger Familie unterzubringen, wo sie mehr eine Stütze der kränklichen Hausfrau, als eine Dienerin sein sollte. Was ich während der nächsten Wochen über sie vernahm, übertraf alle meine Erwartungen, obwohl sich die ungünstige Meinung, die ich früher von ihr gehegt, schon seit jener Scene in meinem Sprechzimmer erheblich gewandelt hatte.

Die Aussichten auf eine glückliche Wendung in Rudolf Harbertz' Schicksal hatten sich freilich seither nicht im mindesten gebessert. Da der Sachverhalt ziemlich klar schien, und auf die Ermittelung irgend welcher wesentlichen neuen Momente kaum noch zu rechnen war, hatte die Voruntersuchung gegen den Akrobaten bereits ihren Abschluß gefunden, und der Anklagebeschluß konnte täglich erfolgen, so daß die Aburteilung des Verdächtigen schon in der nächsten Schwurgerichtstagung zu erwarten war.

In meiner Praxis war ein vollständiger Umschwung eingetreten. Eine bösartige Typhusepidemie, die aller

Wahrscheinlichkeit nach von auswärtigen Arbeitern eingeschleppt worden war und mit besorgniserregender Schnelligkeit um sich gegriffen hatte, nahm meine ganze Leistungsfähigkeit in Anspruch, und ich konnte in der Regel erst spät in der Nacht nach Hause zurückkehren. Ich hatte jetzt mehr Patienten, als mir lieb war.

Eines Sonntagabends saß ich ganz erschöpft bei meinem Abendessen, als mir die Haushälterin meldete, draußen sei die Wirtin des Herrn Referendar Konski und ließe mich bitten, doch ja gleich zu ihrem Zimmerherrn zu kommen. Er sei krank und fürchte selbst, daß es der Typhus sein könne.

Ich muß gestehen, daß ich bei dieser Aufforderung nichts anderes empfand, als ein Gefühl lebhaften Aergers über meine zerstörten Aussichten auf eine ergiebige Nachtruhe. Von Mitleid für den Referendar wenigstens spürte ich auch nicht die leiseste Regung, und während ich mich pflichtgemäß bereit machte, dem an mich ergangenen Rufe zu folgen, faßte ich den Entschluß, diesen Konski so schnell als möglich ins Krankenhaus schaffen zu lassen, da ich unter keinen Umständen dauernd seine Behandlung übernehmen wollte.

Die Vermieterin erwartete mich draußen, und nach der Art solcher Frauen ließ sie es auf dem Wege zu ihrer Wohnung weder an einer ausführlichen Schilderung von Konskis Krankheit, noch an allerlei sonstigen interessanten Mitteilungen fehlen. Unter anderem erfuhr ich, daß ihr Mieter sie keineswegs zu mir geschickt, sondern ihr vielmehr ausdrücklich eingeschärft hatte, zu meinem Kollegen, dem Sanitätsrat Neumaier, zu gehen. Nur weil sie diesen nicht angetroffen, hatte sie dann in der Herzensangst ihre Zuflucht zu mir genommen, und ich konnte sonach ziemlich sicher sein, daß mein Erscheinen für den Referendar eine recht unangenehme Enttäuschung bedeuten würde.

In der That entging mir denn auch der wütende Blick nicht, den der Kranke der Frau zuschleuderte, als sie mir die Thür seines Zimmers öffnete. Mir gegenüber aber war er natürlich genötigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und mich mit einem Wort des Dankes für mein bereitwilliges Kommen zu empfangen. Er sah sehr elend aus und war fast zum Gerippe abgemagert; trotzdem erkannte ich an dem Fehlen aller charakteristischen Symptome sehr bald, daß es sich nicht um eine Typhuserkrankung, sondern nur um ein anscheinend ziemlich belangloses Unwohlsein handle, wie es in Zeiten gefährlicher Epidemien bei schwächlichen Individuen häufig durch die bloße Furcht vor der Seuche hervorgerufen wird. Und kaum jemals hatte ich einen Menschen in so wahnsinniger Angst um sein Leben gesehen, als diesen Mann, der mir durch seine Fassungslosigkeit und durch seine immer wiederholten jammernden Fragen nach der Natur und dem mutmaßlichen Verlauf der Krankheit noch verächtlicher und widerwärtiger wurde, als er es schon bis zu dieser Stunde gewesen war. Er erschien mir als der Typus eines jämmerlichen, armseligen Feiglings, und ich behandelte ihn demzufolge. Als er mich flehentlich bat, ihm doch wenigstens irgend etwas zu verschreiben, erklärte ich kurz, daß ich dazu leider außer stande sei, weil es das Heilmittel, dessen er bedürfe, in keiner Apotheke gebe.

„Was — was heißt das?“ fragte er, sich erschrocken aufrichtend. „Was wollen Sie damit sagen? Was für ein Heilmittel ist es denn, das Sie meinen?“

„Es heißt Selbstbeherrschung und Mannesmut,“ erwiderte ich, mich zum Gehen wendend. „Könnte ich Ihnen davon die gehörige Dosis verschreiben, so wären Sie wahrscheinlich übermorgen gesund.“

Nun wird er natürlich gleich wieder nach dem Sanitätsrat Neumaier schicken, dachte ich, und wird mich zu-

dem überall als einen herzlosen Grobian verschreien. Aber ich war mit dem einen wie mit dem anderen vollauf zufrieden, wartete nicht erst lange auf eine Antwort, sondern griff nach meinem Stock, den ich vorhin in eine Ecke gelehnt hatte, und ging mit kurzem Gruße meines Weges.

— — — — — — — — — — — —

Als ich um sieben Uhr morgens aus tiefem, traumlosem Schlafe erwachte, sah ich die alte Haushälterin mit ratloser Miene an meinem Bette stehen.

„Na, Frau Döring, was giebt's denn?" fragte ich lachend. „Sie machen ja ein Gesicht, wie die Katze, wenn's donnert."

„Der Herr Doktor schliefen so schön, daß ich mich nicht entschließen konnte, Sie zu wecken. Aber der Herr Referendar Konski schickt seit einer Stunde nun schon zum drittenmal. Und da wußte ich doch nicht —"

„Der Referendar Konski soll meinetwegen zum Teufel gehen oder zu meinem Kollegen Neumaier, wenn ihm das weniger bedenklich scheint. Ihm fehlt ja gar nichts, und ich habe jetzt keine Zeit, eingebildete Kranke zu kurieren."

„Aber es ist auch gar nicht wegen seiner Krankheit — es ist nur wegen des Stockes."

„Wegen des Stockes? Was für eines Stockes?"

„Den Sie gestern abend bei ihm vertauscht haben. Es muß ihm schrecklich viel daran gelegen sein, ihn wieder zu haben; denn die Frau, die jetzt da ist, hat den Auftrag, nicht früher fortzugehen, als bis er ihr ausgehändigt worden ist."

Ist der Mensch über Nacht verrückt geworden, dachte ich, daß er sich so um einen Spazierstock anstellt, obwohl er doch sicherlich nicht daran denkt, heute schon wieder auszugehen?

Und da es mich natürlich reizte, dies kostbare Kleinod von einem Stocke etwas näher zu betrachten, ehe ich es

seinem Eigentümer zurückgab, griff ich in die Ecke hinter dem Bett, wohin ich ihn, wie ich mich erinnerte, gestern abend gestellt hatte. Aber mein Erstaunen wuchs, als ich sah, daß es sich um einen ganz einfachen Stock aus spanischem Rohr mit einer kunstlosen Hirschhornkrücke handelte. Eben wollte ich ihn meiner wartenden Haushälterin aushändigen, da gewahrte ich zufällig zwischen dem Griff, der nicht mit genügender Sorgfalt befestigt schien, und dem Holz des eigentlichen Stockes eine geringfügige Lücke, in der etwas Blankes, Metallisches schimmerte. Ich machte einen Versuch, die Krücke festzudrehen; dabei aber blieb sie mir unversehens in der Hand, und zwar zu meiner grenzenlosen Ueberraschung in Gestalt eines vierzig Centimeter langen, vierkantig geschliffenen Dolches, dessen Spitze abgebrochen war.

Was ich in diesem Augenblick empfand, welche Fülle von Gedanken und Vorstellungen innerhalb eines unmeßbar kurzen Zeitraumes auf mich einstürmte, würde ich vergebens zu beschreiben versuchen. Aber ich wußte nun jedenfalls, weshalb dem Herrn Referendar Konski so viel daran gelegen war, seinen Stockdegen nicht länger in fremden Händen zu wissen, und ebenso stand das, was ich selbst jetzt zu thun hatte, mit vollkommener Klarheit vor meiner Seele.

„Meine liebe Frau Döring," sagte ich, „Sie müssen sich um einer guten Sache willen schon einmal zu einer kleinen Unwahrhaftigkeit verstehen, indem Sie der Botin des Referendars mitteilen, daß Sie mich heute durchaus nicht vor neun Uhr wecken dürften, und daß darum auch der Stock nicht früher herausgegeben werden könne. Heute noch sollen Sie erfahren, einen wie großen Dienst Sie der Gerechtigkeit durch diese kleine Notlüge geleistet haben."

Zwar glaubte die gute Frau ohne Zweifel, daß ich mich nur ein wenig über sie lustig machen wolle; aber sie

war mir so ergeben, daß sie meinen Auftrag nichtsdestoweniger mit größter Gewissenhaftigkeit ausrichtete. Ich hörte deutlich, wie sie draußen die Botin abfertigte, und wie sich diese nach einigen verdrießlichen Gegenreden entfernte. Ich aber war wohl kaum jemals so schnell aus dem Bett und in meine Kleider gekommen, als an diesem Morgen. Noch war keine halbe Stunde seit meiner bedeutsamen Entdeckung vergangen, und schon stand ich mit dem Beweisstück im Schlafzimmer meines Freundes, des Untersuchungsrichters Schönberger, der glücklicherweise gleich mir Junggeselle war, so daß meinem Eindringen bei ihm keine unüberwindlichen Hindernisse entgegengestanden hatten.

Während Schönberger sich hastig ankleidete, erzählte ich ihm ausführlich, was ich von dem armen Burkhardt über die früheren Vorkommnisse zwischen ihm und Konski erfahren hatte, und ich versäumte nicht, alles das hinzuzufügen, was ich selbst beobachtet zu haben glaubte.

„Und wenn das mit dem Stockdegen nun doch nur ein Zufall wäre?“ sagte der Untersuchungsrichter zweifelnd, nachdem er mich sehr aufmerksam bis zu Ende angehört hatte. „Ich gebe zu, daß es nicht sehr wahrscheinlich ist; aber es wird einem doch auch fürwahr nicht leicht, einen gebildeten Menschen, einen Kollegen, für einen gemeinen Meuchelmörder zu halten.“

„Eben deshalb wollen wir uns auf der Stelle Gewißheit verschaffen,“ drängte ich. „Die Dolchspitze, die wir in der Todeswunde des Assessors gefunden haben, ist ja im Gewahrsam des Gerichts. Wenn sich feststellen läßt, daß sie zu dieser Klinge hier gehört, werden Sie dann auch noch einen Zweifel an der Thäterschaft Konskis hegen?“

„Nein, dann nicht mehr. Und Sie haben recht — lassen Sie uns gehen!“

— — — — — — — — — — — —

Es war gegen neun Uhr morgens, als ich, diesmal ohne von ihm gerufen worden zu sein, in das Krankenzimmer Konskis trat. Sein fieberisch flackernder Blick suchte zuerst nach dem Stock, und als er sah, daß ich ihn in der Hand trug, ging es ganz unverkennbar wie ein Aufleuchten der Freude über sein Gesicht.

„Es ist sehr liebenswürdig, Herr Doktor, daß Sie sich selbst damit bemühen, ihn mir zurückzubringen," sagte er, als hielte er es für ganz selbstverständlich, daß ich nur seines Stockes wegen gekommen sei. „Es ist ein teures Andenken, und ich würde sehr unglücklich sein, wenn er mir auf irgend eine Weise verloren ginge."

Ich gab ihm darauf keine Antwort, sondern trat an sein Bett, um ihm den Puls zu fühlen.

„Sie befinden sich wohl genug, um das Bett verlassen zu können," sagte ich, nachdem ich mit meiner kurzen Untersuchung zu Ende gekommen war. „Stehen Sie also auf und kleiden Sie sich an."

Konski betrachtete mich mit einem erstaunten Blick. „Aber Sie täuschen sich über meinen Zustand, Herr Doktor! Ich fühle mich zum Tode matt und bin kaum fähig, ein Glied zu rühren. Außerdem habe ich unerträgliche Kopfschmerzen."

„Das hat nichts zu bedeuten, und es liegt kein Anlaß vor, auf solche Kleinigkeiten Rücksicht zu nehmen. Ich konstatiere als Arzt, daß Sie im stande sind, aufzustehen, und ich fordere Sie noch einmal auf, es zu thun."

Da mochte etwas wie eine Ahnung des Schicksals, dem er verfallen war, in ihm aufdämmern. In seinen weit geöffneten Augen spiegelte sich ein Schrecken, der rasch zum grenzenlosen Entsetzen wurde, und mit zuckenden Lippen fragte er in einem verzweifelten Versuch, den Unwilligen und Erzürnten zu spielen: „Wie soll ich mir Ihr seltsames Benehmen erklären, Herr Doktor? Mir

scheint doch, daß es über die Grenzen ärztlicher Autorität hinausgeht, solche Befehle zu erteilen."

„Vielleicht! Aber ich bin hier ja auch nicht auf Ihren Wunsch, sondern im Auftrage des Untersuchungsrichters, um Ihre Transportfähigkeit festzustellen. Ich —"

Durch einen wilden Aufschrei der Wut hatte er mir die Weiterrede abgeschnitten. Trotz seiner Mattigkeit und seiner Kopfschmerzen war er blitzschnell auf den Füßen und versuchte, einen an der gegenüberliegenden Wand des Zimmers befindlichen Schrank zu gewinnen. Aber ich hinderte ihn daran, indem ich seine dürre Gestalt mit beiden Armen umschlang, und wenige Sekunden später war durch den Eintritt des Untersuchungsrichters, des Polizeidirektors und zweier handfester Unterbeamten dafür gesorgt, daß Konski weder sich selbst noch anderen weiter gefährlich werden konnte.

In dem Schrank, auf den er hatte zustürzen wollen, wurde später bei der Haussuchung ein Gefäß mit Cyankali gefunden. Meine Besorgnis hinsichtlich eines in der äußersten Bedrängnis beabsichtigten Selbstmordes war also durchaus keine überflüssige gewesen. —

Bei seiner ersten Vernehmung schon räumte Konski ein, den Assessor Burkhardt durch einen Dolchstich getötet zu haben. Aber er wollte nicht auf Grund eines wohlüberlegten Planes, sondern in sinnloser Erregung gehandelt haben. Bei einem nächtlichen Spaziergange, wie er sie seiner angegriffenen Nerven wegen häufiger unternommen, sei er im Neudorfer Gehölz mit Burkhardt zusammengetroffen. Jener, der offenbar etwas angetrunken gewesen, habe ihm den Dank auf seinen höflichen Gruß verweigert und ihm dann, wegen der Ungezogenheit zur Rede gestellt, eine Beschimpfung ins Gesicht geschleudert. Die begreifliche Wut über die unerhörte Beleidigung habe ihn dann für einen Moment dergestalt außer sich gebracht, daß

er kaum noch wisse, was weiter geschehen sei, und daß er die Besinnung erst wieder zurückerhalten habe, als er den leblosen Körper des Assessors in seinem Blute vor sich am Boden sah.

Bei dieser Darstellung blieb der Mörder sowohl während der Untersuchung, als bei der Hauptverhandlung, die etwa zwei Monate nach seiner Verhaftung stattfand. Seltsamerweise schenkten ihm die Geschworenen wenigstens insoweit Glauben, daß sie ihn nicht des überlegten Mordes, sondern nur des Totschlags schuldig sprachen, allerdings unter Versagung mildernder Umstände, um deren Zubilligung er sich während der ganzen Verhandlung durch die widerwärtigsten Komödiantenkünste bemüht hatte.

Der Prozeß, der damals großes Aufsehen erregte, endete, dem Wahrspruch der Geschworenen gemäß, mit Konskis Verurteilung zu mehrjährigem Gefängnis. Seine schwache Gesundheit ließ ihn, wie ich später erfuhr, kaum ein Drittel dieser Strafe überstehen.

Daß er ungeschickt genug gewesen war, das Mordinstrument nicht beiseite zu schaffen, und es so zum Verräter seiner Schuld werden zu lassen, wollte mir anfangs schier unbegreiflich erscheinen; eine spätere, langjährige Praxis als Gerichtsarzt aber hat mich gelehrt, anders darüber zu denken. Ich habe an zahlreichen Beispielen gesehen, wie schwer, ja unmöglich es in den meisten Fällen ist, einen Gegenstand spurlos aus der Welt zu schaffen, und wie leicht gerade ein derartiges Bemühen zur Entdeckung des begangenen Verbrechens führen kann. Das hatte Konski auf Grund seiner kriminalistischen Erfahrungen sicherlich gut genug gewußt, und in der That wäre ohne jene rein zufällige Verwechslung meines Stockes mit dem seinigen seine Schuld wohl kaum jemals an den Tag gekommen. —

Der bedauernswerte Akrobat Rudolf Harbertz, gegen

den nun nicht mehr der Schatten eines Verdachtes vorlag, wurde wenige Stunden nach Konskis Verhaftung aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen. Zu einem Verfahren wegen der an dem Parforcereiter Edgar begangenen Körperverletzung lag kein Anlaß vor, da der erforderliche Strafantrag des Geschädigten fehlte. Zu einer Versöhnung zwischen den beiden wunderlichen Liebesleuten aber hätte es meiner gut gemeinten Vermittelung nicht erst bedurft. Als zwei überglückliche Menschenkinder verließen sie Waldenberg, das ihnen eine Stätte so harter Prüfungen geworden war, und ich habe später nie mehr von ihnen gehört.

Ob Fräulein Isa dem Gelöbnis treu geblieben ist, das sie damals in meinem Sprechzimmer abgelegt, weiß ich nicht zu sagen. Aber ich glaube es, denn sie war durch eine harte Schule gegangen, und ihr Verhalten während jener traurigen Zeit hatte bewiesen, daß bei aller scheinbaren Leichtfertigkeit ein tüchtiger Kern in dem Mädchen war.

Die Heimat des Odysseus.

Streifzüge durch die Jonische Inselwelt. Von W. Kersten.

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Mehrere von Triest ausgehende Dampferkurse des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd berühren die Jonischen Inseln, allein die meisten der nach dem Orient ziehenden Reisenden fahren an diesen Eilanden vorüber, ohne dort Rast zu machen. Einigermaßen bekannt von ihnen ist nur Korfu, wo alle Dampfer anlegen, und das neuerdings vielfach als Winteraufenthalt gewählt wird; die übrigen Jonischen Inseln bekommen nur selten Reisende zu sehen. Und doch sind sie nicht nur berühmt durch die Homerischen Gesänge und die Irrfahrt des Odysseus, sondern auch durch spätere historische Erinnerungen interessant und ausgezeichnet durch hervorragende landschaftliche Schönheit.

Vielleicht ist es daher den Lesern genehm, uns im Geiste auf einer Fahrt durch diese Inselwelt zu begleiten, um sich namentlich auf Ithaka, der Heimat des Odysseus, etwas näher umzusehen. Die ganze Inselgruppe an der Westküste Albaniens und Griechenlands im Mittelmeer, das hier Jonisches Meer heißt, besteht aus sieben größeren und mehreren kleineren Eilanden, die seit 1815 einen unter englischer Oberhoheit stehenden Freistaat bildeten, bis sie am 14. November 1863 an Griechenland abgetreten wur-

den. Sie zerfallen in drei Gruppen; die nördliche umfaßt die Inseln Korfu und Paxo, die mittlere Santa Maura, Thiaki oder Ithaka, Kephalonia und Zante, sämtlich im Jonischen Meer, vor dem Busen von Patras, während zur südlichen Gruppe Cerigo oder Kythera im Aegeischen Meer und verschiedene kleine Eilande gehören.

Von Korfu, der Insel der Phäaken, die im Altertum Scheria und später Corcyra (Kerkyra) hieß, fährt unser



Kranea vom Meeresufer aus.

Lloyddampfer südwärts an den beiden kleinen Felseneilanden Paxo und Antipaxo vorbei. Nunmehr entschwinden die hohen Gebirge von Epirus unseren Blicken, und gewöhnlich sieht man nicht eher wieder Land, als bis sich das Schiff der Nordküste von Kephalonia nähert.

Kephalonia (Kephallenia) ist mit 660 Quadratkilometer (12 Quadratmeilen) die größte und nächst Korfu die wichtigste der Jonischen Inseln, zugleich auch die bergigste und landschaftlich mannigfaltigste. Ihre höchste Erhebung, der Monte Nero oder Ainos der Alten (1600 Meter), stellt mit seiner oft bis in den Juni hinein anhaltenden Schnee-

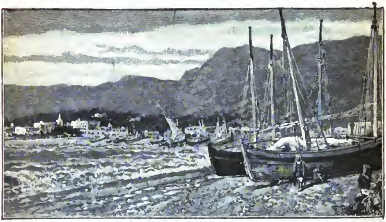
krone die höchste Spitze des ganzen Archipels dar. Kephalonia hat gegen 65,000 Einwohner, meist Griechen, die als tüchtige Seeleute bekannt sind; Hauptstadt ist Argostoli, amphitheatralisch an einem tiefen Golf der Südwestküste gelegen und Station der Lloyddampfer.



Pale, von der ehemaligen Akropolis von Kranea aus gesehen.

Ohne Zweifel ist Kephalonia mit am frühesten von diesen Inseln bevölkert worden, zuerst von Pelasgern oder Doriern. Bei Homer heißen die Bewohner des nur durch eine Meerenge von Ithaka getrennten Eilandes Kephallenen und sind dem Odysseus unterthan, die Insel selbst nennt er Same; in geschichtlicher Zeit erscheint sie als eine Tetrapolis, d. h. unter vier Städte geteilt, die politisch

durchaus voneinander unabhängig und selbständig waren. Sie hießen: Samos oder Same im Osten, Pale im Westen, am heutigen Meerbusen von Argostoli; Kranea oder Kranioi an der Ostseite desselben Meerbusens, und Pronnoi an der Ostküste. Von Pale findet man noch einige Ruinen bei dem heutigen Lixuri, von Kranea ist die Ringmauer erhalten, und auch von Same sind Mauerreste und Trüm-



Griechische Boote auf dem Strande.

mer vorhanden, sonst sind alle Spuren der alten Niederlassungen verschwunden.

Wunderbar schön ist die Aussicht von der ehemaligen Akropolis von Kranea, deren Lage sich noch recht gut feststellen läßt, auf die Bucht und deren Westküste bis hinüber nach Pale, dann auf das ganze Ruinenfeld von Kranea selbst, sowie auf die nahe Hafenstadt Argostoli und deren Umgebung. Von der Akropolis von Same aber schaut man über die Wasserfläche des Kanals von Viscardo nach dem gerade gegenüber liegenden Ithaka, hinter dem noch die hohen Berge von Santa Maura hervorragen.

In jener Stelle der Odyssee, wo Odysseus den Phäaken

seine Herkunft enthüllt und die Lage seiner Heimat schildert, läßt Homer seinen Helden berichten (IX, 21):

„Ithaka nenne ich mein, ein weithin sichtbares Eiland.
Aufsteigt drüber ein Berg, der waldige Neriton. Ringsum
Dicht aneinander gereiht sind viele bevölkerte Inseln,
Same, Dulichion und walderfüllet Zakynthos.
Niedrig liegt meine Insel am weitesten draußen im Meere
Gegen den West, die andren gesondert mehr gegen Osten."

Eines jener kleinen Schiffe, welche ihre Besitzer einer



Der Busen von Vathy mit der Hauptstadt von Ithaka.

noch aus dem Altertum überkommenen Gewohnheit gemäß nach dem Landen über Nacht auf den Strand ziehen, anstatt sie zu verankern, und in deren Bau die Aehnlichkeit mit den altrömischen Schiffsschnäbeln auffällt, bringt uns hinüber nach Ithaka oder Thiaki. Die bergige, felsige Insel besitzt etwa 165 Quadratkilometer (3 Quadratmeilen) Flächeninhalt und etwa 12,000 Einwohner. Sie wird von zwei Bergstöcken gebildet, deren nördlicher, der von den Forschern für den Neriton der Odyssee gehalten wird, im

Anogi bis 807 Meter ansteigt. Sein Gipfel zeichnet sich kühn von dem klaren, blauen Himmel ab wie zur Zeit Homers, allein verschwunden sind die Waldungen, welche einst die Abhänge des Gebirges bekleideten, und mit ihnen die Wasserfälle, die von ihnen gespeist wurden.

Von Osten her greift der Golf von Molo so tief in die Insel hinein, daß ihre Mitte dadurch sich bis auf einen Isthmus von etwa 600 Meter Breite und 100 Meter Höhe verengert. In die Südhälfte von Ithaka ist die geräumigste Seitenbucht dieses vielverzweigten Golfes eingelassen, der Busen von Vathy mit der gleichnamigen Hauptstadt des Eilandes. Hier landen wir. Zwischen zwei Landspitzen fährt unser Schiff durch einen schmalen Kanal in das sich dann weitende Becken, und mit Befriedigung überblickt der Fremdling den Hintergrund dieses herrlichen Naturhafens mit den am Ufer sich entlang ziehenden und an den Hügeln emporsteigenden Häuserreihen von Vathy. Es ist ein stilles, nettes Städtchen mit kaum 5000 Einwohnern, die wenig wohlhabend, aber durchweg freundlich und gefällig sind. Gerade vor sich hat der Ankömmling eine Anlände, welche nach der Meinung der Gelehrten Homers Hafen Phorkys sein soll und am Stephansberge auch die Höhle aufweist, in die Odysseus nach der Landung von den Phäaken getragen wurde.

Es sei hierbei jedoch bemerkt, daß bezüglich der topographischen Angaben Homers die allergrößte Meinungsverschiedenheit herrscht. Ein Teil der Fachmänner vertritt die Ansicht, daß der Dichter der Odyssee überhaupt gar nicht nach dem Augenschein geschildert habe, und daß sein Ithaka ein bloßes Phantasiegebilde des nur mit Kleinasiens Ufer vertrauten Dichters sei. Der andere Teil dagegen behauptet, daß die Homerischen Schilderungen auf das allergenaueste der Wirklichkeit entsprächen — eine Ansicht, die zuerst Will. Gell (1807) verfochten hat, der alle

Einzelheiten des Schauplatzes der Odyssee auf der Insel nachzuweisen versuchte. Seine Ausführungen behielten Geltung, bis sie in neuester Zeit durch Rudolf Herchers „Homerische Aufsätze" bedenklich erschüttert wurden, da dieser Forscher in verschiedenen Punkten nachwies, daß die Angaben der Odyssee der Wirklichkeit zuwiderliefen. Er gelangte daher zu dem Schlusse: „Es ist vermessen, wenn man sich einbildet, das Terrain des Homerischen Ithaka



Höhle des Odysseus.

in Linien zwingen oder auch nur die Lage eines einzigen Punktes auf der Insel bestimmen zu können. Niemand weiß, wo nach der Ansicht des Dichters die Stadt Ithaka oder ihr Hafen gelegen hat, niemand, wo die Gärten des Laërtes oder die Hütte des Eumaios anzusetzen sind." Gegen diese radikale Verneinung ist aber, namentlich durch Schliemann und v. Warsberg, Widerspruch erhoben worden, und in vielen Punkten offenbar erfolgreich. Hercher folgerte beispielsweise aus den oben angeführten Versen über die Lage Ithakas, die eine falsche Orientierung enthalten, wie ein Blick auf die Karte zeigt,

der Dichter derselben könne die Insel unmöglich selbst gesehen haben. „Sicher ist, daß der Dichter Ithaka westlich von Kephallenia und an die Grenze der bekannten Welt setzt, und daß er, wenn er in Ithaka gewesen wäre und nur mit halben Augen hingesehen hätte, die Lage der beiden Inseln zu einander auf keinen Fall verwechselt haben würde." Dieser Ein-



Hafen von Phorkys mit dem Neriton, von der Höhle aus gesehen.

wurf scheint schlagend, ist es aber doch nicht, denn nachweislich ist von jeher, wie auch heute noch, die Orientierung der Jonischen Inseln im Bewußtsein ihrer eigenen Bewohner eine äußerst unsichere gewesen. Namentlich herrscht die Neigung vor, die südliche oder südsüdöstliche Streichungsrichtung eines Eilandes als eine rein öst-

liche aufzufassen, wodurch der Schnitzer in dem Berichte des Odysseus über die geographische Lage seiner Heimat allerdings erklärlich erscheint und es offenbar nicht ausschließt, daß der Dichter an Ort und Stelle gewesen ist. Im übrigen ist bezüglich vieler Einzelheiten eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit den betreffenden Scenerien der Insel nachgewiesen worden, wie auch deren Naturcharakter mit größter Treue wiedergegeben ist, so daß die Odyssee in den betreffenden Teilen überall eine unzweifelhaft echte Lokalfärbung trägt.

Die alte Homerische Stadt Ithaka lag im Norden der



In Polis gefundene Inschrift.

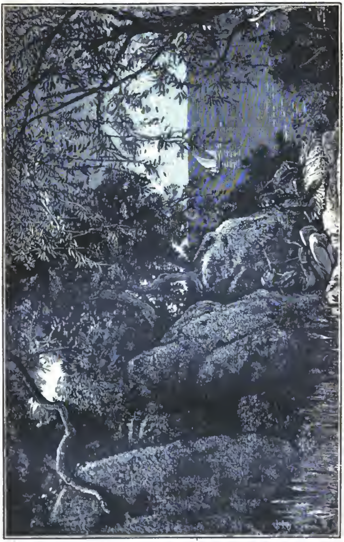
Insel, wahrscheinlich bei der Bucht von Polis im nördlichen Teile der Meeresstraße, die Kephalonia und Ithaka scheidet. Die hinter dem Strande sich ausdehnende kleine Ebene und die weiterhin ansteigenden Hügel sind erfüllt von Resten des Altertums. Man fand dort unter anderem einen zersprungenen Stein mit altdorischer Inschrift, die abwechselnd von links nach rechts und rechts nach links verläuft. Schliemann entdeckte zuerst nur ein Stück dieses Steines, das er für einen Teil von einem Sarkophag hielt, und dessen Schriftzeichen er vergeblich zu deuten suchte. Nachher aber fand ein Amerikaner, W. J. Stillmann, auch

die fehlende Hälfte und photographierte die ganze Inschrift, die Professor Comparetti in Florenz jetzt glücklich entzifferte. Sie besagt, daß der Stein den Deckel eines Verstecks bildete, worin vielleicht zur Zeit des Odysseus selbst die Priester der Athene, der Rhea und der Hera die heiligen Gefäße eines den drei Göttinnen gemeinsam geweihten Tempels verbargen.

Von Vathy besuchen wir den Aitohügel mit der sogenannten Burg des Odysseus. Hier findet man kyklopische Mauern und Reste von Bauten, die Schliemann zum Teil bloßgelegt hat. Sie stammen zweifellos aus uralter Zeit, haben aber mit der Königsburg des Odysseus ganz bestimmt ebensowenig zu thun, wie die sogenannte Schule des Homer mit dem Sänger der Ilias und Odyssee. Hier ist das Fundament eines antiken, wohl pelasgischen Gebäudes aus mächtigen Quadern auf einem Felsvorsprunge dazu benutzt, um eine kleine Kirche darauf zu errichten. Von dieser geleiten antike, teilweise in den Felsen gehauene Treppen zu einer Höhlung im Gestein, worin sich eine Steinbank befindet, die wohl den Anlaß zu jener Benennung geboten hat. Auf ihr soll nämlich der Sage nach Homer mit seinen Schülern oft gesessen und sie seine Gesänge gelehrt haben. Der Platz liegt an der Küste unterhalb des Dorfes Exoi und unfern von dem nicht minder sagenhaften Feld des Laërtes; jedenfalls hat man an dieser von Oelbäumen beschatteten Stelle eine ganz wunderbare Aussicht über die Meeresfläche, nach der Insel Leukadia und den fernen Gebirgen in Akarnanien, sowie über die nahegelegenen Teile der Insel Ithaka selbst.

Nicht minder lohnend ist ein Besuch des in der Odyssee so genau und anschaulich beschriebenen Korax oder Rabenfelsens mit der Quelle der Arethusa, und hier decken sich die Homerische Schilderung und die Oertlichkeiten, welche noch heute jene Namen führen, in wirklich auffallender

Weise. Von Vathy steigt die Straße empor, mit jeder Windung neue Aussichten, teils rückwärts auf die Bucht,



Die Schule des Homer.

teils nach Westen und Süden auf zahlreiche Inseln und das Festland eröffnend. Es ist derselbe Weg offenbar, den

Odysseus gleich nach der Landung emporstieg, um den getreuen Eumaios, den „göttlichen Sauhirten“, aufzusuchen, dessen Wohnstätte die Sage in die Nähe jener Quelle verlegt.



Der Rabenfelsen.

Die herrlichste Aussicht eröffnet sich natürlich erst oben auf der Höhe des Rabenfelsens, von dem die Quelle der Arethusa herabrieselt, wo ganz Ithaka uns zu Füßen liegt, so daß man seine ganze Gestaltung übersehen kann. Auf der einen Seite erblickt man ganz nahe Kephalonia und darüber

Zante, auf der anderen erscheint über dem akarnanischen Festlande der Parnaß, dann Santa Maura und das Schlachtfeld von Aktium.

Im Volksmunde heißt die Quelle der Arethusa meist Melánidro oder Schwarzwasser, und dies erschließt uns



Die Quelle der Arethusa.

das volle Verständnis jener Stelle im zwölften Gesange der Odyssee, die da lautet:

„Dort bei den Schweinen triffst du den Sitzenden, welche sich mästen,
Nahe bei Korax' Fels, am heiligen Quell Arethusa,
Essend der nährenden Eichel Gewächs und dunkeles Wasser
Trinkend, wovon den Schweinen das blühende Fett emporwächst."

Dr. E. Engel bezeugt es in seinen „Griechischen Frühlingstagen" ebenfalls ausdrücklich, daß kein anderer Punkt der ganzen Insel wie dieser auf die Beschreibung bei Homer

passe. „Es giebt überhaupt nirgends sonstwo hoch am nackten Felsen einen Quell, und nun gar einen Quell im Felsen, gesammelt in trogähnlicher Mulde, von außen für saufende Schweine zugänglich, wie ja auch heute die Ziegen daraus saufen. Ich beuge mich über den Eingang der Wasserhöhle: das Wasser scheint schwarz wie Tinte, und ich schöpfe beide Hände voll, um mich zu überzeugen, daß es krystallklares Trinkwasser ist. Homer muß diese selbe Stelle gesehen haben, wo ich jetzt sitze — wenn es einen Homer gegeben. An diesem schwarzumschatteten Quell, um den sich reichlicher Raum für Schweinekoben und sonstige Wirtschaftsgebäude ausbreitet, ist dem Dichter der Odyssee die Schilderung des Stilllebens beim Eumaios aufgegangen. Homer ist sonst durchaus kein sehr liebevoller Beschreiber von Oertlichkeiten. Hier jedoch hat er eine Fülle von Ortsangaben gemacht, wie man sie ohne eigene Anschauung so treffend nun und nimmer erzielt."

Wir nehmen ungern Abschied von der Insel, über welcher der verklärende und nimmer alternde Zauber Homerischer Dichtung ruht, wollen aber von dieser Gegend uns nicht trennen, ohne vorher auch noch einer anderen der Jonischen Inseln einen Besuch abgestattet zu haben, die mit einem ganz besonders verlockenden Beiworte ausgestattet ist. „Fiore di Levante", die Blume der Levante, heißt ja bekanntlich Zante oder Zakynthos seit venetianischer Zeit, wenn auch manche neuere Besucher viel mehr Korfu den Preis der Schönheit zuerkennen wollen.

Zante ist nächst Cerigo die südlichste unter den sieben größeren Jonischen Inseln und liegt der Nordwestspitze von Morea gegenüber. Sie umfaßt 438 Quadratkilometer (7½ Quadratmeilen) mit 44,500 Einwohnern und hat die Gestalt eines Ovals mit einer nach Nordosten gerichteten Spitze (Kap Schinari) und einem tiefen Einschnitt im Südosten, der Bai von Chieri. Im Osten ist sie flach,

während im Westen und Norden eine Kette von Kalksteinbergen emporsteigt. Die „Blume" des blauen Jonischen Meeres ist vulkanischen Ursprungs und den Erdbeben sehr ausgesetzt. Eine furchtbare derartige Katastrophe verheerte im Jahre 1840 die ganze Insel, die nachher wieder 1889 von fünf, 1890 von drei und 1891 von sechs Erdbeben erschüttert wurde. Furchtbare Verwüstungen richteten endlich die Erdbeben im Januar und Februar 1893 an, die an Stärke und Dauer alle früheren übertrafen.



Zante oder Zakynthos.

Die Hauptstadt Zante liegt auf der Ostküste im Hintergrunde eines halbkreisförmigen Golfes, der gänzlich offen ist, was das Ein- und Ausschiffen bei hochgehender See recht unbequem macht. Die ansehnliche Stadt von etwa 20,000 Einwohnern lehnt sich an eine Höhe, welche oben ein altes venetianisches

Kastell trägt. Die Reihen der blendend weißen Häuser ziehen sich in nur wenigen parallelen Straßen um den Golf; man findet in ihnen manche monumentale Gebäude, sogar manche schöne venetianische Palastbauten. Besonders erwähnenswert ist der mit fürstlichem Prunk ausgestattete Wohnsitz des Conte Roma, eines der reichsten Grundbesitzer der Insel, wegen seiner Altertümersammlung. Den schönsten Ueberblick über das Eiland genießt der Fremde, dem nicht genügende Zeit zum Durchstreifen des Inneren bleibt, von der Höhe des Kastells. „Deutlich gliedert die Insel sich hier," berichtet Gustav Meyer, „in zwei Teile. Der westliche besteht aus einer großen, von Norden nach Süden ziehenden Bergkette, deren höchster Gipfel der 830 Meter hohe Vrachionas ist. Sie fällt im Westen ziemlich steil nach dem Meere zu ab; im Osten lehnt sich eine lange Reihe freundlicher Dörfer an sie an, welche mit ihren weißen Häusern aus dem durch die mattgrauen Oelbäume wundervoll abgetönten Dunkel der Orangenwälder anmutig hervorlächeln, wie die Perlenzähne aus einem schönen Frauenmunde. Zu ihren Füßen dehnt sich die andere Hälfte der Insel aus, eine weite Ebene, die an ihrem dem Peloponnes zugekehrten Ostrande von zwei niedrigeren Hügelgruppen begrenzt wird, dem Skopos im Süden und derjenigen, die mit dem Hügel der Citadelle von Zante endet, im Norden. So ist die ganze Gestaltung der Insel klar und übersichtlich, einfach, aber auch etwas einförmig."

Von Zante bringt uns das Segelschiff noch zu dem südlichsten Eilande der Gruppe, dem felsigen Cerigo oder Kythera der Alten. Die alte Sage der Cythere oder dem Meere entstiegenen Aphrodite knüpft sich an diese Insel, aber aus der alten Glanzzeit ist nur noch sehr wenig übrig: einige Reste der Stadtmauern von Kythera inmitten der Ostküste, westlich davon der Unterbau und einige

Säulentrümmer vom Tempel der Aphrodite Urania. Hauptstadt ist jetzt Kapsali an der Südküste, über dem auf einem



Der angebliche Landungsplatz der cyprischen Aphrodite oder Astarte.

steilen Felsen die von den Venetianern erbaute alte Citadelle Cerigo den Hafen beherrscht.

Hier ist der Wendepunkt unserer Reise. Unser Fahr-

zeug wendet den Bug wieder gen Norden und trägt uns an dem Vorgebirge vorüber, wo der Sage nach die schaumgeborene cyprische Aphrodite oder phönizische Astarte, aus deren Kultus jener der griechischen Aphrodite hervorging, dem Meere entstiegen und auf ihrer Insel Kythera gelandet sein soll. Phönizier waren es nämlich, welche Cerigo zuerst besiedelten und den Astartedienst dorthin brachten.

Nun geht es ohne weiteren Aufenthalt zurück nach Korfu, wo wir uns auf dem zunächst eintreffenden Lloyddampfer wieder nach Triest einschiffen.

Herzkrankheiten.

Medizinische Skizze von **Dr. Fr. Parkner.**

Das Herz ist eines der wichtigsten Organe unseres Körpers, denn wenn es seine Thätigkeit auch nur kurze Zeit einstellt, erlischt das Leben. Hat es doch die Aufgabe, die ernährende Flüssigkeit des Blutes durch die Blutgefäße nach allen Teilen unseres Organismus hinströmen zu lassen, so daß notwendigerweise die weitgehendsten Störungen eintreten müssen, wenn Unregelmäßigkeiten in der Herzthätigkeit vorkommen, die die ausreichende Ernährung der Körperelemente verhindern. Aus diesem Grunde werden auch die Herzkrankheiten außerordentlich gefürchtet.

Aber man muß auch bei den Herzkrankheiten einen Unterschied machen. Wie die anderen Organe des Körpers von sehr verschiedenartigen Krankheiten ergriffen werden können, von denen die eine nur leicht, die andere sehr schwer ist, so ist es auch beim Herzen der Fall. Die Herzkrankheiten sind hinsichtlich ihrer Gefährlichkeit durchaus nicht alle gleich, sondern die Bedeutung der Erkrankung richtet sich nach der Ursache, dem Sitz und dem Verlauf des Krankheitsprozesses. Das Herz hat

durchaus nicht die Gestalt, in welcher es gewöhnlich abgebildet wird, sondern es ist eher birnenförmig, und zwar sieht der zugespitzte Teil, also derjenige, wo bei der Birne der Stiel ansetzt, nach unten und nach der linken Seite, während der obere stärkere Teil nach oben und rechts gerichtet ist. Das Herz hat ungefähr die Größe, welche in den verschiedenen Lebensaltern die geballte Faust aufweist. Beim Erwachsenen beträgt seine Länge im Mittel 12½ Centimeter und seine größte Breite 9 Centimeter. Das Gewicht schwankt zwischen 210 und 300 Gramm.

Seine äußerste Hülle wird gebildet vom Herzbeutel. Dies ist eine aus mehreren Schichten bestehende Haut, die den Herzmuskel beutelartig umkleidet. Der Herzbeutel kann sich entzünden, und man spricht dann von einer Herzbeutelentzündung. Die Entzündung kann hervorgerufen werden durch einen Fall, Schlag oder Stoß auf die Herzgegend, oder sie tritt auch auf im Anschluß an den Gelenkrheumatismus, und endlich kann sie auch im Gefolge von Masern, Scharlach, Typhus, Wechselfieber und anderen Ansteckungskrankheiten erscheinen. Sie kommt in jedem Lebensalter, selbst im zartesten Kindesalter vor, am häufigsten jedoch in den jugendlichen und mittleren Lebensjahren. Der Herzbeutel sondert während der Entzündung eine molkige oder eiterige Flüssigkeit ab, die sich zuerst in seinem oberen Teile ansammelt; ist der Erguß aber sehr bedeutend, so ist der Herzmuskel, also das eigentliche Herzfleisch, allseitig von Flüssigkeit umgeben.

Solange noch nicht größere Flüssigkeitsmengen abgesondert sind, die die Oberflächen des Herzbeutels auseinander drängen, werden verschiedenartige Reibungsgeräusche beobachtet. In vielen Fällen stellen sie ein kurzes und sanftes Anstreichen dar, wie es entsteht, wenn man mit dem Finger über Taffet oder Seidenpapier streicht, in anderen Fällen hört man harte, knarrende Geräusche, die an

das Knirschen des Schnees oder an das Knarren von Leder erinnern. Ist das Geräusch sehr laut, so ist es bereits in einiger Entfernung vom Rumpf hörbar; auch fühlt man untër solchen Umständen es nicht selten als ein Schwirren, oder die Kranken geben an, in der Herzgegend reibende Empfindungen zu bemerken. Die Entstehung der Reibungsgeräusche kommt dadurch zu stande, daß die Oberflächen des Herzbeutels rauh geworden sind, so daß bei den Bewegungen des Herzbeutels die gegeneinander verschobenen Flächen ein kratzendes oder schabendes Geräusch abgeben. Haben sich größere Flüssigkeitsmengen im Herzbeutel abgesondert, so sind die Reibungsgeräusche verschwunden, und es zeigt sich nun bei der ärztlichen Untersuchung durch die Perkussion oder Beklopfung eine weit verbreitete Dämpfung in der Herzgegend, die eben auf die Flüssigkeitsansammlung zurückzuführen ist.

Kranke, bei denen sich im Herzbeutel viel Flüssigkeit angesammelt hat, nehmen fast immer eine erhöhte und etwas nach links hinübergeneigte Rückenlage ein. Die Seitenlagen werden nicht ertragen, weil dadurch die eine oder andere Hälfte der Lunge stark zusammengedrückt wird. Gewöhnlich klagen die Kranken ferner über Herzklopfen, das dauernd besteht oder nach geringen körperlichen Bewegungen, zuweilen schon nach einem Lagewechsel, auftritt. Dasselbe ist fast ausnahmslos mit einem Gefühl der Beklemmung, Angst und Atemnot verbunden. Es ist ja leicht erklärlich, daß die Arbeit des Herzmuskels durch die Erkrankung des Herzbeutels vielfach behindert wird, und namentlich müssen größere Flüssigkeitsmengen einen gewissen Druck auf das Herz ausüben. Durch die Anfüllung des Herzbeutels mit Flüssigkeit und die daraus hervorgehende größere Ausdehnung werden die benachbarten Lungenabschnitte zusammengedrückt und zum Teil von der Atmung ausgeschlossen, so daß dadurch die Atemnot entsteht. Außer-

dem zeigen sich oftmals Fiebererscheinungen. Der Verlauf der Krankheit richtet sich nach dem Grade der Entzündung, so daß sich die Erkrankung nur auf einige wenige Tage oder auch auf mehrere Wochen erstrecken kann. Den verschiedenen Umständen entspricht auch der Ausgang. Jedoch werden in einer großen Anzahl von Fällen die Kranken vollständig geheilt. Ist jemand von einer Herzbeutelentzündung genesen, so muß er sich noch lange sorgfältig schonen und namentlich körperliche Anstrengungen und geistige Aufregungen, sowie alle Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise meiden.

Eine große Rolle spielt in Laienkreisen unter den Herzkrankheiten die **Herzbeutelwassersucht**. Allein dies ist eine ziemlich seltene Krankheit, die selbst mit allgemeiner Wassersucht nur vereinzelt verbunden ist. Es handelt sich hier nicht um eine Entzündung des Herzbeutels, sondern um eine allgemeine Störung in der Blutbildung, wodurch das Blut reicher an wässerigen Bestandteilen als gewöhnlich ist. Unter diesen Umständen werden die Wände der Blutgefäße schlechter ernährt, so daß sie die wässerigen Flüssigkeiten des Blutes leicht durchlassen. Dies geschieht auch bei den Blutgefäßen, welche den Herzmuskel ernähren. Die von diesen Blutgefäßen durchgelassene Flüssigkeit sammelt sich im Herzbeutel an, und so entsteht die Herzbeutelwassersucht. Die äußeren Erscheinungen bei derselben sind ähnlich denen bei der Entzündung des Herzbeutels, nur fehlen die Reibungsgeräusche.

Eine ebenfalls verhältnismäßig seltene Krankheit ist die selbständige **Herzmuskelentzündung**. Häufiger erkrankt das Herzfleisch dadurch, daß sich die entzündlichen Prozesse benachbarter Teile auf dasselbe fortpflanzen. So kann die Entzündung des Herzbeutels auf das Herzfleisch hinübergreifen. Die Muskelfasern des Herzfleisches quellen dann durch Aufnahme eines eiweißartigen Stoffes auf,

zerfallen und bilden eine Beule von graugelber Farbe. Entweder kommt es in der Beule zur Aufsaugung und Eindickung der Entzündungsstoffe und darauf zur Bildung einer Bindegewebsschwiele, die bald durch den Blutdruck ausgebuchtet wird, oder es erfolgt ein Durchbruch des Beuleninhalts nach der einen oder anderen Seite hin. Geht der Durchbruch nach dem Herzinnern zu vor sich, so werden die Entzündungsstoffe vom Blutstrom weggeschwemmt und in entfernte Organe, wie Gehirn und Milz, hineingespült. Es bilden sich dann hier Pfröpfe, während an der Stelle der Beule sich ein Geschwür entwickelt, das der Blutstrom immer mehr aushöhlt. Die Entzündung des Herzfleisches ist selbst für einen erfahrenen Arzt schwer zu erkennen. Die häufigsten Erscheinungen an dem Kranken sind allgemeine Mattigkeit, rasches Sinken der Körpertemperatur, schwacher oder unfühlbarer Puls und große Beklemmung und Atemnot. Nicht wenige Erkrankungen verlaufen ganz unbeachtet. Sie können sich in wenigen Tagen abspielen oder auch auf längere Zeit erstrecken.

Wie das Herz außen mit einer Haut, dem Herzbeutel, umgeben ist, so ist es auch in seinem Inneren, also an den Wänden, die die Herzhöhlen bilden, mit einem häutigen Ueberzug versehen, der inneren Herzhaut. Auch diese innere Herzauskleidung kann sich entzünden, und zwar im allgemeinen aus denselben Ursachen, durch welche die Entzündung des Herzbeutels zu stande kommt. Die Entzündung der inneren Herzauskleidung ist deshalb aber besonders wichtig, weil sich an sie diejenigen Herzkrankheiten anschließen, welche man als Klappenfehler bezeichnet. Bekanntlich zerfällt das Herz in vier Hohlräume, und zwar wird es der Länge nach durch eine Scheidewand zunächst in zwei Teile zerlegt. Oben und rechts liegt die rechte Vorkammer und darunter die rechte Kammer. Beide Hohl-

räume sind durch eine mit einer Oeffnung versehene Scheidewand getrennt. Auf der linken Herzhälfte liegen die Verhältnisse ebenso. Oben liegt die linke Vorkammer, darunter die linke Kammer, die in derselben Weise wie die beiden rechten Hohlräume voneinander geschieden sind. Das aus dem Körper zurückkehrende, verbrauchte und kohlensäurehaltige Blut fließt nun zunächst durch zwei große Blutgefäße in die rechte Vorkammer, von dort durch die Oeffnung der Scheidewand in die linke Kammer und wird von hier durch ein aufsteigendes Blutgefäß nach den Lungen abgeleitet. Hier giebt es seine Kohlensäure ab und nimmt dafür Sauerstoff auf. Von den Lungen fließt nun das Blut in einem anderen Blutgefäß nach der linken Vorkammer, von dieser durch die Oeffnung der Scheidewand in die linke Kammer und wird von dort abermals durch ein Blutgefäß fortgeführt, um seine Rundreise durch den Körper zurückzulegen, von wo es, wie schon erwähnt, wieder in die rechte Vorkammer einmündet.

Sowohl die Blutgefäße an ihrer Ansatzstelle an den betreffenden Hohlräumen des Herzens, als auch die Oeffnungen in den Scheidewänden zwischen den Vorkammern und den Kammern haben häutige Klappen, die man als Ventilklappen bezeichnen kann. Diese Ventile haben den Zweck, den Blutlauf in der angegebenen Weise zu regeln, wenn sich das Herz zusammenzieht und das Blut weiter drückt, und durch ihren zeitweiligen Verschluß namentlich den Rückfluß des Blutes nach dem einen oder anderen Teil zu verhindern.

Entzündet sich nun die innere Herzhaut, so kann sich die Entzündung auf die verschiedenen Klappen fortpflanzen. Durch den Krankheitsprozeß erleiden aber die Klappen Gestaltsveränderungen, und es entsteht dadurch ein mangelhafter Klappenschluß. Natürlich wird dadurch der regelrechte Blutumlauf im Herzen gestört. Die Entzündung

der inneren Herzhaut kann sich aber auch noch auf eine zweite Art geltend machen. Infolge der Entzündung können auf der inneren Herzhaut kleine Auswüchse aus Bindegewebe entstehen, die dann entweder die Ansatzstellen der Blutgefäße oder auch die Oeffnungen in den Scheidewänden zwischen den Vorkammern und den Kammern verengen. Dadurch wird selbstverständlich der Zufluß oder auch der Abfluß des Blutes gehemmt. Sowohl die Schlußunfähigkeit der Klappen als auch die Verengerung der Herzöffnungen kann getrennt für sich auftreten, gewöhnlich treten aber beide gleichzeitig auf. Je nachdem nun die eine oder andere Klappe oder Herzöffnung erkrankt, danach richtet sich auch die Art und Schwere der Störung im Blutumlauf des Herzens.

Es sei im folgenden geschildert, wie sich die Verhältnisse gestalten, wenn an der Klappe, welche sich in der Scheidewand zwischen der linken Vorkammer und der linken Kammer befindet, eine Schlußunfähigkeit auftritt.

Wir haben gesehen, daß in die linke Vorkammer das in den Lungen gereinigte Blut eintritt und von dort durch die Oeffnung der Scheidewand in die linke Kammer abfließt. Im gesunden Zustande schließt sich die hier angebrachte, die sogenannte zweizipfelige Klappe sofort, sobald durch die Zusammenziehung des Herzens das Blut aus der Vorkammer in die Kammer hineingedrückt worden ist. Schließt die Klappe aber nur unvollständig, so tritt ein Teil des Blutes, das in die Kammer hineingepreßt wurde, in die Vorkammer zurück. Bei der nächsten Zusammenziehung kann also aus dem Blutgefäß, welches das Blut von den Lungen in die Vorkammer hinabführt, nur ein Teil seines Blutes in die Vorkammer entleert werden, da ja diese durch den Rückfluß aus der Kammer bereits bis zu einer gewissen Höhe mit Blut angefüllt ist. Da sich nun dieser Vorgang bei jeder Zusammenziehung

des Herzens wiederholt, so muß es in dem Blutgefäß, welches das Blut von den Lungen nach der linken Vorkammer leitet, der Lungenblutader, zu Blutstauungen kommen, die sich allmählich bis zur Lunge selbst fortpflanzen.

Wir haben nun ferner gesehen, daß das Blut, welches in die Lunge gelangte, um dort die Kohlensäure abzugeben und den Sauerstoff aufzunehmen, aus der rechten Herzkammer durch ein Blutgefäß, die Lungenschlagader, nach der Lunge geleitet wird. Da sich das Blut bei einer Schlußunfähigkeit der zweizipfeligen Klappe in der Lunge staut und schwerer in die Lungenblutader abfließt, so kann auch das hinzufließende Blut in der Lungenschlagader, das erst noch in der Lunge gereinigt werden soll, schwerer in die Lunge eintreten. Es kommt also auch hier zu Stauungen, die sich die ganze Lungenschlagader entlang bis zu der rechten Herzkammer fortsetzen, von der die Lungenschlagader ausgeht. Will die rechte Herzkammer den größeren Druck, der durch die Stauungen entsteht, überwinden, um trotzdem das Blut aus der Lungenschlagader in die Lunge hineinzupressen, so muß sie kräftiger arbeiten.

Meist kann die rechte Herzkammer die an sie gestellte größere Arbeitsleistung anfänglich nicht ohne weiteres vollführen, und sie erfährt infolgedessen eine übermäßige Blutfüllung, so daß sie sich allmählich ausdehnt. Aber die rechte Herzkammer ist andauernd bemüht, zu versuchen, ob sie die ungewöhnliche Arbeit erfüllen kann. Sie zieht sich deshalb häufiger zusammen, und daher werden ihre Zusammenziehungen recht unregelmäßig. Aber mit der Zeit bewältigt die Muskulatur der rechten Herzkammer die vermehrte Arbeitsforderung, indem eine stärkere Entwickelung der Muskelfasern stattfindet. Ebenso wie bei einem Menschen, der sich übt, die Armmuskeln sich allmählich stärken, ebenso entwickelt sich und kräftigt sich die Muskulatur der rechten Herzkammer über das gewöhnliche Maß hinaus,

und zuletzt ist sie im stande, den gesteigerten Druck zu überwinden und das Blut wieder regelmäßig durch die Lungenschlagader in die Lunge hineinzupressen. Dann ist auch die Herzthätigkeit wieder langsam und regelmäßig. Es hat sich also für den Klappenfehler ein Ausgleich vollzogen oder, wie man es wissenschaftlich nennt, eine Kompensation.

Wir erkennen also, daß es sich dort, wo man bei einer Herzkrankheit von einer Erweiterung und Vergrößerung des Herzens spricht, zwar um eine ungewöhnliche Erscheinung handelt, aber zugleich auch um einen Akt der Selbsthilfe des Herzens, durch den wieder eine geregelte Thätigkeit ermöglicht werden soll. Aehnlich, wie in dem geschilderten Fall, liegen die Verhältnisse bei der Erkrankung anderer Herzklappen. Auch hier kann durch die Ausdehnung und Verstärkung der betreffenden Herzteile ein Ausgleich erfolgen.

Wie schon angedeutet, vollzieht sich dieser Ausgleich nicht sofort, sondern nur allmählich. Bis dahin wird der Kranke natürlich von mannigfachen Beschwerden heimgesucht, die sich unter anderem durch Herzklopfen, Atemnot und die Erscheinungen einer fehlerhaften Blutmischung kennzeichnen. Hierher gehört die sogenannte Blausucht. Die Kranken zeigen dabei eine bläuliche Färbung der Lippen, Nasenflügel, Wangen und Nägel, weil infolge der Herzerkrankung das verbrauchte und kohlensäurehaltige Blut nicht vollständig in das Herz abfließt, sondern sich in den feinen Haargefäßen staut, so daß die Haut einen bläulichen Schimmer erhält.

Wie sich bei Herzklappenerkrankungen der Ausgleich allmählich vollzieht, so kann er auch später wieder aus verschiedenen Gründen gestört werden. Es kommt daher bei Kranken mit einer Schlußunfähigkeit einer Herzklappe oder einer Verengerung einer Herzöffnung namentlich dar-

auf an, durch eine geeignete Lebensweise den sich entwickelnden Ausgleich zu begünstigen und, wenn er sich wirklich vollzogen hat, nach Möglichkeit vor Störungen zu bewahren.

Das Hauptgewicht für Personen mit Klappenfehlern ist darauf zu legen, daß jede körperliche Ueberanstrengung, die zu einer Ausgleichstörung und zu Herzschwäche führen kann, sowie jede größere Gemütsbewegung, weil sie bestehende Herzkrankheiten leicht verschlimmert, fern gehalten wird. Aus dem ersteren Grunde sollen auch die Kranken, wenn irgend angängig, möglichst niedrig wohnen, also im Erdgeschoß oder im ersten Stock. Die Kranken glauben allerdings oftmals, daß ihnen auch zwei und drei Treppen nichts bei langsamem Steigen schaden, aber nur zu leicht kann der Fall eintreten, daß sie sich trotzdem überanstrengen und sich damit eine nur schwer wieder zu verbessernde Funktionsstörung des Herzens zuziehen.

Herzkranke sollen sich ferner nicht zu kühl und nicht zu warm kleiden und sich mit wollenen Unterkleidern und wollenen Strümpfen versehen, die häufig zu wechseln sind. Für das Schuhwerk empfehlen sich Doppelsohlen, damit bei Spaziergängen nasse Füße vermieden werden. Für das Bett sind am besten eine Roßhaarmatratze, Roßhaarkopfkissen, wollene Decken und ein Fußkissen. Dazu müssen tägliche Spaziergänge unternommen werden, doch dürfen sie während des Sommers nicht in die Zeit der größten Tageshitze fallen. Auch müssen Spaziergänge, die über anderthalb Stunden dauern, als zu ausgedehnt angesehen werden. Nach den Hauptmahlzeiten darf ein Kranker sich mehrere Stunden gar nicht bewegen, und namentlich soll er nach dem Mittagsmahl alles Steigen, sei es auf Treppen, sei es auf der Straße, vermeiden.

Auch für die Ernährung von Herzklappenkranken mögen einige Winke gegeben werden. Vor allen Dingen hüte

man sich vor jeder reizenden Kost und der Aufnahme von größeren Mengen von Nahrungsmitteln. Wenn ein Kranker gewöhnt ist, viel zu essen, so mag er dann kleinere Mengen desto häufiger zu sich nehmen. Professor Oskar Fräntzel, eine Autorität für Herzkrankheiten, giebt folgende Vorschriften für die Ernährung von Herzklappenkranken. Der Kranke soll erst zwischen 8 und 9 Uhr das Bett verlassen und dann sein erstes Frühstück verzehren. Dasselbe soll aus einem halben Liter Milch bestehen oder einem etwas geringeren Quantum Thee mit oder ohne Milch. Zu dem Milchfrühstück ist eine nicht zu große Menge Weißbrot zu reichen, das auch mit Butter bestrichen werden kann. Von Schwarzbrot ist abzuraten, da es schwerer verdaut wird. Außerdem können zum ersten Frühstück einige weiche Eier genossen werden. Auch ein zweites Frühstück ist dem Kranken dienlich, wie denn überhaupt die Hauptenährung in die Morgenstunden zu fallen hat. Fleischbrühe und weißes, fein geschnittenes Fleisch nebst Weißbrot sind hier am bekömmlichsten. Das Mittagsessen, das in der Zeit zwischen 1 und 3 Uhr einzunehmen ist, soll durch eine kräftige Fleischsuppe, die der Menge nach etwa einen Tassenkopf anfüllen kann, eingeleitet werden. Hat der Kranke von seinem Herzleiden nur sehr wenig oder gar nichts zu leiden, dann kann man ihm zwei bis drei Gerichte verabfolgen, eine Fisch-, eine Fleisch- und eine Mehlspeise. Doch sind dabei alle fetten Fische wegzulassen. Von den Getränken ist das Bier im großen und ganzen zu verwerfen, weil die Herzkranken ihren Magen nicht zu sehr füllen sollen, und auch die größere Menge von Kohlensäure, die in diesem Getränk enthalten ist, den an sich schon hohen Druck in gewissen Blutgefäßen erheblich steigert. Zum zweiten Frühstück ist deshalb ein Gläschen Sherry, Portwein oder Ungarwein, für den Tisch ein leichter Rotwein oder Weißwein empfehlenswerter.

Nach dem Mittagsessen fühlt sich der Kranke meist ein wenig angegriffen und schlafbedürftig. Er mag daher in einem bequem eingerichteten Stuhl eine Stunde schlafen, aber nicht länger, damit seine Nachtruhe nicht dadurch beeinflußt wird. Wer nicht schlafen kann, beschäftige sich mit einer leichten Lektüre. Gegen 4 und 5 Uhr wird der Kranke in der Lage sein, kurze Besuche zu empfangen. Ein Leichtkranker kann gegen Abend noch einen kleinen Spaziergang machen. Dann wird er abends auch noch ein Stündchen lesen oder, wenn er sich nicht aufregt, noch eine kürzere Partie Karten mit seinen Freunden spielen können. Wenigstens eine Stunde vor dem Schlafengehen muß das Abendbrot verzehrt werden, das im wesentlichen dem zweiten Frühstück zu gleichen hat. Auch Leichtkranke sollen sich nicht später als 9 Uhr zur Ruhe begeben.

Ein in Laienkreisen ziemlich bekanntes Herzleiden ist das sogenannte Fettherz. Ein Fettherz kann auf zweierlei Weise entstehen, entweder dadurch, daß das Herzfleisch von Fett umwuchert wird, oder dadurch, daß die Muskelfasern des Herzfleisches entarten und sich zu Fett umwandeln. Man neigt jetzt zumeist der Ansicht zu, daß das Fettherz nur im Gefolge anderer Krankheiten auftritt. Beklemmungen, Atemnot und Unregelmäßigkeit der Herzthätigkeit sind die äußeren Erscheinungen des Fettherzens. Handelt es sich um eine Fettumwucherung des Herzens, wie sie bei allgemeiner Fettsucht vorkommt, so muß eine allgemeine Entfettungskur eingeleitet werden, die, wie bekannt, in einer Regelung der Ernährung besteht, durch die der Fettansatz vermindert wird, und in geeigneter Körperbewegung. Bei der fettigen Entartung des Herzmuskels ist die ursächliche Krankheit zu bekämpfen, wofür nur der Arzt die passenden Maßnahmen je nach der Art des Leidens vorzuschreiben im stande ist.

Auch von Nervenaffektionen wird das Herz heimgesucht.

Einen sehr bedrohlichen Anblick bietet die sogenannte Brustbräune dar, deren Anfälle ihren Ausgangspunkt im Herzen haben. Meist sind es Personen im höheren Alter, die von einem plötzlichen Schmerz in der Herzgegend befallen werden, und zwar treten die Schmerzen verhältnismäßig oft nach dem Mittagsessen auf, wenn demselben unmittelbar starke Bewegungen gefolgt sind. Der Schmerz in der Herzgegend ist äußerst heftig; der Kranke hat das Gefühl, wie wenn ihm der Brustkorb mit eisernen Zangen zusammengequetscht wird und er jeden Augenblick in Gefahr ist, zu ersticken. Der Schmerz dehnt sich sehr weit auf die linke Schulter und den linken Arm aus und strahlt sogar noch mit großer Mächtigkeit bis in die Finger der linken Hand. Der Kranke verfärbt sich, kann kaum sprechen, der Schweiß tritt ihm auf die Stirn, und er klammert sich voll Angst an die benachbarten Gegenstände an, um nicht zu Boden zu sinken. Verursacht werden die Anfälle durch Reizungen der Herznerven.

Tritt ein Anfall ein, so ist vor allem der Blutstrom vom Herzen abzuleiten. Dies erreicht man, indem man Senfteig auf die Brust legt und den Kranken heiße Hand- und Fußbäder gebrauchen läßt, bis der Arzt herbeigeholt ist. Der Anfall sieht gefährlicher aus, als er in Wirklichkeit zumeist ist. Oft geht er in kurzer Zeit vorüber, zuweilen aber halten die Schmerzen noch vier, fünf Tage und mehr an.

Schließlich sei noch das nervöse Herzklopfen erwähnt. Wie angedeutet, ist eigentlich ein stürmischeres Herzklopfen ein Zeichen dafür, daß sich das Herz bestrebt, eine ihm aufgedrungene größere Arbeitsleistung zu bewältigen. Daher ist es auch mit vielen Herzleiden verbunden. Mitunter kommt aber ein gesteigertes Herzklopfen auch ohne eine Herzerkrankung vor, wenn nämlich die Herznerven übermäßig gereizt werden. Diese nervöse Reiz-

barkeit kann hervorgerufen werden durch Bleichsucht und Blutarmut, häufiger aber noch durch den Mißbrauch von aufregenden Getränken, wozu auch der Kaffee gehört, und durch zu starkes Tabakrauchen. Wo sich das nervöse Herzklopfen öfters einstellt, sollte man daher sich überlegen, ob nicht gerade eine der zuletzt angeführten Ursachen die Schuld daran trägt, und von der betreffenden üblen Angewohnheit ablassen. Für den Augenblick sind von guter Wirkung kalte Umschläge auf das Herz.

Auch die schwereren Herzerkrankungen sind nicht immer so bedrohlich, wie man im allgemeinen glaubt. Vielmehr ist man durch eine zweckentsprechende Lebensweise im stande, die Herzleiden zu mildern, wie denn auch die Zahl der Herzkranken nicht gering ist, die trotz einer ernstlicheren Herzerkrankung dem Leben jahrzehntelang erhalten bleiben.

Im Berliner Königsschloß vor fünfzig Jahren.

Ein Rückblick von Fr. Regensberg.

Mit 6 Porträts.

(Nachdruck verboten.)

Als Fr. D. Strauß in einer Studie den römischen Kaiser Julianus Apostata den „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" nannte, verstand jedermann die Anspielung auf König Friedrich Wilhelm IV., die seitdem fast zu einem „geflügelten Wort" geworden ist. Man könnte jenen Monarchen, der in dem für die preußische Geschichte so wichtigen vierzigsten Jahre des Jahrhunderts — genau zweihundert Jahre nach dem Großen Kurfürsten, hundert nach Friedrich dem Großen — den Thron bestiegen hatte, auch einen „Hamlet auf dem Hohenzollernthron" nennen. Wie den Dänenprinzen hatte ihn das Schicksal vor eine Aufgabe gestellt, der er nicht gewachsen war und die seinem innersten Wesen ebenso widerstrebte, wie die That, welche von Hamlet der Geist seines Vaters verlangt.

Der geistreiche, witzige und beredte Kronprinz hatte die höchsten Erwartungen erregt, und deswegen ward er als Herrscher mit rauschendem Beifall empfangen. Seine Reden bei den Huldigungsfeiern entfalteten eine wahrhaft blendende Genialität, aber inmitten des Festjubels sprach er ein Wort, das von einer Vorahnung kommenden Unheils eingegeben

schien: „Die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwert, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen."

Hochgemutet und thatenlustig war er, als er zur Regierung gelangte, sein Kopf voll von Entwürfen und sein Herz voll von hohen Empfindungen. Ein wahrhaft tragisches Geschick indes ließ alle diese Pläne und Hoffnungen ein trauriges Ende nehmen. Man kann nicht sagen, daß das Charakterbild dieses Hohenzollern „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" in der Geschichte schwanke. Der geistvolle, edelgesinnte Mensch, der hochherzige Förderer künstlerischer Bestrebungen in Friedrich Wilhelm IV. wird von keiner Seite verkannt. Allein auch seine wärmsten Lobredner können sein trotziges Beharren auf unheilvollen Wegen nicht leugnen, wodurch das Andenken an seine Regierung, in der das Jahr 1848 das verhängnisvollste sein sollte, ein trübes und unfreundliches geblieben ist.

Friedrich Wilhelm war in dem Bannkreis der romantischen Schule aufgewachsen; er schwärmte für die mittelalterliche Welt, das heißt nicht für die wirkliche, sondern die von den Romantikern erträumte, für die mittelalterliche Welt- und Gesellschaftsordnung, die er vergeblich in Ritterorden und Zünften neu zu beleben suchte. Er konnte sehr leutselig und gewinnend sein, dann aber zeigte er sich wieder hocharistokratisch und absolutistisch.

Mit seinem Vater teilte der König die ernste Frömmigkeit, die freilich bei ihm, wohl durch den Einfluß seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth (Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern), neben einem wärmeren Gefühlsinhalt auch eine gewisse Ueberschwenglichkeit und mystische Richtung erhielt. Ihn erfüllte ein übermäßig hohes Bewußtsein seiner königlichen Würde; die Minister waren für ihn bloße Diener, keine Berater, und auch von seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen (nachherigem Kaiser Wil-

helm I.), der bei der Kinderlosigkeit des Königspaares präsumtiver Thronfolger war, ließ er sich nicht raten. Wohl schwärmte er für Deutschlands Einheit und Größe, die er in vielen schönen Reden und Proklamationen pries, aber in seinem Handeln kam nur hin und wieder das Bewußtsein der nationalen Aufgabe Preußens zum Ausdruck und fand dann natürlich im deutschen Volke kein sonderliches Vertrauen. Seine Politik im Inneren war widerspruchsvoll und schwankend, seine Haltung nach außen schwächlich. Den Liberalismus hielt er mit seinem Freunde Metternich für ein Produkt der Revolution, wodurch ihm jede vorurteilsfreie Beurteilung neuzeitlicher Ideen unmöglich wurde. Immerhin gab es zwischen ihm und diesem Zeitgeiste in den ersten sieben Jahren seiner Regierung noch mannigfaltige Berührung, erst das Jahr 1848 offenbarte die tiefe Kluft, die zwischen dem innersten Wesen des Monarchen und seiner Zeit lag, und die sich von da an noch stetig vergrößern sollte.



Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Der königliche Umgangskreis im Schlosse zu Berlin wie in Sanssouci bestand, wenngleich auch Alexander v. Humboldt, den General v. Wrangel „unseren demokratischen Weltweisen" nannte, regelmäßig am Hofe verkehrte, doch durchweg aus Männern von hochreaktionärer Gesinnung. Zu den Intimen des Königs gehörten zum Beispiel v. Rochow,

bis 1842 Minister des Innern, der Autor des Wortes vom „beschränkten Unterthanenverstand"; die Generale v. Thiele und von der Gröben; der Generaladjutant Leopold v. Gerlach; Graf Friedrich v. Brandenburg, der spätere Ministerpräsident, ein Sohn König Friedrich Wilhelms II. aus seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin v. Dönhoff, und der bedeutende und geistvolle General Joseph v. Radowitz, der Soldat und Diplomat zu gleicher Zeit war. Des letzteren Ansichten hatte Friedrich Wilhelm IV. in dem Verfassungspatent vom 3. Februar 1847 zu verwirklichen gesucht. Der dadurch einberufene und nur mit sehr beschränkten Befugnissen ausgestattete Vereinigte Landtag war jedoch dem Volke kein Ersatz für die ihm schon von Friedrich Wilhelm III. verheißene und noch immer vorenthaltene parlamentarische Verfassung. Immer ungestümer wurden die Stimmen, welche an die Erfüllung jenes königlichen Versprechens mahnten, aber sie wurden unwillig zur Ruhe gewiesen.

Ein ganzes Jahr war über die Periodizität des Landtags und sein Budgetrecht verhandelt worden, dann kam die ganz unerwartete Kunde von der Pariser Februarrevolution. Unter dem tiefem Eindruck dieses Ereignisses schickte der König seinen Vertrauten, den General v. Radowitz, nach Wien, um dort den Plan einer von dem Monarchen entworfenen Bundesreform zu erörtern, die bloß eine Machtvergrößerung des alten Bundestages ohne seine gründliche Umbildung bedeutete. Der österreichische Reichskanzler, Fürst Metternich, war ganz damit einverstanden, und deshalb ließ er am 10. März mit Preußen zusammen eine Einladung an die deutschen Bundesmitglieder zu gemeinsamen Beratungen nach Dresden auf den 20. März ergehen. Das hielt der König für genügend, um die mit jedem Tage mehr zunehmende Gärung im Lande und namentlich in der Hauptstadt zu dämpfen. Als dann aber auch die Botschaft von der Wiener Märzrevolution und dem Sturze Metternichs

hinzukam, meinte er, der gerade in Potsdam weilte, doch: „Ich muß nur machen, daß ich nach Berlin komme, sonst machen sie mir dort auch Dummheiten."

Hier empfing er am 14. eine Abordnung des Berliner Magistrats und der Stadtverordneten, die ihm eine Adresse



Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.

Prinz Wilhelm von Preußen (1848).

mit Darlegung der politischen Zustände und Erwartungen des Landes überreichten. Der König verwies in seiner Antwort alle Entscheidungen auf das Zusammentreten des Vereinigten Landtags, den er auf den 27. April einberufen wolle, betonte aber ganz besonders, daß er an der ständischen Gliederung als Grundlage einer Verfassung Preußens festhalte.

Am 15. und 16. kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen Volk und Militär, und der König sah nun doch die Notwendigkeit ein, zeitgemäße Reformen zu bewilligen. Selbst jetzt zauderte er jedoch damit, um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als habe er einem Zwange nachgegeben. Am 17. März herrschte Ruhe in der Stadt, und nun schien der Augenblick zur Bekanntmachung der Gewährungen gekommen.

Am Vormittag des 18. März, der auf einen Sonntag fiel, verkündete ein Extrablatt der „Allgemeinen preußischen Zeitung" die Aufhebung der Censur, die Freigabe der Presse unter gewissen gesetzlichen Bestimmungen und stellte eine gründliche Umgestaltung der Verfassung und der öffentlichen Verhältnisse des deutschen Bundes durch Verständigung mit den übrigen deutschen Regierungen in Aussicht; der Vereinigte Landtag wurde bereits zum 2. April einberufen.

In der ganzen Stadt entstand eine freudige Erregung, und Tausende von Menschen drängten sich nach dem Königsschlosse hin, um dem Monarchen ihren Dank in einem Lebehoch auszudrücken. Friedrich Wilhelm IV. erschien auch, von dem Minister des Innern, Herrn v. Bodelschwingh, begleitet, zweimal auf dem Balkon über dem Portal I des Schlosses. In den Jubel, der ihn begrüßte, mischten sich aber auch Rufe: „Militär zurück!" welche sich auf die zur Deckung des Schlosses in dessen Höfen und an den Eingängen versammelten Truppen bezogen. Als der Lärm immer ärger wurde, sollte der Schloßplatz geräumt werden, und dabei ereignete sich — es war bald nach zwei Uhr nachmittags — das verhängnisvolle „Mißverständnis", daß aus den Reihen der Soldaten zwei Schüsse fielen, die freilich durch bloßen Zufall losgingen und niemand verletzten.

Mit Entsetzen und Rachegeschrei stob das Volk auseinander. Durch alle Straßen erschollen die Rufe: „Verrat! Man schießt auf das Volk! Zu den Waffen!" Wie weit

das Mißtrauen gegen den Hof gediehen war, beweist am schlagendsten, daß in der Bürgerschaft ohne weiteres geglaubt wurde, man beabsichtige, die Freiheitsforderungen des Volkes im Blute zu ersticken. Daher auch der wilde Kampfesmut, der sich im Nu der Bevölkerung in ihrer überwiegenden Mehrheit bemächtigte. Wie durch einen Zauberschlag erhoben sich während der nächsten zwei Stunden gegen zweihundert Barrikaden in den Straßen Berlins, und dann begann ein vierzehnstündiger blutiger Straßenkampf, der von beiden Seiten mit der furchtbarsten Erbitterung geführt wurde.



Joseph v. Radowitz.
Nach einer Lithographie von Schertle.

Als die Kunde von dieser unheilvollen Wendung in das Schloß gelangte, suchte der König das Volk dadurch zu beruhigen, daß er Fahnen mit der in großen Buchstaben darauf zu lesenden Inschrift „Mißverständnis" umhertragen ließ, was jedoch vergeblich blieb. Eine Abordnung wohlmeinender Bürger trug dem Könige die inständige Bitte vor, er möge doch den Abbruch des Kampfes befehlen und die Truppen überhaupt aus Berlin zurückziehen, dann sei der Friede mit der Bürgerschaft hergestellt, welche die Person des Monarchen und den Frieden in der Hauptstadt schützen werde. Davon wollte der König jedoch nichts wissen. Er wies mit der Hand zum Fenster hinaus auf die Königsstraße und sagte: „Diese Straße ist schon mein, und die übrigen werde ich auch nehmen!" Er bemerkte ferner, es sei ja nur die „Crapule" der Bevölkerung, die diesen Kampf

begonnen habe, und zeigte dann auf die schwarz-rot-goldene Fahne, welche auf dem hohen Gebäude der D'Heureuseschen Konditorei an der Roßstraßenecke flatterte. „Schafft mir diese Fahne aus den Augen!" sagte er, die Deputation entlassend.

Der Hofkreis versicherte dem Monarchen, daß man es nur mit einem durch fremde Agitatoren aufgehetzten Gesindel zu thun habe. Es fehlte ja in der That nicht an ausländischen Emissären, namentlich Franzosen und Polen, und daß sich auch allerlei Gesindel, wie es in keiner Großstadt fehlt, beteiligte, ist selbstverständlich; dadurch wird die Thatsache aber nicht weggeschafft, daß den Hauptbestandteil der Kämpfenden ehrbare Bürger, Handwerker und Arbeiter bildeten, denen sich auch Studenten und andere Leute aus höheren Ständen zugesellten.

Am Abend dieses Tages traf der Landrat Georg v. Vincke, der berühmte Oppositionsredner des Vereinigten Landtags von 1847, aus seiner westfälischen Heimat in Berlin ein und eilte nach einer Beratung mit der noch in Berlin weilenden rheinischen Deputation, ohne sich erst umzuziehen, in Reisekleidern ins Schloß, um dem Könige Vorstellungen über die Lage zu machen. Er traf ihn umgeben von Prinzen und Generalen, auch einige Prinzessinnen befanden sich im Saale. General v. Thiele führte ihn ein; Vincke schilderte die schrecklichen Zustände in der Stadt und fügte hinzu, wie sehr es ihn schmerze, unter dem Donner der Geschütze hier eingetroffen zu sein, worüber General v. Gerlach und noch einige Offiziere lachten.

Darauf sagte Vincke entrüstet: „Lachen Sie nicht, meine Herren, denn morgen dürften Sie vielleicht nicht mehr lachen!"

Beruhigend meinte der König: „Sie irren sich, Vincke, es hat niemand gelacht."

Jener gab die kurze Antwort: „Doch, Majestät, und ich halte den Augenblick nicht für geeignet dafür."

Dann bat der westfälische Freiherr, der König möchte doch dem unnützen Blutvergießen ein Ziel setzen; die Fortdauer der Feindseligkeiten könne die Erbitterung der Barrikadenkämpfer nur steigern, während die Truppen, die ohne Lebensmittel seien, doch bald ermatten müßten.

Der Prinz von Preußen bemerkte dazu, es würden gegen Morgen frische Streitkräfte erwartet, worauf Vincke erwiderte, wenn die Fortsetzung des Kampfes fest beschlossen sei, dann sähe er wohl, daß seine Mission eine überflüssige wäre. Diese Gesinnungen habe er aber nicht im königlichen Schlosse zu finden geglaubt.



Minister v. Bodelschwingh.

Während der König sich entfernte, fuhr einer der Anwesenden mit den Worten gegen Vincke los: „Das ist die Frucht Ihres schändlichen Landtags, der hat uns das alles auf den Hals gebracht."

„Schämen Sie sich," entgegnete ihm der Landrat aufgebracht, „daß Sie so von einer Institution des Landes zu reden wagen, die der König zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen das Volk ins Leben gerufen!"

Und als einer der Generale ihm Vorhaltungen darüber machen wollte, wie er dazu komme, in den königlichen Gemächern eine solche Sprache zu führen, antwortete er unbeirrt: auch in königlichen Gemächern werde er nicht dulden, daß man die Mitglieder des Vereinigten Landtags beschimpfe.

Man versuchte dann, im Gespräche wieder einzulenken.

und nach einer Weile näherte sich der König von neuem dem Landrat, indem er sagte: „Nun, mein lieber Vincke, Sie soupieren doch heute bei mir?"

„Ich soupiere nicht," gab aber der knorrige Westfale kurz zurück und verließ das Schloß.

Wie Sybel mitteilt, hat kein anderer der Friedensvermittler, die sich im Schlosse einstellten, einen so tiefen Eindruck auf den Monarchen gemacht, wie der freimütige Vincke. Gegen drei Uhr nachts schrieb Friedrich Wilhelm eigenhändig die berühmte Proklamation „An meine lieben Berliner" nieder, in welcher er weitgehende Zugeständnisse machte und versprach, daß die Truppen die Stadt verlassen sollten, sobald der Kampf aufgegeben werde. Als dann am folgenden Vormittag aber wieder eine Abordnung der Stadtbehörden mit Bitten vor ihn trat, ließ er sich doch dazu bewegen, den Abmarsch der Truppen vom Kampfplatz zu befehlen; wie Sybel angiebt, hat sich der König den Rückzugsbefehl vom Grafen Arnim-Boitzenburg entreißen lassen, den er an Herrn v. Bodelschwinghs Stelle zum Minister ernannt hatte, während nach Gerlach und Meyerinck, denen auch Fürst Bismarck zugestimmt hat, die Entstehung und Weitergabe des Befehls Bodelschwingh zugeschoben werden muß. Die alsbald von drohenden Aufrührermassen umringten Truppenabteilungen waren nicht im stande, wieder beim Schlosse Stellung zu nehmen und dort sich, wie der König wünschte, ohne Kampf zu behaupten. Generallieutenant v. Prittwitz, dem der Oberbefehl übertragen worden war, entließ sie schließlich bis auf einen kleinen Rest aus Berlin.

Der verstorbene Prinz Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen berichtet in seinen kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen darüber: „König Friedrich Wilhelm IV. erzählte mir einst bei einem Spaziergange, acht Jahre später, als ich Adjutant bei ihm war, er habe, als die Aufständischen die bewilligte Frist hätten verstreichen lassen, dem General v. Prittwitz

Befehl gegeben, den Kampf nach seinem Plane weiterzuführen. Kaum habe der General ihn verlassen, so sei der Prinz von Preußen hereingekommen und habe ihn gefragt, ob es wahr sei, daß er, der König, den Befehl gegeben habe, die Truppen zurückzuziehen. Er habe ihm erwidert: „Bist du toll?“ habe den General v. Prittwitz wieder rufen lassen, der auf die Frage: „Herr General, wo sind Ihre Truppen? Ich mache Sie mit Ihrem Kopf dafür verantwortlich,“ mit zitternder Stimme geantwortet habe: „Majestät müssen mir den Kopf vor die Füße legen lassen, die Truppen haben sich mir unter den Händen verkrümelt.“ Auch zu Gerlach äußerte der König unmittelbar nachher, wie dieser in seinen Denkwürdigkeiten anführt, Prittwitz hätte die Truppen keinenfalls vor Räumung der gegenüberstehenden Barrikaden zurückziehen dürfen.



Freiherr v. Vincke,
Abgeordneter des 13. westfälischen Wahlbezirks.

Doch es war nun einmal geschehen und der König vollständig der Macht des Volkes preisgegeben. Während immer dichtere Scharen von Barrikadenkämpfern das Schloß umfluteten und alle seine Höfe füllten, beschlossen der König und die vor Aufregung krank gewordene Königin, Berlin heimlich zu verlassen. Während sie eine für die Reise geeignete Kleidung anlegten, eilte der Zeremonienmeister Graf v. Stillfried nach den Linden, um von dort eine geschlossene Droschke zu holen. Mit einer solchen zurückgekehrt, ließ er das Fuhrwerk am Fuß der zu den königlichen Gemächern führenden Treppe halten. Der Graf wollte

diese gerade hinaufeilen, um das Königspaar zu benachrichtigen, als er den schrecklichen Zug der auf Bahren getragenen Leichen gewahrte, der in diesem Augenblick sich in den Hof hereinbewegte.

Nun war es zu spät, die Flucht anzutreten. Als Hunderte von Stimmen nach dem König riefen, trat Friedrich Wilhelm mit seiner halb ohnmächtigen Gemahlin am Arm auf die Galerie, die sich über jener Treppe öffnet, und entblößte vor den Gefallenen das Haupt. Der Fluchtgedanke wurde dann für die nächsten Stunden als aussichtslos fallen gelassen, nach eingetretener Dunkelheit aber meinte der König, auf der Spree ungefährdet nach Charlottenburg gelangen zu können. Als das Königspaar dann auf der Treppe hinabstieg, die an der Westseite des Schlosses zum Wasser hinabführt, stieß man ganz unerwartet auf eine von ihrem Hauptmann in den Kellerräumen heimlich untergebrachte Compagnie Soldaten, während im übrigen der Ausmarsch der Berliner Garnison bereits begonnen hatte. Ob der König sich dadurch nun beruhigt fühlte, oder was sonst eine Aenderung seines Vorhabens bewirkte, kurzum, die Flucht unterblieb. Der Prinz von Preußen dagegen, den das Volk ohne Grund für die Opfer des Straßenkampfes verantwortlich machte, verließ Berlin auf ausdrücklichen Befehl des Königs und reiste an seinem 51. Geburtstage, dem 22. März, wie ein Flüchtling durch Preußen und Mecklenburg nach London, um erst am 7. Juni nach Potsdam zurückzukehren.

Nachdem das Militär die Stadt geräumt hatte, übernahm die Bürgerwehr den Schutz derselben und des Schlosses. Der König erließ eine Amnestie für alle politischen Vergehen und erklärte in seiner Proklamation vom 21. März an die deutsche Nation, daß er sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes stelle. Er ließ die schwarz-rot-goldene Fahne jetzt von dem Dache seines

Schlosses wehen und hielt, mit diesen Farben geschmückt, einen Umritt durch die Straßen, wobei er verkündigte, daß von nun an Preußen in Deutschland aufgehe. Der Gutsherr von Schönhausen, Otto v. Bismarck, der damals in-



General v. Wrangel.

grimmig meinte, „daß die großen Städte als Herde der Revolutionen vom Erdboden vertilgt werden müßten", prophezeite gleich, daß diesem phaetonischen Fluge des Königs ein phaetonischer Sturz folgen werde.

Aehnliches dachte auch General v. Brandenstein, der

Oberstallmeister, als er an jenem Tage seinem Gebieter einige Pferde zur Auswahl für den „Kaiserritt" vorführen ließ. Voran stellte er einen prächtigen Hengst „Altamont", damit der König auf ihm wie auf einem stolzen Kriegsrosse zur Eroberung Deutschlands hinausziehe. Weil das Tier aber leicht scheute, winkte der kurzsichtige König ab und bestieg die Fuchsstute „Maiden". „Nicht mal 'nen Streithengst!" stieß Brandenstein hervor, indem er sich, von schmerzlichem Gefühl erregt, zu dem neben ihm stehenden Stillfried hinwendete. Es sollte Friedrich Wilhelm IV. nicht vergönnt sein, die deutsche Frage ihrer Lösung näher zu bringen; als er gewahrte, welche üble Aufnahme seine Projekte im übrigen Deutschland und namentlich in Wien fanden, wichen er und seine Minister zurück, indem sie alle weiteren Verhandlungen über das Verfassungswerk nach Frankfurt verlegten.

In Berlin herrschte während der nun folgenden Monate eine Unruhe und Unsicherheit in allen Verhältnissen, die besonders den Gewerben und dem Handel verderblich wurde. Hunderte wohlhabender Familien verließen die Stadt. Die Unterbrechung von Handel und Wandel und das Stocken jeglicher Gewerbthätigkeit ließ das Heer der Arbeits- und Brotlosen unheimlich anschwellen. Dadurch wurde der Thätigkeit wühlerischer Demagogen mächtig vorgearbeitet; die Hauptschreier führten das Wort, und die Klubs und Volksversammlungen entschieden die großen Fragen des Tages. Die Minister wechselten in rascher Folge, hatten aber weder nach oben noch nach unten Halt, und jegliche Autorität fehlte. Am 15. Juni wurde das Zeughaus gestürmt und geplündert. Der König hatte um diese Zeit längst mit seiner Umgebung dauernden Aufenthalt in Potsdam genommen und gab seine Abneigung gegen das Treiben in der Hauptstadt deutlich genug dadurch zu erkennen, daß er, wenn er einmal nach Berlin kam, nie länger als einen

Tag dort blieb. In der Volkspresse und in Volksversammlungen wurde oft genug auf seine Rückkehr gedrungen; besonders machte ein Plakat: „Der König gehört in die Hauptstadt!" großes Aufsehen.

Als die Gardetruppen aus Schleswig zurückkehrten, wurde General v. Wrangel zum Kommandeur sämtlicher Truppen in den Marken ernannt und erließ am 17. September in seiner neuen Eigenschaft einen Armeebefehl, worin er sich und seine siegreichen Scharen als eine Stütze der „guten Bürger" hinstellte. Am 21. hielt er in Berlin eine Parade ab, wobei er das sich um ihn drängende Volk anredete. Er hob zuerst die Stärke seiner Militärmacht hervor und beklagte dann die Berliner wegen ihrer gegenwärtigen unglücklichen Verhältnisse und des heruntergekommenen Zustandes ihrer einst so blühenden Stadt, in der jetzt „Gras in den Straßen wachse". Wrangel, der den alten Blücher bis auf die Verwechslung der Dative und Accusative kopierte, imponierte den Berlinern.

Als es am Abend des 31. Oktober wieder einmal zu einem Straßentumult vor dem Berliner Schauspielhause kam, in dem die Konstituierende Nationalversammlung tagte, berief der König am folgenden Tage das „Ministerium der rettenden That" unter dem Präsidium seines Oheims, des Grafen Brandenburg. Dieser sträubte sich gegen die Uebernahme eines so verantwortlichen Postens und erwiderte auf die Aufforderung des Königs: er sei nur Soldat, verstehe nichts von der Staatsverwaltung und könne die Stellung als Ministerpräsident unmöglich ausfüllen. Er fühle sich im Gegenteil alt und invalide und bitte auch als General um seinen Abschied. Da schrieb ihm der König folgenden Brief:

I.

Euer Excellenz bewillige ich hiermit den erbetenen Abschied.

II.

Als Chef Deines Hauses befehle ich Dir, augenblicklich, tot oder lebendig, zu mir zu kommen und das Präsidium des Ministeriums zu übernehmen.

Die Nationalversammlung aber schickte am 2. November eine Deputation an den König, um die Einsetzung eines volkstümlicheren Ministeriums zu verlangen. Der König schlug das Begehren kurz ab und verweigerte ferneres Gehör, da rief Johann Jacoby, der Abgeordnete von Königsberg, ihm im Weggehen zu: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nie hören wollen!" Die Antwort war die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg, und als die Mehrheit trotzdem in Berlin weiterzutagen beschloß, wurden ihre Sitzungen am 10. November geschlossen, nachdem General v. Wrangel mit 15,000 Mann eingerückt war. 227 Mitglieder beschlossen hierauf am 15. November im Mielentzschen Lokal auf Antrag von Schulze-Delitzsch, daß dem Ministerium Brandenburg die Steuern zu verweigern seien, fanden jedoch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, im Volke keine Nachfolge.

Die Versammlung trat am 27. November in Brandenburg wieder zusammen, wurde jedoch am 1. Dezember durch den Austritt der Opposition beschlußunfähig und am 5. Dezember aufgelöst. Friedrich Wilhelm IV., der am 11. April bei der Eröffnung des Vereinigten Landtags erklärt hatte, er werde nicht dulden, daß das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konstitutionelles umgewandelt werde, und daß sich zwischen ihn und das Land ein beschriebenes Blatt Papier eindränge, gab jetzt aus eigener Machtvollkommenheit eine freisinnige Verfassung, womit Preußen in die Reihe der modern-konstitutionellen Staaten eintrat. Damit gelangte die Berliner Bewegung von 1848 zu ihrem Abschluß.

Mannigfaltiges.

Um eine Perlenschnur. — Einige Werst von Ostrog im russischen Gouvernement Wolhynien stehen mehrere Häuser zerstreut an einem Walde. In eines derselben trat an einem Sommermorgen des Jahres 1851 ein Hausierer Namens Iwan Zweigbaum. Er bot der Hausfrau seine Ware an, wurde aber abgewiesen, da ihr Mann zum Markte gegangen und keine Kopeke im Hause sei. Da schlug der Hausierer einen Tauschhandel vor, und die Frau, einen Kleiderstoff in frischen Farben bei seinem Krame bemerkend, sucht in allen Winkeln des Hauses nach Tauschobjekten, findet aber nichts als eine Schnur Glasperlen und meinte, diese würde der Hausierer wohl ebensowenig gebrauchen können, als sie selbst. Zweigbaum nahm indes die Glasperlen in die Hand, klimperte damit gleichgültig und meinte dann, es finde am Ende alles seinen Käufer. Er überließ der erstaunten Frau das schöne Kleid und ging mit den Glasperlen davon.

Der Hausierer, der sofort erkannt hatte, daß es sich hier nicht um Glas-, sondern um wertvolle Meeresperlen handle, eilte in der Hauptstadt Shitomir zu einem ihm bekannten Juwelier, der ihm erklärte, daß die Perlen in der That echte Meeresperlen seien und einen Wert besäßen, der sein Vermögen weit übersteige.

Auf den Rat dieses Mannes begab sich nun Zweigbaum zu einem Juwelier nach Warschau, der die Perlen ebenfalls für Meeresperlen von enormem Werte erklärte und dem glücklichen Eigentümer riet, sie dem kaiserlichen Hofe zum Kaufe anzubieten, da er wohl schwerlich eine Privatperson als Käufer finden dürfte.

Zweigbaum reiste nach Petersburg, wo ihm in der That das Glück zu teil wurde, sein Kleinod der Kaiserin selbst vorlegen zu dürfen. Die ersten Juweliere der Stadt wurden gerufen, welche den Perlenschmuck auf mehrere hunderttausend Rubel schätzten, und die hohe Frau, ganz hingerissen von der Größe und dem Glanze der Perlen, befahl ihrem Hofzahlmeister, dem Hausierer den geschätzten Wert sofort auszuzahlen. Dieser Beamte forderte Zweigbaum auf, ihm zu folgen, führte ihn in seine eigene Wohnung und hieß ihn dort die Quittung schreiben, mittels deren er das Geld bei der kaiserlichen Kasse sofort erheben und ihm einhändigen werde.

Der Hausierer schrieb die Quittung, der Hofzahlmeister nahm sie und entfernte sich mit der Versicherung, in ein paar Minuten wieder zurück zu sein; aber Stunden verstrichen, ohne daß er kam. Zweigbaum wurde ängstlich und suchte endlich nach Aufklärung; aber zu seinem nicht geringen Schrecken bemerkte er nun, daß man ihn eingeschlossen hatte. Im Abenddunkel stand er, der noch vor kurzer Zeit ein Paradies vor sich sah, trostlos vor einem Rätsel. Endlich wurde die Thür geöffnet, und mehrere Kosaken traten herein. Zweigbaum wurde von ihnen ergriffen, trotz seines Geschreies rasiert, kurz geschoren und in einem verschlossenen Wagen aus Petersburg fortgeschafft. Nach Monaten erst erreichte er den Ort seiner Bestimmung, nämlich den Kaukasus, wo er zum regulären Soldaten gedrillt wurde.

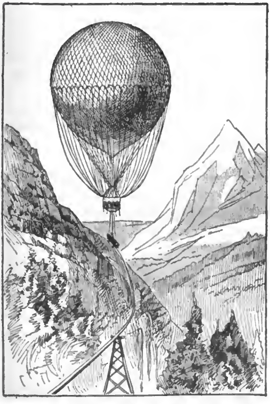
Fast ein Jahr war vergangen, und er war eines Tages in dem Garten seines Generals mit dem Anpflanzen von Steckreisern beschäftigt. Es war ein schöner Frühlingsmorgen, und einige weibliche Dienstboten des Generals gingen mit dessen Kindern spazieren. Ein Knabe mit einem bunt bemalten Ruder schritt vor ihnen her, denn es war auf eine kleine Wasserfahrt auf dem nahen Teiche abgesehen. Sie bestiegen das zierliche Schiff, und der Knabe führte es munter durch das Gewässer. Der Sohn des Generals hatte sich auf die Schiffsbank gestellt, wobei ihn die Kindsfrau umschlungen hielt; aber sein Schwesterchen stürzte sich in schalkhafter Laune auf die Kindsfrau, welche, dadurch das Gleichgewicht verlierend und den stehenden Knaben mit sich reißend, über das Geländer des Schiffes ins Wasser

fiel. Das Jammergeschrei rief Zweigbaum herbei; dieser, ein vortrefflicher Schwimmer, warf sich rasch in das Wasser. Die Kindsfrau, die sich wieder ins Boot gerettet hatte, zeigte ihm vom Schiff die ungefähre Stelle, wo der Knabe versunken war; er tauchte unter, gewahrte das Kind und brachte es noch lebend zum Lichte empor. Der General hatte von dem Ereignis bald Kunde erhalten, überhäufte Zweigbaum mit Aeußerungen der Dankbarkeit und bestellte ihn, den er noch vom Wasser triefend im Garten antraf, in seine Wohnung. Als dieser nach gewechselter Kleidung dort erschien, drückte ihm der General die Hände und forderte ihn auf, einen Wunsch auszusprechen, welchen zu erfüllen er sich glücklich fühlen würde.

Zweigbaum bat den General nur um die einzige Gunst, eine Geschichte anzuhören, die er ihm erzählen wolle. Der General lächelte und erwiderte ihm, er könne sich wohl denken, um was es sich handle; denn als Zweigbaum als Rekrut eingebracht worden war, hatte man dem Regimentskommando zugleich die Anzeige gemacht, daß er nicht ganz bei Verstand sei und die fixe Idee habe, der Kaiserin eine Perlenschnur verkauft zu haben. Indessen zeigte sich der General bereit, dem Retter seines Kindes zuliebe das Märchen anzuhören. Zweigbaum erzählte nun so lebhaft, so anschaulich, daß sich der General ergriffen fühlte und endlich die volle Ueberzeugung gewann, der Mann sei nichts weniger als geistesbefangen. Einige Zeit darauf wurde es dem General möglich, einen Urlaub nach Petersburg zu erlangen, wohin ihn Zweigbaum begleitete. Der General durfte dort dem Kaiser Nikolaus das seltsame Abenteuer des Hausierers vortragen. Dieser wurde vorgerufen, und der Kaiser erkannte ebenfalls, daß Zweigbaum bei klarem Verstande sei, und er frug ihn, ob er jenen Zahlmeister wohl wieder erkennen werde. Als Zweigbaum bejahte, ließ Nikolaus alle beim Hofzahlamt angestellten Herren vorrufen. Der ehemalige Hausierer sah den Betrüger wieder, und der Beschuldigte stand todblaß und zitternd vor dem Kaiser, welcher ihm sein Schicksal verkündete. Es war dasselbe, welches vor ihm Iwan Zweigbaum erduldete; er wurde sofort geschoren, als gemeiner Soldat eingekleidet und in den Kaukasus geschickt. Iwan Zweigbaum aber erhielt sein Geld

nebst Zinsen ausbezahlt unter der Bedingung jedoch, daß er die Hälfte an jene Bauersfrau, von der er die Perlenschnur erhalten, abtrete. C. T.

Neue Erfindungen: I. Der Fesselballon als Motor für eine Bergbahn. — Bereits im Februar 1898 wurde aus dem Goldlande Alaska gemeldet, daß die Drahtseilbahn nach dem Klondykegebiet eröffnet worden sei. Die Chilkoot-Eisenbahn- und Transportgesellschaft hat sie durch die Trento Iron-Gesellschaft ausführen lassen; es ist eine schwebende Drahtseilbahn, welche Passagiere und Frachten hoch in der Luft in Wagen, die an auf Eisenpfosten ruhenden Drahtseilen hängen,



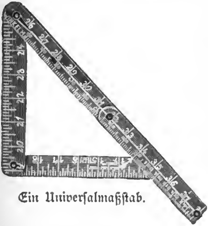
Der Fesselballon als Motor für eine Bergbahn.

von Dyea über den gefürchteten Chilkootpaß nach dem Lindemansee befördert. Daneben ist nun nach amerikanischen Blättern auch der Plan aufgetaucht, eine Beförderung mittels Luftballon nach Klondyke herzustellen, und derselbe Gedanke soll auch in dem süddeutschen Alpengebiet verwirklicht werden. Auf den Gipfel des Stauffen wird ein Fesselballon den Wagen ziehen, wenn dies Projekt zur

Ausführung gelangt. Der Stauffen ist ein Bergrücken des Chiemseegebirges in den Altbayerischen Alpen südwestlich von Salzburg, der sich von Inzell bis in das Saalachthal zwischen dem vielbesuchten Bade Reichenhall und Mauthausen zieht. Die östlichste Spitze ist der Hochstauffen oder Zenokopf (1773 Meter), die mittlere der Mitterstauffen oder Zwiesel (1772 Meter). An Stelle der bisher verwendeten Bahnsysteme soll eine Schiene treten, die sich, auf eisernen, in Zwischenräumen von 5 zu 5 Meter aufgestellten Trägern ruhend, längs dem Berghange bis zur Spitze emporzieht, wie dies unsere Abbildung veranschaulicht. Der darauf laufende Wagen wird durch ein System mit Haken versehener Blockrollen auf der Schiene festgehalten und gezwungen, ihr zu folgen, während ihn die hebende Kraft eines Fesselballons bis zum Gipfel zieht. Die Fahrt thalwärts wird durch die bloße Schwere des Wagens bewirkt, während der mit Wasserballast versehene Ballon als Hemmvorrichtung dient. Man hat für diesen Zweck ein 500 Liter fassendes Reservoir vorgesehen. Versuche im kleinen haben äußerst befriedigende Ergebnisse geliefert. Der Ballon soll einen Durchmesser von 22 Meter und eine Hebekraft von 4500 Kilogramm besitzen; rechnet man das Gewicht der Hülle, des Kabels, das Ballon und Wagen verbindet, des letzteren selbst und des Zubehörs mit 3400 Kilogramm ab, so würde eine verwendbare Kraft von 1100 Kilogramm übrig bleiben. Die ganze Einrichtung ist natürlich erheblich rascher und viel billiger herzustellen als eines der sonst vorhandenen Bergbahnsysteme, freilich wird sie aber auch nur bei ganz ruhiger Luft den Betrieb aufrecht erhalten können. In solchem Falle dürfte die Originalität des Gedankens allerdings genug Touristen veranlassen, den Aufstieg auf den Stauffen in dieser, noch nicht dagewesenen Weise mitzumachen. E. M.

II. Ein Universalmaßstab. — Eine für Techniker, Ingenieure, Handwerker u. s. w. äußerst wichtige Erfindung ist Schuberts Universalmaßstab, der von der Berliner Maßstabfabrik Oskar Schubert & Comp. in den Handel gebracht wird. Dieser Maßstab hat keine hervortretenden Gliederenden, welche beim Messen oft hinderlich sind, ist zusammengelegt um ca. 25 Millimeter kürzer, bricht nicht so leicht als andere und ist außerdem als Winkel-

messer, Schmiege, Zirkel, Innen- und Außentaster verwendbar. Der Maßstab erlaubt mit Leichtigkeit beliebige Winkel von 10 bis 170 Grad ohne weitere Rechnung als Schmiege einzustellen, zu welchem Zwecke auf den beiden letzten Gliedern eine Skala aufgetragen ist (siehe den langen Schenkel der Figur), die nach diesem Satze berechnet und aufgerissen in ihren Zahlen den jeweilig zu bestimmenden Winkeln entspricht. Will man zum Beispiel einen rechten Winkel zwischen den beiden Gliedern einstellen, wie in der Zeichnung dargestellt, so bringt man den Teilstrich 90 den auf dem unteren horizontalen Glied markierten Pfeilspitzen gegenüber, bei einem Winkel von 60 Grad die 60 der Skala, bei 45 Grad die 45 u. s. w. Selbstverständlich läßt sich auch bei der Aufnahme von Gegenständen, Reparaturen ꝛc., zum Beispiel bei Glaserarbeiten, jeder Winkel bequem durch die Schmiege einstellen, an der Skala absehen, im Notizbuch notieren und in der Werkstätte wieder einstellen, gewiß ein ganz wichtiger, jeden Irrtum ausschließender Umstand. An den beiden letzten Gliedern des Universalmaßstabes sind drehbare Spitzen angebracht, welche denselben als Zirkel verwenden lassen. Dreht man diese Spitzen nach den Seiten, so kann man denselben als Innen- und Außentaster verwenden. Beim Messen laufender Meter dreht man die Endspitze nach der Außenseite des Maßstabes und reißt den gemessenen Meter mit der Spitze an; so hat man ein gut sichtbares Merkmal. Dieser Universalmaßstab bildet eine praktische, Zeit und Geld ersparende Neuheit und ist nicht teurer als die gewöhnlichen Maßstäbe gleicher Qualität. F. Z.



Ein Universalmaßstab.

Politik und Aktien. — Im Jahre 1830 rissen sich die südlichen Provinzen Hollands von Holland los und konstituierten sich als unabhängiger Staat Belgien. In Frankreich war Casimir-

Périer Minister des Innern und Marschall Soult Kriegsminister. Frankreich, das bekanntlich schon seit länger als hundert Jahren sein Augenmerk auf Holland richtete, hielt den Zeitpunkt für gekommen, um wenigstens sich das revolutionierte Belgien anzugliedern. Es ging dies um so leichter, als französische Truppen den Revolutionären gegen die Holländer zu Hilfe gekommen waren, und es hätte damals nur einer Volksabstimmung in Belgien bedurft, und Frankreich wäre um eine Provinz reicher gewesen, denn alle Belgier hätten sich lieber für Frankreich erklärt, als daß sie unter das holländische Joch zurückgekehrt wären.

Marschall Soult war in seiner Eigenschaft als Kriegsminister ein eifriger Befürworter der Annexion Belgiens. Anders dachte Casimir-Périer, welcher in dem französischen Norddepartement zahlreiche Kohlengruben und Eisenwerke besaß. Auch Belgien ist bekanntlich sehr reich an Kohlengruben und Eisenwerken. Kam Belgien zu Frankreich, so wurden die im bisherigen französischen Norden liegenden Gruben und Hüttenwerke stark entwertet. Vernunftgründen war Soult nicht zugänglich, und Casimir-Périer durfte, wollte er seine Stellung nicht gefährden, sich auch nicht allzusehr gegen die Annexion Belgiens sträuben. Er beschloß daher, dem patriotischen Kriegsminister auf andere Weise beizukommen. Soult befand sich stets in Geldverlegenheit, und sein Intendant, der dem fürstlichen Haushalt des Marschalls vorstand, hatte alle Hände voll zu thun, um die nötigen Gelder für den Marschall herbeizuschaffen. Hinter diesen Intendanten steckte sich Casimir-Périer, und der Intendant versprach gegen gute Bezahlung dazu behilflich zu sein, Soult von seinen Annexionsgelüsten abzubringen.

Eines Tages ließ sich bei Soult eine Deputation von Industriellen aus dem Norddepartement melden. Soult empfing die Leute erstaunt, denn er wußte nicht, was sie von ihm wollten. Der Sprecher der Deputation hielt eine große Rede. Er pries die Verdienste des Marschalls um den Ruhm und das Glück Frankreichs. Indirekt sei der Marschall der größte Förderer der Industrie Frankreichs, und so hätten sich denn die Industriellen des Norddepartements zusammengethan, um dem verdienten Soldaten und Staatsmann einen kleinen Beweis ihrer Verehrung, ihrer

Anerkennung zu geben. Im Namen dieser Industriellen überreiche die Deputation dem Marschall ein Paket Aktien, die ihn zum Mitbeteiligten bei einigen der großartigsten Hüttenwerke des Norddepartements machten. Das sei eine Ehre für die Hüttenwerke und werde dem Marschall Freude machen, wenn er sähe, wie er enger mit der Industrie verknüpft werde, für die er so viel gethan habe.

In seiner barschen Manier fertigte Soult die Deputation kurz ab und erklärte, es bedürfe nicht derartiger Dinge, um ihn zur Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten. Was er thue, thue er ohne Bezahlung, und die Deputation möge das „Zeug", wie der Marschall despektierlich die Aktien nannte, wieder mitnehmen. Er brauche dasselbe nicht. Die Deputation aber weigerte sich ganz energisch, das Ehrengeschenk, das sie ihm im Namen sämtlicher Industrieller übergäbe, wieder mit sich zu nehmen, empfahl sich rasch und ließ auf dem Tisch des zürnenden Marschalls die Aktien zurück. Als die Deputation fort war, rief Soult seinen Intendanten und fragte ihn, auf die Aktien weisend, was denn das Zeug da wert sei.

Der Intendant prüfte die Aktien und erklärte: „Das Zeug ist nicht viel wert. Wenn, was wir hoffen wollen, wir in der allernächsten Zeit Belgien annektieren, so beträgt der Wert dieser Aktien vielleicht 80,000 bis 90,000 Franken, wird aber Belgien nicht annektiert, so ändert sich die Summe erheblich, denn dann dürften die Aktien ungefähr eine Million wert sein."

„Welch ein Unsinn," sagte der Marschall entrüstet, „welch ein Unsinn mit der Annexion von Belgien! Wer denkt denn daran, Belgien zu annektieren? Ich wenigstens habe nie einen solch thörichten Gedanken gehabt!"

Als am nächsten Tage in der Ministersitzung Casimir-Périer sich gegen die Annexion Belgiens aussprach, stimmte mit ihm der Kriegsminister Marschall Soult, und damit war endgültig der Plan der Annexion Belgiens gefallen. So war durch ein Paket Aktien das Schicksal eines ganzen Staates entschieden und die Politik Frankreichs mit einem Schlage vollständig verändert worden. A. O. K.

Giebt es reitende Zugvögel? — Eine vielfach verbreitete Meinung ist es, daß im Frühjahr und Herbst größere Wander-

vögel, wie Kraniche und Störche, kleinere Vögel, zum Beispiel Bachstelzen und Lerchen, Finken und Drosseln, auf ihren Rücken nehmen und sie über das Meer tragen. Namentlich sollen es die Kraniche sein, welche die Kleinvögel sozusagen auf sich reiten lassen. Ueber solche sonderbare Transporte sind schon häufig Veröffentlichungen bekannt gegeben worden, von denen zwei mitgeteilt seien, weil sie die Hauptpunkte enthalten, auf die sich die erwähnte Annahme stützt.

„Eine interessante Beobachtung über die Zugvögel," schreibt L. Buxbaum, „habe ich in dem letzten Herbst zu machen Gelegenheit gehabt. Ich sah zwei große, ihren Weg nach Süden nehmende Kranichzüge über Raunheim ziehen. Der zweite Zug flog sehr niedrig, und ich konnte, da gerade Vollmond war, denselben genau beobachten. Als die Tiere in meine Nähe kamen, vernahm ich aus der Kranichschar die Stimmen von vielen kleineren Vögeln, und in der That gewahrte ich bald einige dieser Sänger zwischen den Kranichen, welche die Reise mitmachten. Da es schon spät am Abend war, so ist nicht anzunehmen, daß diese kleinen Vögel die Kraniche nur aus Angst umschwärmten, wie es zuweilen am Tage geschieht, denn um jene Zeit pflegen sie schon lange der Nachtruhe. Zudem war es kein Angstgeschrei, welches sie anstimmten, sondern ein fröhliches Gezwitscher. Es ist deshalb die Vermutung sicher zutreffend, daß sich eine Schar kleiner Singvögel dem Kranichzuge angeschlossen hatte. Den Stimmen nach waren es viele solche, im Fluge konnte ich aber nur wenige erkennen. Ob dieselben teilweise auf den Kranichen Platz genommen hatten, vermochte ich nicht zu sehen. Jedenfalls ist damit erwiesen, daß kleine Singvögel zuweilen in Gesellschaft der großen Zugvögel reisen."

Die zweite, von W. Kobelt veröffentlichte Beobachtung lautet: „An einem Herbsttage nachmittags gegen 5 Uhr befand ich mich auf freiem Felde, als ein Kranichschwarm über mich hinwegzog. Die Tiere flogen tief, und ich hörte deutlich das Gezwitscher von kleinen Vögeln, die zweifellos die Kraniche begleiteten. Trotzdem es noch hell genug war, konnte ich nichts von den kleinen Vögeln sehen und mußte darum annehmen, daß das Gezwitscher von Vögeln herrührte, die auf den Kranichen Platz genommen

hatten. Bei den Frühjahrszügen, die den Main meist mittags gegen 11 Uhr überflogen, habe ich niemals kleine Vögel gehört, auch mit dem Fernrohr solche nicht erkennen können, obschon die Kraniche hier meist einen kurzen Halt machen und in geringer Höhe einige Zeit im Kreise herumschweben."

Aus diesen Mitteilungen geht also hervor, daß die Kraniche von kleinen, neben ihnen fliegenden Vögeln begleitet werden, daß man im Herbst aus ihrer Schar zwitschernde Stimmen vernimmt, während dagegen im Frühjahr dieses Gezwitscher nicht gehört wird.

Gegen diese Auffassung, daß kleinere Vögel durch Kraniche fortgetragen werden, hat sich nun neuerdings der Vogelkenner H. Schacht gewandt. Er weist darauf hin, daß die kleinen Vögel auf dem glatten Federrücken der Kraniche gar keinen Halt finden können. Sodann macht er darauf aufmerksam, daß die Bachstelzen und Lerchen ebenso gute Flieger sind als die Kraniche, und daß selbst schlechtere Flieger, wie die Steinschmätzer, wenigstens zum Teil die Reise nach Grönland gerade über das Atlantische Meer zurücklegen, ohne Island zu berühren. Im hohen Norden werden aber weder Kraniche noch Störche angetroffen, so daß hier die Kleinvögel umkommen müßten, wenn sie auf den Transport durch größere Vögel angewiesen wären.

Daß Scharen kleinerer Vögel zuweilen mit Schwärmen größerer Genossen kurze Strecken zusammenziehen, mag vorkommen, wenn sie eben zufällig auf den gemeinsamen Zugstraßen mit ihnen zusammentreffen, aber damit ist noch nicht dargethan, daß sich die ersteren auf den Rücken der letzteren niederlassen. Der Hauptpunkt, weshalb die verschiedenen Beobachter einen Transport der Kleinvögel durch die Kraniche annehmen, ist nur der, daß sie aus der Schar der Kraniche wiederholt ein Gezwitscher herabtönen hörten, ohne kleinere Vögel zu bemerken. Es wurde deshalb angenommen, daß diese auf den Rücken der Kraniche sitzen müßten. Wie es sich damit in Wirklichkeit verhält, darüber giebt uns der schon genannte Vogelkenner H. Schacht folgende Auskunft: „Ich hatte," berichtet er, „einen Lockzeisig herausgehängt, als kurz nach Mittag der Ruf erklang: Kraniche, Kraniche! Sofort öffnete ich das Stubenfenster und vernahm in demselben Augenblick ein so lebhaftes Vogelgezwitscher, daß ich glaubte, in dem neben

meinem Hause liegenden Wäldchen wimmele es buchstäblich von Zeisigen. Jetzt kam mir die nicht sehr hoch über meiner Wohnung kreisende Kranichschar zu Gesicht, und nun erst bemerkte ich, daß das fragliche Gezwitscher von oben herabklang. Wie gesagt, anfangs täuschte ich mich selbst, indem ich das sonderbare Stimmengewirr für wirkliches Zeisiggezwitscher hielt. Zwischen das Gezwitscher mischten sich aber die tiefen Kra- und Krurufe der Kraniche, und sonderbar, sobald die lauten mächtigen Rufe verstummten, dann hatte auch das Gezwitscher ein Ende. Die Kranichschar stieg kreisend immer höher, das Gezwitscher nahm indessen eine ganz andere Klangfarbe an und erinnerte deutlich an die Rufe ziehender Feldlerchen. Selbstverständlich hatte ich meine Augen jetzt schon mit einem Opernglase bewaffnet, und oftmals, wenn die Kraniche ihre Wendungen und Schwenkungen machten, vermochte ich ihre ganze Rückseite zu übersehen, bemerkte aber von kleinen Vögeln keine Spur."

Also auch dieser Beobachter, der das Vorkommen reitender Vögel bestreitet, vernahm aus den Reihen der Kraniche ein Gezwitscher. Aber er giebt dafür eine andere Erklärung. Es steht fest, daß der Kranich ebenso wie andere Vögel im Lauf der Zeit seine Stimme wechselt. Ausgewachsen ruft er, wie erwähnt, Kra oder Kru, in der Jugend dagegen giebt er nur singende Laute von sich. Und diese singende Stimme der jungen Kraniche ist es, die man irrtümlich für das Gezwitscher kleiner Singvögel gehalten hat, die man dann eben auf dem Rücken der Kraniche sitzend glaubte. Mit der Auffassung, daß das Gezwitscher von jungen Kranichen herrührt, stimmt es auch überein, daß man die angeblichen Stimmen der Singvögel immer nur auf den Herbstzügen der Kraniche vernommen hat. Im Herbst, wenn die Kraniche nach dem Süden steuern, ist der Nachwuchs noch so jung, daß er noch die singende Stimme besitzt. Im nächsten Frühjahr aber, wenn die Kraniche wiederkehren, sind die Jungen so weit herangewachsen, daß sie jetzt dieselben Rufe wie die Alten ausstoßen, und darum hört man auch nicht mehr das Gezwitscher der vermeintlichen, reitenden Kleinvögel. Aus den angeführten Gründen darf man daher das Vorkommen reitender Vögel in das Reich der Fabel verweisen.

Th. S.

Zwei Dichter. — An der Tafel des Professors Fergusson in Edinburg saß im Jahre 1786 ein auserwählter Kreis litterarischer Größen. Lebhaft und geistreich knüpfte sich ein Gespräch an das andere. In einem Winkel des Zimmers hockte ein kränklich aussehender Knabe, auf seine Krücke gelehnt, und lauschte atemlos. Da erhob sich ein junger, kräftiger Mann von fast bäuerischem Aussehen, aber mit blitzenden Augen und schwärmerischem Blicke und trug in schwungvoller Weise ein Gedicht vor. Es handelte von einem Soldaten, der tot auf dem Schlachtfelde liegt, während neben ihm sein Weib mit ihrem Kinde sitzt. Kaum hatte er geendet, so spendete die Tischgesellschaft lauten Beifall. Als wieder Ruhe eingetreten war, fragte jener junge Mann: „Aber kennt ihr denn auch den Verfasser dieses Gedichts?"

„Nein," war die Antwort, „ist es nicht von Euch selbst gefertigt?"

„Ich muß leider diese Ehre dankend ablehnen," erwiderte lachend der Deklamator. „Aber weiß wirklich niemand unter so vielen tiefen Kennern englischer Litteratur, wer dieses schöne Gedicht verfaßt hat?"

Alle schwiegen verlegen. Da erhob sich aus seinem Winkel der Knabe, hinkte langsam an seiner Krücke an den Tisch heran und flüsterte dem Professor Fergusson einige Worte in das Ohr. Dieser erhob sich. „Seht, der Knabe hier beschämt uns alle! Das Gedicht stammt aus einem Liedercyklus von Langhorne und ist betitelt: ‚Die Gerechtigkeit des Friedens.' Dieser Knabe hat es gelesen und auch im Gedächtnis behalten, von uns hat sich keiner darauf besonnen!" Der Fragesteller trat zu dem Knaben hin und sah ihm lange sinnend ins Gesicht. „Weißt du, wer ich bin?" fragte er dann.

„Ihr seid Robert Burns, der größte Dichter Schottlands," entgegnete der Knabe. Burns legte die Hand auf des Knaben Kopf und sprach: „Nun, so suche es dahin zu bringen, daß einst dein Name neben dem meinen genannt wird. Wie heißt du denn?" Und die Antwort des kränklichen Knaben, der, auf seine Krücke gestützt, dastand, war: „Walter Scott!"

Vierzig Jahre später erzählte letzterer diesen Vorfall zwischen ihm und Burns, der, von Kummer und Sorgen aufgerieben, schon am 21. Juli 1796 starb. D.

Damenwetten. — Die Lust zu wetten ist nicht nur den Männern, sondern auch den Frauen angeboren und äußert sich bei ihnen neuestens ganz so wie bei jenen in Turf- und Sportwetten aller Art.

Die Damen gehen, laufen, reiten hoch zu Roß und auf dem Rade, rudern, schwimmen, kurz sie thun alles mögliche um die Wette. Unter all diesen Wetten kommen nun auch vielfach solche vor, welche von Frauen vorgeschlagen worden sind und daher die besondere Bezeichnung „Damenwetten" verdienen. Hierher gehört zum Beispiel die etwas ungewöhnliche Wette, welche Fräulein Rosa Nordmann, ehemaliges Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, mit dem als Kunstmäcen bekannten ungarischen Grafen E. eingegangen war. Das Fräulein hatte gelegentlich behauptet, daß es die ungarische Sprache, von der es zur Stunde kaum einige Worte inne hatte, binnen drei Monaten so gründlich erlernen werde, um an einer ungarischen Bühne eine große Rolle in ungarischer Sprache spielen zu können. „Ich wette um was Sie wollen, daß Sie dies nicht fertig bringen," erwiderte der Graf und bot eine größere Summe Geldes als Wettpreis an. Aber die Künstlerin lehnte das ab, da sie nur um der Ehre willen die Wette eingehen wollte, welche sie auch glänzend gewann, indem sie noch vor Ablauf der bedungenen Frist die weibliche Hauptrolle in Echegarays „Galeotto" am Budapester Nationaltheater mit Erfolg spielte.

Ebensoviel Energie in der Durchführung eines Vorhabens bewies kürzlich eine junge Dame in Moskau. Dieselbe hatte mit dem Rentier P. gewettet, daß sie binnen zwei Monaten eine halbe Million gebrauchter Pferdebahnfahrscheine sammeln werde, und der Herr schien seines Sieges völlig gewiß zu sein, da solch eine Riesenarbeit seiner Ansicht nach von einem Weibe nicht bewältigt werden konnte. Aber schon nach 1¾ Monaten überreichte die Dame dem Erstaunten 500 Päckchen, jedes 1000 Stück Fahrscheine enthaltend, und in diesem Falle wurde die aufgewandte Mühe durch die Auszahlung einer namhaften stipulierten Geldsumme belohnt.

Komischer Natur ist folgender Fall. Eine sehr beliebte Wiener Schauspielerin hatte einem Herrn M. Herz und Hand versagt und war daher höchlich entrüstet, als er in zuversichtlichem

Tone erklärte, sie werde ihn binnen kurzem liebevoll auf den Mund küssen. „Niemals!“ rief sie. „Ich kann mich nicht so weit vergessen und wette, daß Sie den Kuß nicht erhalten.“

„Also wetten wir,“ versetzte der Herr, und als Siegespreis wurde ein wertvolles Geschenk festgesetzt. Die Zeit ging hin, und die Künstlerin hatte die Wette fast schon vergessen, als sich am 6. Dezember, wie dies in Wien üblich ist, der heilige Nikolaus mit seinem unzertrennlichen Begleiter, dem Krampus (Teufel), bei ihr einstellte, ihr verschiedene gute Lehren erteilte, sie beschenkte und schließlich aufforderte, ihm einen Kuß zu geben. Die arglose Schauspielerin, auf den Scherz des vermeintlichen Knaben eingehend, that wie ihr geheißen, aber kaum war dies geschehen, so ließ St. Nikolaus die Maske fallen, und der abgewiesene Freier stand vor der Verblüfften.

Da wir gerade bei einer Kußwette sind, so sei auch an eine bekannte Wette der Fürstin Pauline Metternich aus dem Jahre 1862 erinnert. Die Fürstin, Gemahlin des österreichischen Botschafters in Paris und intime Freundin der Kaiserin Eugenie, hatte auf einem Spaziergange mit einem Kavalier gewettet, daß sie auf offener Straße einen eben vorübergehenden schmutzigen Savoyardenknaben küssen werde. Als der Herr dies bezweifelte, nahm sie den Jungen in Gegenwart vieler Zeugen ohne alle Umschweife auf den Arm und küßte ihn herzhaft auf den nicht gerade allzu appetitlichen Mund, ein Verfahren, das dem kleinen, überrumpelten und nicht an Zärtlichkeiten gewöhnten Kerl ein Angstgeheul auspreßte, welches allerdings durch eine Handvoll Goldstücke sehr bald gestillt wurde.

Auch aus dem 18. Jahrhundert sind uns verschiedene historisch beglaubigte Damenwetten überliefert. Kaiser Franz Stephan und seine Gemahlin, Kaiserin Maria Theresia, waren ganz besondere Freunde von Maskeraden und besuchten sehr gerne auch die Redouten, die damals, es war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in den Sälen der Wiener Hofburg abgehalten wurden. Gelegentlich der Besprechung solch eines Ballabends rühmte sich nun der Kaiser, alle maskiert erscheinenden Personen zu erkennen, Maria Theresia aber bot ihm eine hohe Wette an, daß er ihren Kavalier auf der nächsten Redoute nicht erkennen werde. Und in der That erkannte er ihn nicht, obgleich es der

Gelehrte und Direktor des kaiserlichen Münzkabinetts Valentin J. Duval war, ein Mann, mit dem Franz Stephan täglich verkehrte.

Bemerkenswert ist ferner jene Wette, welche die geistreiche Madame de Staël mit dem berühmten deutschen Humoristen Theodor Gottlieb v. Hippel († 1796 als Oberbürgermeister von Königsberg in Preußen) einging. Dieser hatte nämlich in einer Gesellschaft die Behauptung aufgestellt, daß Frauenbriefe ohne Postskriptum ein Ding der Unmöglichkeit seien. Die Staël bestritt dies lebhaft und wettete mit Hippel, daß er unrecht habe. „Nun wohl, Madame," erwiderte er, „liefern Sie mir den Beweis, und ich werde mich zu Ihrer Ansicht bekehren." Demnächst schrieb nun die Dame einen längeren Brief an den Dichter. Sie hatte den Umschlag schon geschlossen, als sie denselben in der Zerstreuung wieder öffnete und die Nachschrift: „Nun, habe ich meine Wette nicht gewonnen?" hinzufügte. Hippel mußte verneinen, und Madame de Staël sah ein, daß sie sich und ihren Schwestern in dieser Hinsicht doch zu viel zugetraut hatte.

Um wieder auf die Neuzeit zu kommen, so hatten mehrere Damenwetten, die aus Anlaß der im November 1896 vorgenommenen Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika stattgefunden hatten, einen für die Damen wenig befriedigenden Ausgang, da sie sämtlich für den jüngeren und ihnen interessanteren Bryan eingestanden waren, während bekanntlich Mac Kinley gewählt worden ist. Infolgedessen mußte zum Beispiel Miß Allen Younger die Kosten ihrer Vermählung mit Thomas Stanton bestreiten, eine andere Dame sich ihr schönes langes Haar abschneiden lassen, eine dritte aber sollte sogar vierzehn Tage lang vollkommenes Stillschweigen bewahren, was ihr indessen nicht gelungen ist.

Eine ähnliche Wette, wie diese letzte, ist auch in Wien eines Tages von zwei Ehemännern darüber abgeschlossen worden, welche von den beiderseitigen besseren Hälften länger schweigen könne. Die Damen waren damit einverstanden und begannen in einer größeren Gesellschaft zu schweigen, während die übrigen Anwesenden eine lebhafte Unterhaltung pflogen, welche natürlich

darauf angelegt war, die Schweigenden zum Reden zu zwingen. Das wollte indes trotz der grausamsten Versuchungen längere Zeit nicht gelingen. Erst dann, als die Rede auf die Ehemänner kam und jemand den Gemahl einer der Schweigerinnen als den Besten der Besten hinstellte, konnte sich die betreffende Dame nicht länger halten, sie sprang auf und berichtigte in raschen Worten die Ansicht des Redners, eine Niederlage, welche dem Herrn Gemahl zwanzig Flaschen Champagner gekostet hat.

Das Gegenstück zu dieser Schweigewette bildete eine Redewette, welche vor einiger Zeit in Paris ausgetragen wurde. Zwei vornehme Damen gingen eine Wette darüber ein, welche von ihnen in einer bestimmten Zeit die meisten Worte sprechen könne. Beide lasen Manuskripte ab. Die eine brachte es in drei Stunden auf 20,500, die andere zungenfertigere aber auf 29,311 Worte.

Ebenfalls in Paris hat sich vor ein paar Jahren nachstehende recht originelle Wette ereignet. Verschiedene Damen hatten einigen Herren, welche die Behauptung bestritten, eine elegante Frau könne alles in Mode bringen, eine Wette darüber angeboten. Dieselbe wurde angenommen und den Damen aufgegeben, den kolossalen Haarschmuck aus Gemüsen, welchen ein Pariser Friseur als Phantasiearbeit in seinem Schaufenster ausgestellt hatte, modern zu machen. Die Damen dachten über das Mittel, ihre schwierige Wette zu gewinnen, eine Weile nach und bewogen sodann die schöne Marquise v. Lesdiguières, mit dem bewußten Haarschmuck einen Versuch zu machen. Und siehe da, die seltsame Coiffure aus Blumenkohl, Artischocken, Radieschen und etwas Batist gefiel so sehr, daß das elegante Paris eine Zeitlang mit Vorliebe Gemüse und Früchte als Haarschmuck benutzte.

In England drehen sich auch die Damenwetten meist um Sportangelegenheiten, während sie sich in Amerika, dem Eldorado des Wettens, auf alles Denkbare und Undenkbare erstrecken. Es kommen dort originelle Wetten nicht häufig vor, desto mehr aber excentrische. Einige harmlose haben wir bereits oben angeführt und berichten noch von einer solchen, die durch ihre Absonderlichkeit und Frivolität selbst bei den an starke Dosen nach dieser Richtung hin gewöhnten Yankees starkes Aufsehen erregt hat.

Eine sehr hübsche Dame hatte nämlich gewettet, die meistverheiratete Frau der Welt zu werden, und sie ist in der That bereits ein Dutzend Mal unter der Bedingung in den Ehestand getreten, daß der Trauung sofort die Scheidung zu folgen habe. Selbstverständlich mußte sie die Männer, die sich zu dieser schändlichen Komödie hergaben, teuer bezahlen.

Doch eine derartige Wette gehört glücklicherweise selbst drüben noch zu den Ausnahmen, und wir wollen unsere Betrachtung mit einer lustigen Geschichte schließen, welche jüngst in Rußland passiert ist. Auf dem Marktplatze zu Woronesh beklagte sich eine elegant gekleidete Dame einer Brotverkäuferin gegenüber, daß die Brote immer kleiner würden. „Der Weizen ist doch jetzt nicht so rar und die Weißbrote so klein. Einmal hineingebissen, und ein Weißbrot für drei Kopeken ist dahin." Die Hökerfrauen sind aber in Woronesh ebenso grob wie anderswo und sehen es nicht gern, wenn gefeilscht oder geklagt wird. Die Angegriffene wurde deshalb ausfällig und verstieg sich in ihrem Aerger schließlich zu dem Anerbieten, der Dame zwanzig Dreikopekenbrote zu schenken, falls diese eines davon selbst in fünf Bissen vertilgen sollte. Die Dame ging, wohl im Vertrauen auf ihr nicht allzukleines Mündchen, auf den Vorschlag ein, ergriff eines der Brötchen, drückte es ein wenig zusammen und biß tapfer ein-, zwei-, dreimal hinein. Mit unglaublicher Schnelligkeit verschwand der Gegenstand der Wette, und beim dritten Bissen behielt die tapfere Siegerin nur noch ein ganz winziges Stückchen davon zurück. Unter dem schallenden Gelächter der in großen Mengen herbeigeströmten Zuschauer mußte die Hökerfrau die zwanzig Brote fein säuberlich einpacken und der Gewinnerin einhändigen. R. M.

Wie ein Lied entstand. — Ueber die Entstehung von Karl Maria v. Webers berühmtem „Wiegenlied" erzählt C. Ziegler folgendes: Den Spätsommer des Jahres 1810 verlebte Weber in Frankfurt am Main und sah mit Spannung der ersten Aufführung seiner „Silvana" entgegen, welche am 10. September stattfinden sollte. Nun wollte es ein unglücklicher Zufall, daß die berühmte Luftschifferin Blanchard für denselben Tag eine Fahrt vom „Klapperfeld" aus ankündigte. Da diese Fahrt die erste

Ballonfahrt in Frankfurt war, so bemächtigte sich der Einwohnerschaft eine erklärliche Aufregung.

Weber geriet fast in Verzweiflung wegen der gefährlichen Nebenbuhlerin. Gern hätte er die Aufführung der „Silvana" verschoben, allein dies war unmöglich, und so beschloß er denn, die Französin um Aufschub ihres Unternehmens zu bitten. Er eilte in deren Wohnung, traf sie aber nicht an, sondern nur ihr der Obhut der Wirtin anvertrautes Töchterchen. Die Wirtin erklärte sich bereit, Frau Blanchard auf dem „Klapperfeld" zu suchen, wenn Weber während dieser Zeit bei der Kleinen Wärterdienste thun wolle. Weber war mit dem Vorschlage einverstanden und entwickelte dem hübschen Kinde gegenüber jene herzliche Liebenswürdigkeit seines Wesens, die ihm allezeit treu geblieben ist.

Und Stunde an Stunde entrinnt, aber weder kehrt die Wirtin zurück, noch läßt sich Frau Blanchard sehen. Die Kleine wird ungeduldig und fängt schließlich zu weinen an. In seiner Not griff Weber in die Tasten eines alten Spinetts, welches in einer Ecke des Zimmers stand, und suchte durch eine leise angestimmte Melodie das Kind in Schlummer zu singen. Nun hatte ihm gerade an diesem Morgen sein Mitarbeiter Karl Hiemer den Text eines Wiegenliedes zur Komposition zugeschickt, den er in die Tasche gesteckt hatte. Jetzt gedachte er desselben und setzte seine Melodie zu ihm in Beziehung, und bald stimmte er das einschmeichelnde „Schlaf, Herzenskindchen, mein Liebling bist du!" an, jenes Lied, mit welchem seitdem Tausende von Müttern ihre Kleinen in Schlummer gesungen haben.

Der Zweck seines Besuches bei der Luftschifferin wurde zwar nicht erreicht, aber das kleine Abenteuer hatte ihm ein Lied gegeben, das sicherer als die kunstvollste Arie seinen Weg zu den Herzen des deutschen Volkes finden sollte. E. K.

Indische Gifte. — Schon längst war es bekannt, daß bei dem Indier, sowohl auf dem Kontinent als auf dem ostasiatischen Archipel, das Gift zur Befriedigung seiner Rache, seiner hinterlistigen Anschläge, ja seiner bloßen Sucht zum Schabernack eine unheilvolle Rolle spielt. Neuerdings aber ist es erst gelungen, in die Zusammensetzung oder Erzeugung der zahlreichen tückischen

Gifte selbst einen Einblick zu gewinnen. Zu den seltsamsten, eigentlich kaum Gift zu nennenden und doch entsetzlich wirkenden Stoffen dieser Art gehören die feinen, dem bloßen Auge fast unsichtbaren Härchen des Bambusblattes oder -bastes. Der Indier versteht sie jeder Speise, jedem Getränk beizumischen und, da sie geruch- und geschmacklos sind, erst nach Monaten ihre scheußliche Wirkung hervorbringen, sowie durch kein Mittel zu besiegen sind, so wird der Mörder sein Werk meistens ausführen können, ohne entdeckt zu werden. Die scharfen Härchen dringen in die Schleimhäute des Magens und der Därme ein, verursachen Entzündung, schwere Erkrankung und endlich den gewissen Tod. Die Eingeborenen auf Java verstehen demselben Zweck die langen, harten Barthaare des Tigers dienstbar zu machen, indem sie sie fast zu Pulver zerkleinern und dann mit demselben Erfolg den Speisen beimischen. Die Polizei wird deshalb angehalten, jedem erlegten Tiger diese Haare sofort abzuschneiden und zu verbrennen.

Was die dem Pflanzenreiche entnommenen Gifte angeht, so legen die Indier vor allem Gewicht darauf, daß dieselben geschmacklos oder wenigstens nicht bitter oder übelschmeckend sind, was natürlich ihre Anwendung erschweren würde. Je langsamer das Gift wirkt, um so lieber wird es angewandt. Ein derartiger Stoff wird aus der gewöhnlichen Kartoffel und einer ihr ähnlichen Erdfrucht hergestellt, indem man beide zwischen feuchtem Stroh keimen läßt, bis sich die ersten kleinen Auswüchse zeigen. Diese, zerstampft und ausgepreßt, ergeben einen Saft, den der mordgierige Indier, ohne Furcht entdeckt zu werden, in kleinen Gaben tagtäglich den Getränken seines Opfers beimengt. Mattigkeit, Schlafsucht, stockender Herzschlag sind die Anfangssymptome der entstehenden Krankheit. Lähmung und Erbrechen treten später hinzu, dann verweigert der Magen die Annahme jeglicher Nahrung und der Tod ist die Folge. Auf das Gehirn wirken die jungen Blätter des Stechapfels, welche klein gehackt der Speise beigemischt werden. Schon nach wenigen Tagen bringt ihr Genuß eine an Wahnsinn grenzende Wirkung hervor, die jedoch bald verschwindet, wenn der Genuß aufhört. Bei den Hindus soll dies ein oft gebrauchtes Mittel sein, sich dem Militärdienste zu entziehen. Auch der Saft des sogenannten Hindufarnkrauts

hat ähnliche Wirkungen zur Folge; bei fortgesetztem Gebrauch erfolgt hier bald ein furchtbares Delirium und endlich der Tod. B.

Der gefoppte General. — Im Tilsiter Frieden war bestimmt worden, daß die preußische Armee fortan nur aus 42,000 Mann bestehen dürfe. Um aber den übermütigen Franzosen nicht völlig ohnmächtig gegenüber stehen zu müssen, erfand man das sogenannte Krümpersystem. Es wurden jeden Monat Rekruten ausgehoben, flüchtig ausgebildet und dann wieder entlassen. So war das preußische Heer immer nur 42,000 Mann stark, aber es befanden sich im Lande eine große Anzahl einexerzierter Mannschaften, die im Notfalle die Armee auf 100,000 Mann bringen konnten. Der Kaiser Napoleon I. war durch Spione davon unterrichtet, konnte aber trotz aller Bemühungen keine genügenden Beweise für seinen Verdacht erlangen.

Einmal schickte er einen General von Berlin nach Treptow an der Rega, um daselbst dem ihm verhaßten Blücher ein wenig auf die Finger zu sehen. Von dieser Sendung erfuhr jedoch der damalige Chef der Berliner Polizei, Staatsrat Sack. Er gab sofort dem schlauen und gewandten Polizeiinspektor Engel den Auftrag, den französischen General auf alle mögliche Weise unterwegs aufzuhalten, während er selbst Blücher von der herannahenden Gefahr unverzüglich in Kenntnis setzte. Engel traf seine Maßregeln. Der General hatte Berlin kaum verlassen, da brach mitten auf einsamer Straße ein Rad. Stundenlang dauerte es, bis ein neues Rad geschafft, und die Reise fortgesetzt wurde Aber der General kam nicht vom Fleck; bald stürzte ein Pferd, bald fehlte es an Pferden auf den Stationen, bald war eine Brücke schadhaft und nicht passierbar und er mußte einen meilenweiten Umweg machen. Der Franzose fluchte und wetterte, aber alle Hindernisse waren von so natürlicher Art, daß er nicht auf den Gedanken kommen konnte, eine böse Absicht läge zu Grunde.

Unterdessen hatte Blücher die Nachricht erhalten und schleunigst alle „Krümper" nach Hause geschickt. Als der französische General endlich nach vielen Reiseabenteuern Treptow erreichte, lagen die Exerzierplätze öde und verlassen da, die Kasernen waren leer und still, nur einige alte Soldaten schlichen umher. Das war ja

noch weniger, als gestattet war; der General verließ die Stadt völlig beruhigt und konnte dem Kaiser einen Bericht übersenden, der sein Mißtrauen gegen Preußen für den Augenblick erheblich milderte. D.

Münzkuriosa. — In früheren Jahrhunderten, in welchen nicht nur jeder Staat einen anderen Münzfuß hatte, sondern auch die überaus zahlreichen kleinen Reichsfürsten und -grafen, sowie die Bischöfe, Prälaten, Aebte und andere Herren alle das Recht hatten, eigene Münzen zu prägen, gab es insbesondere in Deutschland so außerordentlich viele und verschiedene Münzen, daß allein deshalb schon eine Reise durch das deutsche Reich mit ungeheuren Schwierigkeiten und auch mit erheblichen Geldeinbußen verbunden war.

Unter diesen zahlreichen Münzentypen gab es nun, insbesondere in Deutschland vor der Mediatisierung zu Beginn dieses Jahrhunderts, ganze Reihen zum Teil höchst merkwürdiger Münzen, wie die sogenannten „wahrsagenden, die Hunger- und Spottmünzen, Münzenamulette" und andere. Von diesen durch ihre Bedeutung beachtenswerten Münzen sind diejenigen Arten zu unterscheiden, welche mit Rücksicht auf die Urheber, die Münzherren, oder die Ursache der Prägung, oder auch endlich ihrer sonderbaren Form wegen den Münzkuriositäten beizuzählen sind.

Die eigentümlichsten unter diesen Münzen waren die „Mordthaler", Silbermünzen in Thalergröße, welche Sigismund III. von Polen im Jahre 1630 prägen ließ. Schon Kasimir der Große († 1370) hatte ein Gesetz erlassen, welches einem verurteilten Mörder das Recht zubilligte, sich von der Todesstrafe durch eine Geldbuße zu lösen, welche an die Anverwandten des Ermordeten zu zahlen war. Sigismund III. ließ nun obige Thaler prägen, welche bedeutend geringhaltiger an Silberwert waren, gleichwohl aber zu demselben Preis wie vollwertige Thaler für die Auszahlung an die Verwandten eingelöst werden mußten; daher der Name. Die Triebfeder dieser Prägung war natürlich nichts als schnöde Gewinnsucht des Königs.

„Sargpfennige" hieß man kleine silberne Münzen der Stadt Erfurt mit zwei Schilden und dem Totenkopf. Erfurt hatte nämlich die Gebeine der beiden Heiligen Adelar und Eobanus

in silbernen Särgen aufbewahrt, welche 1525 von den rebellischen Bauern zerstört wurden. Aus dem Silber der Särge wurden später diese Münzen geprägt, welche als Reliquien sehr gesucht waren.

„Steckenreiter" heißt eine Art silberner Jubelmünzen (in viereckiger und quadratförmiger Form) der Stadt Nürnberg vom Jahre 1650, welche auf der Rückseite einen auf einem Steckenpferde reitenden Knaben zeigen, mit der Umschrift: „Frieden Gedächtnus in Nurenberg." Als man nach dem Westfälischen Frieden (1648) in Nürnberg das berühmt gewordene Friedensfest feierte, ritten unter anderen festlichen Aufzügen über tausend Knaben auf Steckenpferden vor die Wohnung des kaiserlichen Gesandten und erbaten sich ein Friedensgedächtnis. Der Gesandte ließ diese Münzen schlagen und austeilen, welche übrigens noch heute nicht so selten sind, wie die beiden vorhergenannten Münztypen.

Auch die Form der Münzen ist eine höchst mannigfaltige, besonders in den außereuropäischen Staaten. Im Orient gab es früher Münzen aus Kupferdraht, welche hufeisenförmig umgebogen und mit Stempeln (Wertzeichen) versehen waren; in Siam Kügelchen oder pillenförmige; China und Japan prägen meist viereckig durchbohrte Münzen, weil dieselben gern kranzartig um den Hals oder Leib getragen werden.

Aber auch in den Ländern Europas waren die Münzen oft von sehr ungewöhnlicher Form, wie unter anderen die goldenen Regenbogenschüsselchen, welche oft so dünn sind, daß sie der Hauch des Mundes bewegen kann, die viereckigen Klippen, die schwedischen Plates u. s. w. Letztere Münzen waren große viereckige, an den Ecken abgestumpfte Kupferplatten, welche auf beiden Seiten je fünf Stempel trugen, deren mittlerer den Wert bezeichnete. Diese ungeschlachte Münzsorte kam unter der Königin Christine von Schweden auf, und ein Stück wog anfangs über zwei Kilogramm, ein Gewicht, das indessen allmählich abnahm. Selbstverständlich waren diese Münzen für den Verkehr sehr beschwerlich. G. B.

Originelle Art, Städte zu bauen. — Der preußische Soldatenkönig, Friedrich Wilhelm I., war bekanntlich ein Mann der Sparsamkeit und der Arbeit. Während seiner dreißigjährigen

Regierung vermehrte sich Berlin um 90,000 Einwohner, und die Zahl der Häuser stieg auf 4000. Er hatte aber auch seine ganz besondere Art zu bauen. Er ließ sich vom Oberst v. Derschau von Zeit zu Zeit Verzeichnisse von Personen vorlegen, bei denen er die Mittel zu Häuserbauten annehmen konnte, und sobald er diese Verzeichnisse unterschrieben hatte, mußten diese Leute bauen, sie mochten wollen oder nicht. Als der Minister v. Marschall einmal wagte, beim König hierüber vorstellig zu werden, fand er sich selbst, sowie seine sämtlichen Verwandten auf der Liste. Ob das betreffende Land baufähig oder Sumpf war, war dem Monarchen gleich. So mußte der Geheimrat v. Nüßler ein Haus auf einem großen Fischteich bauen, in welchem Karpfen gezüchtet wurden. Alle Gesuche um Aufhebung des Befehls blieben erfolglos; Friedrich Wilhelm entschied, „er habe einen reichen Schwiegervater und müsse sonder Raisonnement auf der ihm angewiesenen Stelle in der Friedrichstadt ein Haus erbauen oder er habe Seiner Majestät Allerhöchste Ungnade zu gewärtigen“. Natürlich wurde das Haus gebaut. E. K.

Das Papier als Universalstoff. — Zu den vielen schon bekannten Verwendungen des Papiers oder vielmehr des Papierstoffes auf Gebieten, an welche die ersten Erfinder des Papiers sicherlich nicht gedacht haben, kommen täglich neue. Dahin gehören zum Beispiel die Papierfußböden, welche sich zunächst in den Vereinigten Staaten als Ersatz der hölzernen Zimmerböden einer großen Beliebtheit erfreuen. Da sie ohne Fugen sind, so ist dem Ungeziefer sein beliebtester Schlupfwinkel entzogen, und seine Ausrottung um vieles erleichtert. Fernere Vorzüge der Papierfußböden sind ihre Isolationskraft gegen Schall und Kälte, leichte Reinigung, weiches Auftreten wie auf Linoleum, große Dauerhaftigkeit und billiger Preis. Die Masse wird in Pulverform mit einem geringen Zementzusatz in Säcken verschickt. Beim Gebrauch rührt man sie zu einem steifen Brei an, breitet diesen aus, preßt ihn mittels Walzen an und giebt nach dem Trocknen einen Eichen-, Mahagoni- oder Nußbaumanstrich.

Verwandt hiermit ist die Herstellung von Papiersteinen für Zwischenwände oder Isolierschichten, welche nur den zehnten Teil des Gewichtes von Mauersteinen besitzen. Auch hier ist großes Ge-

wicht auf die Eigenschaft der Papiermasse, die Wärme schlecht zu leiten, gelegt worden.

Ein ganz anderes Gebiet betreten wir dagegen mit der Erwähnung der amerikanischen Papiersegel, welche dort sowohl für Kutter und Jachten als für größere Fahrzeuge mit Erfolg angewandt worden sind. Viel billiger als Leinensegel, sollen sie noch durch die eigenartige Präparierung des dazu genommenen Materials ebenso zäh, geschmeidig und unzerreißbar wie Stoffsegel werden. Die Papiermasse wird vor dem Walzen mit chromsaurem Kali, Leim, Alaun, Wasserglas und Talg versetzt und beim ersten Walzen ziemlich dick belassen, dann werden je zwei Bahnen dieses Papieres verleimt und nun abermals, und zwar sehr dünn, ausgewalzt. Endlich wird das Papier durch Behandlung mit Schwefelsäure pergamentartig gemacht, dann mit Natronlösung gewaschen und satiniert. Die Ränder der Papiersegel bekommen Säume aus eingelegten Schnüren.

Vom Segel bis zur Telegraphenstange ist ein weiter Sprung, und trotzdem hat ihn das Papier gemacht, und nicht ohne Erfolg. Zur Erzielung der nötigen Härte setzt man der Masse Borax, Salz und einige andere Substanzen hinzu. Die Pressung der Telegraphenpfähle geschieht in Form hohler Stangen, die sehr leicht sind, große Widerstandsfähigkeit gegen Wind, Regen und Frost besitzen und, wenn die Tannen seltener werden als jetzt, vielleicht noch eine Zukunft haben.

Das Papier endlich in die Bildhauerkunst eingeführt zu haben, ist das Verdienst des Amerikaners Shout, dem wir bereits die in den Vereinigten Staaten fast ausschließlich gebrauchten Papierräder für Eisenbahnwagen verdanken. Zur Anfertigung seiner Statuen aus Papier wird zuerst ein Drahtnetzgerippe fertiggestellt. Dieses wird alsdann mit Bindfaden, der durch Kleister zu Lagen verbunden wird, so dick bewickelt, daß die ungefähren Formen der Statue entstehen. Jetzt trägt man schichtweise die Masse auf, bis die Figur in groben Umrissen dasteht, die feineren Details werden dann aus der harten, getrockneten Masse herausgearbeitet. Ist die Idee der papierenen Bildsäulen auch gerade nicht sehr künstlerisch, so ist sie doch echt amerikanisch. V.

Zweitausend englische Meilen auf dem Treibeise. — Auf einer der kleinen Inseln im Beringsmeer lebt ein zahlreicher Indianerstamm, der sich ausschließlich von dem Ertrage des Fischfangs ernährt. Im Winter unternehmen die Indianer oft weit ausgedehnte Robbenjagden, doch nur bei Nordwind, da das Eis, sobald der Wind umschlägt, schnell mürbe wird und zu großen Schollen auseinander bricht, die durch die Strömungen nach allen Richtungen hin getrieben werden und oft in kurzer Zeit vollständig zerbröckeln und schmelzen.

Vor einiger Zeit begaben sich zwei junge Indianer über das Eis auf die Jagd und hatten sich schon ungefähr zehn englische Meilen von der Insel entfernt, ohne Robben zu finden, als das Eis, das schon seit einigen Tagen mürbe gewesen war, zu einer Anzahl großer Felder auseinander platzte. Als die beiden sich ihrer Lage bewußt waren, trieben sie schon auf das Beringsmeer hinaus, und es dauerte nicht lange, so war das Land ihren Blicken entschwunden. Die wenigen Lebensmittel, welche sie zur Jagd mitgenommen hatten, waren schon am zweiten Tage aufgezehrt, und sie hatten die Aussicht auf einen qualvollen Tod durch Hunger und Durst vor sich. Am Morgen des vierten Tages, als ihre Zungen bereits aufgeschwollen waren und sie kaum noch unartikulierte Laute von sich geben konnten, sahen sie ein Walroß mehrere hundert Fuß vor sich auf die Eisscholle klettern und sich zum Schlafen niederlegen. Es gelang ihnen, sich unbemerkt hinzuschleichen und das Tier zu töten. Sie stillten ihren Durst an dem Blute und ihren Hunger an dem Fleische, und dies war die einzige Nahrung, die sie während ihres Aufenthalts auf der Eisscholle hatten.

Am fünften Tage sahen sie wieder Land und erkannten eine Insel, die fünfhundert Meilen südlich von dem Ausgangspunkt ihrer unfreiwilligen Reise lag. Sie trieben bis auf wenige Meilen an die Küste heran und waren ihrer Rettung schon sicher, als sich plötzlich ein anderer Wind erhob, der sie nach Westen zu trieb. Als sie das nächste Mal wieder Land sahen, war es die sibirische Küste. Kaum waren sie auf eine Meile herangetrieben, als ein Gegenwind sie wieder ostwärts trieb. Ihr Walroß war inzwischen vollständig verzehrt, und sie litten

entsetzlich unter dem Durst. Wie lange sie nachher noch umhergetrieben sind, wußten sie nicht, denn sie wurden bald darauf von einer Art Delirium befallen. Endlich trieb ein günstiger Wind ihre mittlerweile bedenklich zusammengeschmolzene Scholle nach der Mündung des Kuskoquimflusses, wo ein Halbindianer sie fand und gastfrei in sein Haus aufnahm. Sie waren, wie später nachgerechnet wurde, drei Wochen auf der Eisscholle gewesen und hatten auf derselben nahezu zweitansend englische Meilen zurückgelegt. v. B.

Longfellows Antwort. — Longfellow, der berühmte amerikanische Dichter, ging eines Tages mit einem sehr sparsamen Bekannten die Regent Street in London entlang. Sie kamen an einem blinden Mann vorbei, der einen alten Hut in der Hand hielt und um eine kleine Gabe bat. Longfellows Bekannter blieb stehen und holte eine Menge Silberstücke aus seiner Tasche. Nachdem er längere Zeit in denselben herumgesucht, fand er endlich eine kleine Kupfermünze, die er dem blinden Bettler in den Hut warf. Dann steckte er das Silber wieder in die Tasche und knöpfte langsam seinen Rock zu. Longfellow, über das lange Warten ärgerlich geworden, rief: „So kommen Sie doch endlich!"

Der „Philanthrop" sah ihm fest ins Auge und sagte dann langsam und bedächtig: „Lieber Freund, das ist so eine Gewohnheit von mir, den Blinden gebe ich immer."

„Sie thun jedenfalls ganz recht, sich die Blinden herauszusuchen," versetzte Longfellow, „sie können ja nicht sehen, wie wenig Sie ihnen geben!" L—n.

Die einzige Erinnerung. — Der ebenso ein-, wie ungebildete Herzog von Marlborough († 1840) hatte mit seiner Gattin eine Reise nach Italien gemacht und während derselben alle Hauptstädte besucht.

Nach seiner Rückkehr fragte ihn ein Freund: „Nun, Herr Herzog, wie hat Ihnen Rom gefallen?"

„Rom?" fragte der Herzog zurück und wandte sich an seine Gattin, „war das nicht die Stadt, wo wir die schlechten und teuren Handschuhe gekauft haben?" W. L.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für die beginnende Reisesaison empfehlen wir folgende Reisehandbücher:

Württemberg und Hohenzollern.

322 Seiten mit über 400 Illustrationen und 6 Extrakarten.

Elegant gebunden Preis M. 2.80.

Die Eigenart unsres **„Illustrierten Führers durch Württemberg und Hohenzollern"** besteht darin, dass er trotz der durch die Handlichkeit bedingten Raumbegrenzung und trotz der bei aller Ausführlichkeit gebotenen Reiseführer-Prägnanz seinen Gegenstand, das schöne Schwabenland, auch illustrativ erschöpfend vor Augen stellt. Durch über 400 allerliebste kleine Abbildungen führt er nahezu alles vor, was Württemberg und Hohenzollern an interessanten Landschaften, Schlössern, Ruinen, Kirchen, Denkmälern u. s. w. bieten.

200 Ausflüge in die Umgegend von Berlin.

Von **ALOYS HENNES.**

Zwanzigste Auflage.

224 Seiten mit 7 Spezialkarten und 50 in den Text gedruckten Uebersichtskärtchen.

Elegant gebunden Preis M. 2.50.

Die Vorzüge dieses in vielen Auflagen verbreiteten Touristenhandbuches sind so bek[illegible] Empfehlung unnötig ist.

Zu beziehen durch [illegible]en.